Adolf Stern
Ausgewählte Werke

Ausgewählte Werke

von

Adolf Stern

Vierter Band

Ohne Ideale II.

Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Ohne Ideale

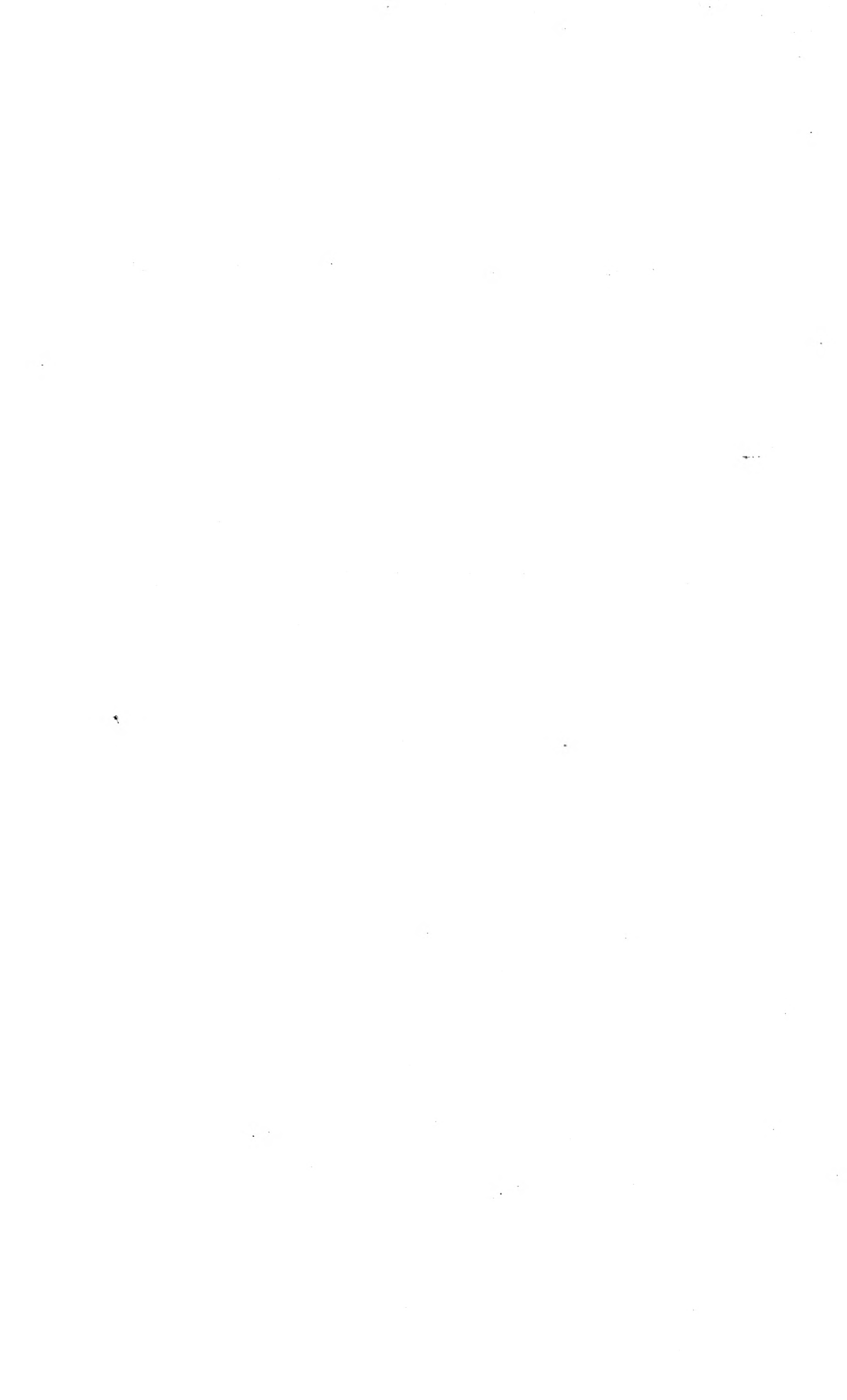
Roman

von

Adolf Stern

Zweiter Band.

Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).



Drittes Buch



Achtzehntes Kapitel.

Die Winterfreuden der Residenz Forstenburg neigten sich mit dem Winter selbst dem Ende zu. Im Gegensatz zum vergangnen Jahre, in der der Brand der Forstakademie, des alten Schlosses, in der kältesten Februarnacht stattgefunden hatte, war der Februar diesmal bereits von Frühlingsahnungen durchhaucht, und feuchtwarme Regen hatten in den letzten Tagen im Park viel vorzeitiges Grün erweckt, aber das Aussehen der Stadt freilich nicht verschönert. Straßen und Baumgänge zeigten sich naß und neblig überhaucht, tropfend und träufend und noch stiller und menschenleerer, als sie sonst lagen. Selbst der große Platz vor dem neuen Residenzschlosse bot einen unerfreulichen Anblick und war mit größern und kleinern stehenden Gewässern bedeckt.

Der letzte große Konzert- und Ballabend der Museumsgesellschaft dämmerte unter bedenklichen Aussichten heran, und die sehnsüchtigen Blicke, die aus den verschiedensten Häusern nach dem Himmel gerichtet wurden, waren so zahlreich als aufrichtig. Denn der Luxus an Equipagen und bessern Mietwagen, der in der mäßig großen Stadt entfaltet werden konnte, war ein höchst bescheidner, und vom Aufhören des Regens hing ein Teil des Glanzes dieses Abends ab.

Gleichwohl gab es auch am heutigen Nachmittag einige Stellen, wo man sich für den Abend vorbereitete und

doch die Wetteraspekten mit Gleichmut oder gar nicht beachtete. Die behaglichste dieser Stellen fand sich jedenfalls in den kleinen obern Räumen, die der Hofküper Lotichius für verschwiegne Diners und stille Weinproben in seinem Etablissement hielt. Ein paar reichausgestattete, durch dicke Mauern getrennte Zimmer, zu denen eine alte geschnitzte Wendeltreppe emporführte, die Erich Franken und Bildhauer Dernburg oftmals für ein Kunstwerk erklärt hatten, waren selbst vielen Gästen der untern Weinstube des Hofküpers unbekannt und wurden dadurch für ihre gelegentlichen Besucher noch um vieles einladender und anmutender. Am heutigen Nachmittag war nur das eleganteste, mittlere, dieser Zimmer reich erleuchtet, die Läden der Bogenfenster nach dem Schloßplatz zu fest geschlossen, und zwischen dem Zimmer und dem Aufzug zur Küche huschten ein paar geschäftige Gestalten hin und wieder. In dem Gemach selbst gab Herr Camillo Arsakoff, der Hofpianist, seinem Freunde, dem Hofarzt Doktor Paul Lohmer, eines jener kleinen vorzüglichen und besonders kostspieligen Diners, für deren Herstellung sich Herr Lotichius unter den wenigen Kennern Forstenburgs eines mehr geflüsterten als lauten Rufes erfreute. Beide Herren waren in Balltoilette und hatten die Stunde ihres Diners so gewählt, um von der Nachsitzung sofort in die Räume der Museumsgesellschaft hinübergehen zu können. Herr Lotichius war der Wirt auch dieser ersten Gesellschaft der Stadt, und sein Etablissement stand mit diesem Hause durch mehrere Gänge in Verbindung. Die beiden speisenden Herren konnten daher um so ruhiger den Abend erwarten. Doktor Paul Lohmer saß dem Musiker gegenüber und hörte mit Interesse eine Auseinandersetzung desselben über die Kennzeichen der echten alten Ungarweine

an. Eine Flasche Tokayer Auslese, welche zwischen beiden Herren stand und von der es nicht ganz klar war, ob sie aus den Privatkellern des Hofküpers, oder aus dem herzoglichen Hofkeller selbst stammte, gab der Belehrung, die Signor Camillo seinem Freunde gönnte, praktische Bedeutung. Beide Männer tranken nicht unmäßig, sondern mit ruhigem, sichtlichem Genuß, und fühlten sich bereits hinreichend erwärmt, um zu vertraulichen Privatangelegenheiten übergehen zu können.

„Ich würde bedauern, den Ball besuchen zu müssen, wenn ihm das Konzert, in dem Sie spielen, nicht voranginge," sagte der Doktor und erhob sein Glas zu einem symbolischen Kompliment für Arsakoff. „Wird Ihnen nicht unbehaglich bei dem Gedanken, daß Sie von diesem preisenswerten Tisch an Ihren Flügel sollen?"

„Ich habe nicht das deutsche Talent, bis in die Nacht hinein zu sitzen!" entgegnete Arsakoff. „Und das Auftreten in Ihrer Spießbürgergesellschaft verursacht mir weder Wallungen noch Besorgnisse — ich durfte es dem Vorstand des Museums nicht abschlagen, weil sie mir ihr Lokal für die Proben zur Symphoniekantate seligen Andenkens zur Verfügung gestellt hatten. Sie erinnern sich doch des großen Abends — am Geburtstag der Prinzessin Stephanie?"

Doktor Paul erinnerte sich desselben nur zu wohl und war zum erstenmal bei dem heutigen Diner um eine Antwort verlegen, weil er nicht recht wußte, wie weit er seinem Gegenüber zu trauen, und welchen Ton er anzuschlagen habe. Arsakoff aber, der den zweifelnden Ausdruck in den Mienen des Arztes gar nicht wahrnahm, plauderte unbefangen weiter:

„Nun, Sie haben inzwischen Ihren damaligen Rivalen

gründlich aus dem Sattel gehoben? Haben Sie wieder etwas von dem Herrn Baumeister gehört, oder macht Ihr Bruder, der ja sein Freund ist, großes Geheimnis aus Herrn Frankens Schicksalen?"

„Er ist in München und sucht die Geheimnisse der bayerischen Neurenaissance zu ergründen!" versetzte Lohmer mit hartem und nach Möglichkeit verächtlichem Ton. „Daß mein Bruder an ihm hängt, hat seine guten Gründe, sie begegnen sich in einem kindischen Trotz gegen das eherne Gesetz der Zeit — ungefähr so, wie wir uns darin erkennen, daß wir uns diesem Gesetz unterworfen haben. Warum tun Sie die Frage an mich?"

„Nur weil die Prinzessin gelegentlich eine Frage nach dem verschollenen Theaterbaumeister getan hat," lächelte Arsakoff. „Ihre Empfindlichkeit läßt mich fürchten, daß die Verlobung mit Fräulein von Herther auch auf dem heutigen Museumsball noch nicht perfekt wird, und ich weiß, offen gesprochen, nicht einmal, ob ich Sie darum beklagen soll. Sie sind Menschenkenner, ich weiß es, und Sie werden Ihre guten Gründe haben, die Verbindung mit dem Hertherschen Hause so eifrig zu suchen. Dennoch verstehe ich Sie hier nicht ganz. — Der Präsident von Herther ist ein Mann, der mir an Ihrer Stelle unheimlich wäre — man gibt ihm die guten Karten in die Hand, und er legt sie beiseite!"

„Das ist mir nicht ganz verständlich, lieber Arsakoff," erwiderte der Hofarzt. „Für einen Mann des Strebens und des Erfolgs habe ich Herrn von Herther nie erachtet, finde ihn jedoch in einer Lage, die andre erst zu erkämpfen haben. In den Fall der Annahme oder Ablehnung dürfte er bei seinem Alter und seinen Ansichten schwerlich mehr kommen."

„Er ist darin gewesen," gab Arsakoff zurück und schenkte Doktor Paul die letzten Tropfen des kostbaren Ungarweins ein. „Sie dürfen mir auf mein Wort glauben, daß ihm der Herzog dreimal, sage dreimal, das Staatsministerium angeboten hat, und er es ebenso viele Male ausgeschlagen hat."

„Sie haben denn freilich bessere Quellen, wie ich!" rief Lohmer und setzte sein Glas vor dem Trinken ab. „Ich möchte sagen, der Präsident hätte ungewöhnliche Klugheit an den Tag gelegt, auf eine Verbindung mit dem Herzog nicht einzugehen, die doch keinen Bestand haben konnte. Freilich — auch beim kürzesten Bestand hätte er viel, unberechenbar viel für seine Freunde zu tun vermocht."

„So ist's!" nickte der Musiker bestätigend. „Und ich glaube noch ein andres Stücklein des Herrn Präsidenten zu kennen. Ich verkehre viel im Hause des Herrn von Dachröden, des Generaldirektors der hiesigen Bank. Nun war Herr von Herther lange Jahre Syndikus derselben und hat sich bei dieser Gelegenheit nicht geringes Vertrauen und eine wunderbare Anhänglichkeit der Herren Direktoren erworben. Bankrat Lorius, der zweite Direktor, der im Dezember starb, hat Ihrem Herrn Schwiegervater in spe die großen Kohlenwerke bei Weidenwald testamentarisch vermacht. Der Herr Präsident verweigert die Annahme dieser Erbschaft und sucht unter der Hand nach ein paar armen Verwandten des verstorbnen Bankrats."

Jetzt war Arsakoff gewiß, daß Doktor Paul erglühte und in große Erregung geriet, die er zu verbergen strebte. „Dies ginge denn freilich über das Maß des Schrullenhaften hinaus und grenzte an Albernheit. Wenn Ihre Nachricht zuverlässig ist —"

„Sie ist es vollkommen," versicherte der Virtuos. „Wie ich Ihnen sagte, sie kommt vom Generaldirektor der Bank selbst, und ich habe Grund, zu vermuten, daß mir die Notiz zu Ihrer Information gegeben ward. Denn ich kann mich nicht rühmen, großes Interesse für Herrn von Herther und seine Tochter an den Tag gelegt zu haben und stehe dort so wenig in Gunst, wie Sie bei Prinzeß Stephanie. Warten Sie einen Augenblick, da erscheint Lotichius mit dem Käse und einem letzten besondern Tropfen."

In der Tat trat Herr Lotichius mit einer bestaubten Flasche im Arm und von zweien seiner schwarzbefrackten Trabanten gefolgt, in das Gemach, um wohlverdiente Lobsprüche über seine Bewirtung einzuernten. Weder Herr Camillo noch Doktor Paul waren karg damit, ja der letztere suchte hinter dem eifrigen Gespräch, das er mit dem Hofküper über die Einzelheiten des verflossenen Diners anknüpfte, seine entschiedne Verstimmung zu verbergen. Die Mitteilungen Arsakoffs hatten ihm die Empfindungen wieder erweckt, mit denen er in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr dem Präsidenten von Herther gegenüber gestanden hatte. Seitdem Erich Franken Forstenburg verlassen hatte und Paul Lohmer in der Hertherschen Villa gleichsam Herr im Hause war, war ihm gar nicht mehr zum Bewußtsein gekommen, daß der Präsident eine höchst selbständige, von ihm grundverschiedne Persönlichkeit sei, der sich nur aus einer mißverstandnen, von seinem jungen Günstling innerlich belächelten Dankbarkeit durch den Arzt beeinflussen und lenken ließ. Doktor Paul erwog jetzt blitzschnell, von welcher Bedeutung das, was er soeben vernommen, für ihn werden konnte. Wenn es gelang, Herrn von Herther bezüglich des Vermächtnisses

zu Vernunft zu bringen, so war dieser nicht nur ein wohlgestellter und mäßig wohlhabender, sondern ein reicher Mann. Der Gedanke, sich mit diesem Hause zu verbinden und in ihm den zuverlässigen Boden für seine Zukunft zu gewinnen, verwandelte sich dann in einen glücklich-genialen! Wenn umgekehrt Herr von Herther sich starrsinnig zeigen und seinem Einfluß widerstehen sollte, so hatte Arsakoffs Zweifel ein Recht — und er mußte noch einmal erwägen, ob die Hand der anmutigen Felicitas denn auch wirklich so begehrenswert sei. Indem er sich im stillen sagte, daß es ihn nur einen Entschluß koste, sich loszulösen, fühlte er doch, daß sein eignes Bemühen um die Gunst des Mädchens, und der Reiz ihrer Persönlichkeit doch eine Art Widerhaken bildeten, und wünschte lebhaft, daß der Präsident ihm folgen möchte, wie seither immer. Sobald Herr Lotichius ihn mit dem Musiker wieder allein ließ, versuchte er über seinen Tischfreund die Oberhand zu gewinnen, und fragte lächelnd:

„Und wie ist's mit Ihnen, Arsakoff? Hat die schöne Gabriele von der goldnen Truhe Hoffnung, daß Sie heute das erlösende Wort sprechen werden? Sie sehnt sich lebhaft nach Kunstreisen, auch wenn diese ein paar Wochenbetten im Gefolge haben sollten!“

Herr Camillo überhörte den zynischen Scherz des Arztes und entgegnete mit einem Ausdruck von Gleichgültigkeit, um den ihn Doktor Paul beneidete: „Schaffen Sie mir erst die Versicherung, daß Fräulein Gabriele auch den Schlüssel zur goldnen Truhe hat. Papa Hildheimer flößt mir bei weitem weniger Vertrauen ein, wie Ihnen Papa Herther. — Es ist das Lächerlichste von der Welt, eine Geldheirat einzugehen und danach kein Geld zu haben — ich habe diese Komödie ein paarmal bei

guten Freunden mit angesehen und möchte nicht der Held einer solchen sein. Sondieren Sie bei Gelegenheit den Herrn Kommerzienrat, schaffen Sie mir Sicherheit, daß er Fräulein Gabriele eine von seinen drei Millionen mitgibt, und dann lassen Sie uns wieder über die Angelegenheit sprechen."

Doktor Paul, den der reichlich genossene schwere Wein zu Reflexionen stimmte, sah Arsakoff von der Seite an und nahm ein gewisses nervöses Zucken der emporgeschobenen Lippe wahr. Er rief daher aus:

„Seltsam ist's gewiß und für einen guten Psychologen ein ungelöstes Rätsel, warum Menschen, die sich über das Notwendige nicht täuschen, doch so mühselige Wege dazu einschlagen. Warum sind Sie Künstler, da Sie doch wissen, daß Sie eine Million brauchen? Wäre es nicht klüger — für uns alle meine ich — wir schlügen den direktesten Pfad ein und sparten uns die Ängste, die auf unsre Art erwachsen?"

„Ich dürfte Ihnen sagen, daß unser Weg noch immer der leichtere sei und die Mühe, Fräulein Hildheimer zu heiraten, jedenfalls geringer, als die, welche Herr Hildheimer an seine ersten Hunderttausend gesetzt hat! Aber Sie irren sich auch in bezug auf mich! Ich könnte nicht leben ohne Musik, ich habe keine Vorstellung, wie ich irgend einen andern Beruf haben sollte, und selbst der Genuß würde mich schal dünken, wenn ich ihn nicht mit meiner Kunst würzen dürfte!" rief Arsakoff aus. Auch sein Gesicht erglühte jetzt vom Feuer des Weins und von der innern Erregung, in die ihn die kühle Skepsis des Arztes versetzte. „Solange ich denken kann, habe ich mich auf der Tonflut gewiegt, in jedem andern Elemente würde ich verkommen — und muß darum lachen, wenn mir die

sogenannten strengen Künstler, wie Ihr Walter Schultz einer ist, die Künstlerschaft absprechen! Mögen sie doch die Kunst auf ihre Weise treiben und mir die meinige lassen — zuletzt ist alles schillernde Seifenblase und die bunteste, leichteste immer die beste gewesen!"

Der Musiker stützte, indem er dies sprach, den Kopf nachdenklich in die Hand, und so übermütig sein Ton klang, so zog dennoch ein Schatten durch seine Mienen, als ob er an der Wahrheit seines eignen Worts zweifle. Doktor Paul schnitt aus dem Stiltonkäse, der vor ihm stand, Würfel und Rhomboiden, und sagte nachdenklich:

„So gibt bei Ihnen, wie bei andern, ein Rest, oder besser ein Überschuß der Gewohnheit den Ausschlag. Ich kann mich nicht rühmen, daß ich freier sei — denn was ist's zuletzt, was mich, nachdem ich mir etwas bessere Vorbedingungen geschaffen hatte, wieder hierherzog! Ich hoffe noch, daß ich von hier aus meinen weitern Weg finde — aber wenn ich unglücklicherweise hier sitzen bliebe, in der Hälfte des Wegs, so hätte ich die Gewohnheit anzuklagen, die uns bannt und die Kraft bricht."

Camillo schien keine Lust zu haben, dem Arzte in diese Erörterungen zu folgen, und so trat zum erstenmal seit dem Beginn des Diners eine Pause in der Unterhaltung der beiden ein. Der Virtuos ließ seine Finger über den Tisch gleiten, wie über die Tasten und schlug sich die ersten Takte des Konzerts an, das er nachher im Museumssaale zu spielen hatte, Doktor Paul aber fuhr noch ein paar Minuten in seiner unbewußten Schnitzerei fort. Wie lange die Pause gewährt hatte, kam keinem der Schweigenden zum Bewußtsein; denn nachdem er respektvoll geklopft, trat der Herr Hofküper zum zweiten=

mal ins Zimmer und wandte sich an Arsakoff, dem er zuflüsterte, daß drüben in der Museumsgesellschaft sich bereits ein zahlreiches Publikum zu sammeln beginne und er deshalb im Nebenzimmer alles bereit gestellt habe, was die Herren zur Auffrischung ihrer Toilette bedürfen möchten. Noch flüsternder setzte er hinzu, daß draußen im Gange ein junger Bursche mit einem Briefe harre. „Es ist der Groom Ihrer Hoheit — ich habe ihn wohl erkannt, obschon er keine Livree trägt und wie ein Straßenbube aus der Stadt aussehen möchte,“ versicherte er. Herr Camillo machte eine Bewegung, als wenn er dem Alleswisser Schweigen gebieten wolle — besann sich aber rasch genug, daß der Doktor unzweifelhaft jedes Wort vernommen habe, und sagte ganz laut:

„Sie werden recht haben —. Ralph wird von seiner Landsmännin Miß Edith Blake abgeschickt sein — und hält es in solchem Fall immer für Pflicht, die Livree abzulegen. Lassen Sie den kleinen Burschen eintreten, und dann wollen wir uns zu unsern Konzertfreuden rüsten.“

Die Gnomengestalt des kleinen Engländers erschien in der Tür — Arsakoff sah ihm entgegen und rief ihm, auf den Brief in seiner Hand deutend, zu: „Von Miß Blake, Ralph?“ worauf der Kleine gravitätisch erwiderte: „Von Miß Edith, Herr!“ und das Billett überlieferte. Der Musiker riß das Kuvert ab und ließ es absichtlich neben sich niederfallen; er hatte die Genugtuung, daß Paul Lohmer es aufhob und sich, indem er es auf den Tisch legte, einen Blick auf die Handschrift vergönnte. Dann seufzte Herr Camillo leicht und entließ den jungen Burschen mit dem Bescheid, daß er erscheinen werde, sobald das Konzert hier vorüber sei. Zu seinem Gaste gewandt, fügte er erläuternd hinzu: „Um die Aussicht

mich diesen Abend Fräulein Gabriele zu widmen, ist's wieder einmal geschehen. Ihre Hoheit veranstaltet einen musikalischen Tee in Miß Blakes Zimmern, um eine durchreisende, an sie empfohlene Sängerin zu hören, und ich werde das fragwürdige Vergnügen haben, die Dame zu begleiten."

Doktor Paul nickte zustimmend, verfolgte aber jede Bewegung des Musikers so, als hoffe er, daß dieser den erhaltenen Brief, den er in der Brusttasche seines Frackes barg, ebenso fallen lassen würde, wie vorhin das Kuvert. Und dabei blitzte das scharfe Auge Lohmers sein Gegenüber durchdringend an — so gut Arsakoff sich selbst beherrschte, er vermochte eine gewisse Erregung und leidenschaftliche Spannung, die sich seiner in den letzten Minuten bemächtigt hatte, nicht völlig zu verbergen.

Eine halbe Stunde später trennten sich Arsakoff und Doktor Lohmer in den Räumen der Museumsgesellschaft. Der Musiker begab sich in das hinter dem Orchesterpodium gelegene Künstlerzimmer, um sich vor seinem Auftreten eine kleine Weile sammeln zu können; der Arzt ging, um Herrn von Herther und dessen Tochter gleich bei ihrer Ankunft zu begrüßen. Er wünschte ungeduldig den Augenblick herbei, in dem er mit dem Präsidenten allein sprechen könne, und sagte sich doch, daß er sich längere Zeit Felicitas ausschließlich widmen müsse. Dazu fühlte er, daß das schwere Diner sein Blut in Wallung gebracht und ihm seine gewöhnliche Kühle geraubt habe, und geriet in eine fast gereizte Stimmung, da die Hertherſche Familie heute zu den letzten gehörte, die sich am Saaleingang zeigten. So erschien es ihm als glücklicher Zufall, daß er mit seinem Bruder Max, dem

Zoologen, zusammentraf, den er sofort ansprach, als er wahrnahm, daß ihm der Professor ausweichen wollte.

„Nun, ich höre, du bist bei der neuen Prorektorwahl durchgefallen — deine Herren Kollegen haben dir den Dank für deine Bemühungen, eure Akademie zu erhalten, auf landübliche Weise abgestattet!“

„Mein Gott, ich bin zwei Jahre nacheinander gewählt worden,“ versetzte Max ruhig. „Wenn die Wahl nicht zu einer bloßen Komödie werden soll, so war's Zeit, daß ein andrer mich ablöste. Ich überlasse mit Vergnügen die Geschäfte an Waldow.“

„Natürlich,“ sagte der Doktor mit verbissenem Tone. „Die verbreitetste Tiergattung in Deutschland sind die Füchse, die höher hängende Trauben sauer finden. Deine ganze Situation hier ist keinen Deut wert, wenn du nicht einmal erzwingen kannst, daß sie dir jahraus jahrein die dürftige Ehre erweisen, die sie zu verschenken haben. Die Sache ist die, daß du ihnen keine Furcht einflößest und ihnen erlaubst, ihren schlechten Instinkten zu folgen.“

„Ich wünsche in gar keinem andern Verhältnis zu meinen Kollegen zu stehen, Paul,“ entgegnete der Professor, „Du lebst dich stets tiefer in einen krankhaften Ehrgeiz hinein — und das tut mir, wie es nun einmal kommen wird, nicht bloß leid für dich, sondern auch für andre.“

Paul Lohmer konnte nichts erwidern, denn eben traten der Präsident und Felicitas von Herther ein. Felicitas war in weißer Balltoilette, die ihre anmutige Erscheinung noch hob, ihre Farben erschienen selbst frischer als sonst — nur Doktor Paul und wenige Eingeweihte konnten einen schwermütigen Blick der Augen und einen eigentümlichen Ausdruck von Abwesenheit wahrnehmen. Herr von Herther freute sich sichtlich, den jungen Mann

seiner harrend zu finden, und zuckte nur leicht mit den Schultern, als ihm dieser anvertraute, daß er mit Camillo Arsakoff ein Diner zu zweien gehabt habe. Auch Felicitas' Gruß war nicht unfreundlich — sie reichte Doktor Paul ihre Hand und ließ ihm die Wahl unter den Tänzen für den spätern Ball. Es war eine seltsame Mischung von Vertrautheit und leiser Abwehr in dieser wie in jeder Begegnung des Mädchens mit dem Arzt. Paul Lohmer fühlte beides heraus, aber nahm jederzeit die Miene an, nur die freundlich vertrauliche Art der Umworbenen zu sehen und von stillem Widerstand nichts zu ahnen. Wie er jetzt den Präsidenten und Felicitas zu ihren Sitzen begleitete und sich seinen eignen Platz unmittelbar hinter dem Stuhl des Mädchens sicherte, blickten ganze Reihen der versammelten Gesellschaft den dreien nach, und nickten und flüsterten sich ihre Gewißheit zu, daß man hier einen Brautvater und ein glückliches Paar vor sich sehe. Doktor Paul war sicher genug, daß ihm der kleinstädtische Klatsch nie zur Fessel werden könne, aber für das Mädchen schmiedete er Ring an Ring.

Felicitas mochte ähnliches empfinden — sie ließ einigemal den Kopf sinken und sah mit trauriger Miene und einer Art Entrücktheit auf den glatten Parkettboden vor ihrem Sitze nieder. So oft sie aber wieder emporblickte und ihres Vaters Gesicht wahrnahm, der ihr ermutigend zulächelte und sie mit jeder Miene zur eifrigen Unterhaltung mit dem jungen Arzte aufforderte, so atmete sie schwer und bezwang sich und wandte sich zu Doktor Paul zurück, bis das Konzert seinen Anfang nahm.

Camillo Arsakoff ward vom Publikum mit rauschendem Beifall begrüßt, man empfand es in dieser Gesellschaft als eine besondre Gunst und Ehre, daß er in einem

Museumskonzert mitwirkte. Der Beifall wuchs, nachdem er mit hinreißendem Feuer das große Lisztsche Es-dur-Konzert gespielt und in der Tat sein Bestes gegeben hatte. Vor einer Stunde noch war ihm sein Auftreten hier mehr als eine lästige Verpflichtung erschienen. Seit er vorhin das Billett aus dem Schlosse empfangen hatte, war ein andrer Geist in ihm erwacht. Er hatte, wie er das Podium betrat und sich an seinen Flügel setzte, in den vordersten Reihen der Hörer den Kommerzienrat Hildheimer und Fräulein Gabriele wahrgenommen. Und mit einmal überkam ihn die Vorstellung, daß er, je kürzer er heute hier verweilen werde, um so mehr alle seine Zauber entfalten müsse. Er bot seine ganze Virtuosität auf und befand sich in jener Erregung, die der Leistung des Augenblicks so glücklich zu Hilfe kommt. Auch nachdem er gespielt hatte, zeigte er nichts von der Abspannung, die er sonst oft empfand und noch öfter als Kunstapparat mit sich führte. Er trat rasch vom Podium herab, begrüßte den Vorsteher der Gesellschaft und unmittelbar darauf den Herrn Hofbankier und Fräulein Gabriele. Er sprach sein lebhaftes Bedauern aus, daß er leider um die gehofften Ballfreuden betrogen und ins Schloß zu einem kleinen Privatkonzert der Prinzessin befohlen sei. Und sobald er bemerkte, daß Fräulein Hildheimer diese Nachricht mit eifersüchtiger Spannung entgegennahm, eilte er, sich die Polonaise und einen ersten Tanz zu erbitten, indem er es wagen wolle, eine halbe Stunde nach der festgesetzten Zeit bei der Gouvernante Ihrer Hoheit zu erscheinen. Er ließ mit flüchtiger Andeutung durchblicken, daß er für Fräulein Gabriele heute besonders gespielt habe und von der Versicherung, sie wirklich entzückt zu haben, wahrhaft beglückt sei. Und

die ironisch-skeptische Miene, die ihm sein Tafelgenosse von vorhin zuwandte, beirrte ihn nicht in dem angeschlagenen Tone. Gabriele Hildheimer war nicht bloß von seinem Spiel, sie war von ihm selbst hingerissen und schritt mit einem Stolze an seiner Hand die endlosen Windungen einer langen Polonaise auf und ab, der ihre kleine Gestalt höher und haltungsvoller erscheinen ließ. Und während all dieser Minuten, die er mit so beflissner Hast auskaufte, flogen Camillos Gedanken weit, weit über das junge Mädchen an seiner Seite, über die ganze festlich geschmückte Gesellschaft und die pompejanisch dekorierten Wände dieses Ballsaals hinaus, nach stillen Räumen in der Residenz. Er wünschte den Augenblick heran, in dem er hier frei sein würde, und riß sich doch scheinbar so schwer los, daß er zwei- und dreimal zurückkehrte und sich immer aufs neue bei dem Kommerzienrat und seiner Tochter verabschiedete.

Paul Lohmer sah ihm mit einer gewissen Spannung und Bewegung nach, in der beinahe etwas von bewunderndem Anteil war. „Er spielt hohes Spiel," sagte der Doktor zu sich selbst — „und spielt so verwegen, als ob er des Glücks gewiß wäre. Und doch ist's ein Mensch, in dem die Phantasie übermächtig wirkt. Er stürmt zum Angriff und weiß nicht, daß, wie irgend ein Kriegskünstler sagt, die Verteidigung die stärkere Form ist. Er interessiert mich, und doch hat man sich wohl zu hüten, sich zu eng an ihn zu binden." Aber die Gedanken des Arztes konnten nicht lange bei dem Musiker verweilen. Er hatte bald auf seine eignen Angelegenheiten zu achten. In einer nächsten Française stand er mit einer der Töchter des herzoglichen Leibarztes, Geheimrat Dorau, seinem Bruder Max und Felicitas von Herther gegen-

über. Ohne ihr Gespräch belauschen zu wollen, hörte er doch, wie Felicitas mit einem weichen, traurigen Klang in der Stimme ihren Tänzer fragte: „Haben Sie Nachrichten aus München von Ihrem Freunde Erich, Herr Professor?"

„Gewiß, Fräulein Felicitas," versetzte Max Lohmer rasch. „Vor wenigen Tagen erst hat er mir geschrieben."

„Und es geht ihm gut?" sagte das Mädchen, und der vorgehaltne Fächer entzog für den Augenblick ihrem Gegenüber ihr Gesicht.

„Es geht ihm so gut, wie dies möglich ist. Er hat, wie er mir schreibt, viel gelernt und das Glück gehabt, daß ein böhmischer Magnat nach seinen Plänen ein neues großes Schloß in einer prächtigen Partie des Böhmerwaldes errichten will."

Felicitas' Fächer ruhte jetzt wieder in der herabfallenden Hand, auf ihrem Gesicht lag ein freudiger Widerschein der erhaltnen Kunde. Sie lächelte Max Lohmer dankbar an, Doktor Paul aber empfand eine Regung wilder, erbitterter Eifersucht, die er sich selbst niemals zugetraut hätte. Es war ihm, als ob plötzlich alles zu einer Entscheidung dränge und er den Sieg um jeden Preis an sich reißen müsse. Herr von Herther lehnte an einer der Säulen, die die umlaufende Galerie des Ballsaals trugen. Und in der ersten Pause des Tanzes, in welcher er ruhig stand, wandte Doktor Paul sich nach dem Zuschauenden zurück und fragte laut genug, um von Felicitas und seinem Bruder gehört zu werden:

„Ich habe Sie um eine Unterredung zu bitten, Herr Präsident. Darf ich hoffen, Sie morgen in den Vormittagsstunden nicht allzusehr zu stören?"

„Sie werden mich bis Mittag mit Vergnügen für Sie bereit finden, lieber Doktor!" entgegnete Herr von Herther mit seinem liebenswürdigsten Lächeln.

Felicitas zuckte bei diesem kurzen Gespräch unwillkürlich zusammen — sie wußte selbst nicht, warum sie in diesem Augenblick an den Morgen dachte, an dem Paul Lohmer zuerst in ihrem Hause erschienen war, aber sie verstand die seltsame Furcht, mit der sie damals der Ton der Hausglocke durchschauert hatte, jetzt besser und fühlte hier in dem lichthellen hohen Saale und unter der rauschenden Tanzmusik das gleiche fröstelnde Bangen, wie an jenem kalten grauen Wintermorgen im einsamen Zimmer.

Neunzehntes Kapitel.

Stumm und in ihrer glänzenden Lichtfülle um so stiller und einsamer, lagen die weiten Gänge der Forstenburger Residenz. Im mittleren Teile des großen Schlosses, in dem sich die im Augenblick verödete Wohnung des Herzogs und die großen Prachtsäle und Gesellschaftszimmer befanden, hallten die taktmäßigen Tritte und blitzten die Palasche der auf und ab schreitenden Reiterwachen; jenseits des Wintergartens, wo die Gemächer der Prinzessin Stephanie und ihres Hofstaates lagen, huschten nur ein paar galonnierte Lakaien und ein paar Kammerfrauen auf und ab. Ihre Hoheit hatte heute im Salon von Miß Blake wieder eines jener Privatkonzerte angeordnet, die in neuester Zeit häufiger als je zuvor stattfanden. Zu ihnen ergingen jederzeit nur wenige Einladungen, und Kabinettsrat Lorberg, dem scharfsichtigen, alles beachtenden Alten, war es schon aufgefallen, daß immer einige Damen eingeladen wurden, die, wie Fräulein Felicitas von Herther, mit ehrfurchtsvollem Danke

beinahe regelmäßig ablehnten. Er hatte eine Bemerkung darüber gegen Frau von der Lasseburg und Fräulein von Thieboldsheim, die neue Hofdame Ihrer Hoheit, nicht unterdrückt, war jedoch mit der Bemerkung beschwichtigt worden, daß die Prinzessin viel zu eigensinnig sei, um bei solcher Gelegenheit andre Einladungen, als die ihr angenehmen, ergehen zu lassen. So hatte er sich wohl oder übel beruhigt, und auch heute, als am Tage des großen Konzertes und Balles der Museumsgesellschaft plötzlich wieder ein musikalischer Abend veranstaltet ward, hatte er nur gelächelt und dem Hoffourier, der ihm die Einladungsliste vorzeigte, vorausgesagt, daß von den acht eingeladenen Damen höchstens zwei oder drei im Salon von Miß Blake erscheinen würden. Er selbst wollte, da der Herzog im Buchsfelde war, heute das Souper und ein behagliches Whist in den Räumen des Museums nicht missen und war also zur Stunde, wo Camillo Arsakoff durch die vordern Gänge der Residenz den Gemächern Miß Ediths zuschritt, so wenig im Schlosse anwesend, wie irgend eine der hervorragenden und maßgebenden Persönlichkeiten des Hofes.

Miß Edith Blake bewohnte drei Zimmer und jenen mehrerwähnten Salon, der für gewisse Gelegenheiten als neutrales Terrain galt. Ihre Hoheit Prinzessin Stephanie konnte hier einzelnen Persönlichkeiten begegnen, die nicht unmittelbar bei ihr eingeführt werden sollten. Der Herzog selbst hatte bei früheren Anlässen darauf gedrungen, daß nicht die Prinzessin, sondern ihre englische Lehrerin eine Matinee oder einen Teeabend veranstaltete, bei denen Prinzeß Stephanie wie in besonderer Huld erschien und für dessen Gäste sie doch nicht unmittelbar verantwortlich war. Wenn sich diese Gesellschaften seit den letzten

Monaten häufiger wiederholten, als sonst, so konnte niemand daran Anstoß nehmen, denn in diesem lebhaften Winter stellte sich eine größere Zahl von Künstlern und Künstlerinnen, interessanten Reisenden und sonst bemerkenswerten Persönlichkeiten, meist gut empfohlen, am Forstenburgschen Hofe vor. Zweimal war es selbst geschehen, daß Herzog Bernhard die Wohnung Miß Ediths betreten hatte, um ein paar Vorträge über Reisen im Himalaya anzuhören; den musikalischen Unterhaltungen hielt er sich fern, und so konnte es nicht allzusehr auffallen, daß diese auch während seiner häufigen Abwesenheiten veranstaltet wurden. Der heutige Abend galt einer Sängerin, die der Protektion Ihrer Hoheit unabweisbar empfohlen worden war.

Miß Edith lehnte am offenen Fenster ihres eigentlichen Wohnzimmers. Sie hatte die schweren Vorhänge an den Fenstern nicht schließen lassen, um den Blick in die vordern Parkanlagen, die vom Lichte der Schloßlaternen ungewiß und flackernd erhellt wurden, frei zu behalten. Sie liebte es, die regenfeuchte Luft frei einströmen zu lassen und voll einzuatmen, und sie achtete nicht darauf, daß der lauwarme Wind schwere Tropfen auf ihr blondes Haar und das reiche silbergraue Kleid, das sie trug, heranwehte. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick hinter sich, wo eine niedre Tapetentür halb geöffnet war, die in ein kleines Kabinett führte, das die Verbindung ihrer Wohnung mit jener der Prinzessin bildete und das nur durch eine kostbare Hängelampe von mattrötlichem venetianischem Glas erleuchtet ward. Aber trotz ihres Aufmerkens war die junge Engländerin so tief in ihre schweren Gedanken verloren, daß sie den Eintritt der Prinzessin Stephanie so wenig wahrnahm, als deren

Schritte hörte. Erst wie sich eine kleine weiße Hand leicht auf ihren Arm legte, ward sie der Gegenwart ihrer jungen Herrin inne und wandte ihr blasses, erregtes Gesicht der Prinzessin zu, die gleichfalls bleich war, aber in deren dunklen Augen ein Glanz froher Erregung und seliger Erwartung leuchtete. „Guten Abend, Edith," flüsterte sie der Zusammenzuckenden zu. „Hast du alles angeordnet, wie wir es besprochen?"

„Hoheit, ich tat es — obschon ich es lieber nicht hätte tun sollen. Die Stimme in meinem Innern, die mich niemals betrügt, spricht beständig gegen Arsakoff. Ich hätte sie hören — ihr unbedingt trauen müssen!" rief Edith Blake halb klagend, halb zürnend.

Prinzessin Stephanie achtete nur auf die Worte, nicht auf die Züge ihrer Lehrerin. Sie hatte ihr Köpfchen an deren Schulter gelehnt; jetzt warf sie dasselbe zurück und rief mit schmerzlicher Bitterkeit: „Auch du gönnst mir dies arme Traumglück nicht und hast nichts im Auge, als daß ich die Prinzessin von Forstenburg bin und Himmel und Erde wider mein Gefühl!"

„Ich stamme aus Cumberland," entgegnete Edith, und ein flammendes Rot ergoß sich über ihr Gesicht. „In unsern Vorderliedern kommt es hundertmal vor, daß die Tochter des Lords mit dem Knappen oder dem Reitknecht entflieht und sein Weib wird. Und mehr als einmal geschieht's auch noch im Leben! Aber der Mann muß des Opfers wert sein, ich weiß nicht, ob Camillo dieser Mann ist. — Oder ich weiß auch, daß er es nicht ist!" fügte sie halb unhörbar hinzu und preßte die weißen Zähne auf ihre Lippen, als wolle sie ihnen verbieten, weiteres zu sprechen.

Die Prinzessin hatte die abgerissenen Worte ihrer

Gouvernante doch verstanden und sich einen Augenblick gekränkt abgewandt. Sie tat einige unsichere Schritte nach der Tür zu, die in den Salon Ediths führte. Dann aber kehrte sie zu der Zitternden zurück und blickte ihr mit rührender Innigkeit in das zornblitzende Gesicht.

„Edith," sagte sie leise, „es sind die ersten Augenblicke, in denen ich gelebt habe — die, in denen ich mit Camillo allein war. Du bist eifersüchtig und darum ungerecht, es ist sein Unglück, daß er die Frauenherzen unwiderstehlich zu sich hinzieht. Gönnst du mir die paar Augenblicke nicht?"

Edith Blake kämpfte sichtlich mit sich, ob sie noch ein Wort erwidern sollte oder nicht und schüttelte dann stumm den Kopf. Die Prinzessin umarmte sie zärtlich, gleich darauf lauschte sie mit geübtem Ohr nach der Tür des Salons, sie vernahm den Klang gedämpfter Stimmen und wußte zugleich, daß die Sprechenden dort eben erst eingetroffen sein konnten. Sie hauchte der Gouvernante zu: „Man kommt, mache die Honneurs und sage, daß es mein Wille sei, daß die Musik ohne mich begonnen werde. Ich komme bald, bald, ich habe ja nur Augenblicke!" Damit war sie in der Tür des kleinen Durchgangskabinetts verschwunden, durch die sie vorhin gekommen war und die sie jetzt fest hinter sich verriegelte. Über den persischen Teppich hinweg, der jeden Tritt unhörbar machte, eilte sie an die andre Tür, die zu dem Gang nach ihrer Wohnung führte, und schob hier gleichfalls einen Riegel vor — man hätte glauben müssen, daß sie sich hier gegen alle Welt verschließe. Und doch setzte sie sich unmittelbar darauf mit dem Ausdruck gespannter, ungeduldiger Erwartung auf die kleine Ottomane, die außer Lampe und Teppich die einzige Ausstattung des

Gemachs bildete. Sie sah auf die goldnen Palmetten in der Tapete der gegenüberliegenden Wand, und ein Lauscher hätte den Eindruck haben können, daß die Prinzessin dieselben von oben nach unten zähle. Ihre Augen blieben weit geöffnet, der kleine Mund verriet, daß sie einzelne Worte vor sich hinspreche; die schlanke Gestalt Stephaniens beugte sich erwartend vor. Und mit einemmal fuhr sie von ihrem Sitz auf, denn ein eigentümliches knisterndes Geräusch ward hörbar, ein Feld der gegenüberliegenden Wand öffnete sich, und in der Tür, die kunstvoll hier angebracht war, erschien Camillo Arsakoff. Er war in Gesellschaftstoilette, wie er aus den Museumssälen kam. Er schleuderte den Hut von sich und stürzte der Prinzessin entgegen, er warf sich, ihren Vornamen stammelnd, vor ihr auf die Knie. Sie bog sich ihm weit entgegen, aber ob es nun die Gewohnheit der Erziehung war, oder der Augenblick sie überwältigte, sie tat keinen Schritt vorwärts, während der leidenschaftliche Mann ihre vorgestreckten Hände an sich riß und sie mit Küssen bedeckte. Erst wie ihre Lippen „Camillo!" hauchten und ihr Erblassen ihm verriet, daß sie wiederum in Gefahr stehe, ohnmächtig vor ihm hinzusinken, sprang er empor und schlang seine Arme eng um die zitternde Gestalt der Prinzessin. Sie hob ihre Augen zu den seinen auf und begegnete mit durstigem Mund seinen Lippen — eine einzige selige Minute lang. „Gehen, gehen Sie, Camillo! Es ist genug und schon zuviel für mein Herz!" flüsterte sie ihm zu. Er jedoch, kühner gemacht durch ihre zitternde Hingebung, sagte leise, aber deutlich und flehentlich: „Stephanie, Süße, Hohe — was soll werden — mit uns werden?" Aus dem Antlitz der Prinzessin wich der letzte Blutstropfen, sie schloß die Augen, wie vor etwas Schreck-

lichem, das sie mit einem Male erblickte, und drängte Camillo, der sie fest umschlungen hielt, von ihrer ungestüm wogenden Brust hinweg. „Ich weiß es nicht — ahne es nicht! — aber ich liebe dich, und der Liebe ist nichts unmöglich! — Geh, geh — oder es droht uns Gefahr!“ Noch einmal erwiderte sie seine heftige Umarmung und hob dann beide Hände wie beschwörend gegen ihn auf. Er fühlte, daß sie recht habe und warf sich wiederum vor ihr nieder, er machte Miene, ihr nach slawischer Sitte das Gewand und den Fuß zu küssen und wußte wohl, daß er damit ihren Mund zu sich herabzog. Prinzeß Stephanie beugte sich einmal ums andre zu ihm herab, ihre Lippen streiften seine Stirn und sein schwarzlockiges Haar, er flüsterte wieder und wieder unverständliche Worte, aus denen sie nur ihren Namen erklingen hörte und riß sich endlich von ihr los, um in der Tür zu verschwinden, die sich hinter ihm schloß, als schöbe sich die seither geöffnete Wand zusammen. Die Prinzessin atmete tief mit einem schweren Seufzer und legte unwillkürlich die Hände auf ihr ungestüm pochendes Herz. Und obwohl es ihr war, als wehe eine fremde, schwüle Luft durch dies Gemach und sie bewege sich in einem farbigen Nebel, behielt sie doch Besonnenheit genug, beide offenkundige Türen zu entriegeln und dann einige Minuten still an der einen zu verharren. Aus Ediths Salon hörte sie die Stimme der Sängerin — sie lauschte aber nicht nach dieser, sondern nach der Seitenwand, die dies Durchgangskabinett von Ediths Schlafzimmer trennte. Aus diesem und dem anstoßenden Gemach von Miß Blakes Kammerjungfer, die im Geheimnis war, mußte jetzt Camillo den Gang wieder erreicht haben, von dem aus er unbefangen in jenen Salon eintreten konnte, in dem

er und sie selbst erwartet wurden. Die Prinzessin befiel jetzt ein heftiges Zittern, wenn sie bedachte, wie viele schon Mitwisser ihrer Leidenschaft seien, und doch regte sich zugleich in ihrem Herzen ein wilder Wunsch, daß lieber heute als morgen die Katastrophe kommen und ihre Liebe in Not und Tod erprobt werden möchte!

In ihrem Salon, wo der Flügel aufgestellt und eine kleine Zahl von Armstühlen zu einem Halbkreis geordnet war, hatte inzwischen Miß Edith mit widerstreitenden Empfindungen die Honneurs gemacht. Von herzinniger Teilnahme und tödlicher Angst um ihre junge Herrin, von aufwallendem Haß und widerstrebender Bewunderung für den Musiker erfüllt, fand sie kaum die Kraft, eine freundlich-gleichgültige Unterhaltung mit Frau von der Lasseburg und drei andern anwesenden Damen zu führen. Sie atmete erleichtert, als die Diener unter Vortritt des Haushofmeisters den Tee servierten und noch mehr, als sie die Sängerin des Abends an den Flügel genötigt und ihr den Wunsch Ihrer Hoheit kundgegeben hatte, das kleine Konzert einstweilen ohne die Prinzessin zu beginnen. Miß Blake erbot sich zu gleicher Zeit, da Herr Arsakoff erst nach dem Konzert der Museumsgesellschaft erscheinen könne, die italienische Arie der Sängerin zu begleiten. Die Künstlerin, dreifach mißvergnügt über das späte Erscheinen der Prinzessin, über das Ausbleiben des gefeierten Virtuosen, mit dem zusammenzuwirken für sie eine Ehre war, und über den kleinen Zirkel, den sie vorfand, wo sie eine größere Gesellschaft erwartet haben mochte, verbeugte sich steif und kühl und genügte dem Wunsche, der ihr ausgedrückt war, mit allen Zeichen des Zwanges. Erst während sie sang, kam über Miß Blake eine Art von Beruhigung. Sie sah durch die entgegengesetzte Tür

Arsakoff eintreten und die anwesenden Damen begrüßen. Nichts in seiner ganzen Erscheinung verriet, daß er nicht unmittelbar aus den Sälen der Museumsgesellschaft komme. Er nickte der spielenden Miß Edith freundlich zu, um ihr seinen Dank für die Stellvertretung auszudrücken — und verbeugte sich wenige Minuten darauf tief vor der in der Tür erscheinenden Prinzessin. Ihre Hoheit begrüßte huldvoll die eingeladenen Damen, winkte der Sängerin, ihre Arie zu Ende zu singen und nahm ihren Platz in der Mitte des kleinen Halbkreises ein. Sie zeichnete im Verlauf der nächsten Stunde den Pianisten nicht mehr aus als sonst, ja man hätte sagen mögen, daß sie der fremden Künstlerin größeres Interesse zuwende. Diesen Eindruck vertraute denn auch, während die Dame Schubertsche Lieder sang und Signor Camillo diese mit sicherer Meisterschaft begleitete, Frau von der Lasseburg der englischen Gouvernante an. Bedeutsam setzte sie hinzu:

„Sehen Sie um Gottes willen, Miß Edith, wie angegriffen, man möchte sagen verstört, unsre Prinzessin wieder aussieht! Todblaß und ein paar fieberisch rote Flecke auf den Wangen. Sie können mir sagen, was Sie wollen, ich fange an, die Meinung des armen Fräulein von Halleben zu teilen, daß Ihre Hoheit an ihrer Musikleidenschaft noch zugrunde gehen wird, wenn ihr nicht bei Zeiten Einhalt geschieht!“

Die Engländerin wollte etwas erwidern, aber es war ihr, als sei ihre Zunge unbeweglich geworden. Sie starrte, den Augen der Frau von der Lasseburg folgend, auf ihre junge Herrin hin, die mit geschlossenen Augen und abwesendem Ausdruck den süßen Klängen des ‚Wandrer‘ lauschte:

Wo bist du, mein geliebtes Land?
Gesucht, geahnt und nie gekannt,

Das Land, das Land, so hoffnungsgrün,
Das Land, wo meine Rosen blühn.
Das Land, das meine Sprache spricht —
O Land, wo bist du?

Und während Frau von der Lasseburg schon wieder von der Prinzessin hinwegsah und sich in halblaut geflüsterten Bemerkungen über den Anzug der Sängerin und über die angebliche rasche Intimität zwischen der fremden Künstlerin und Camillo Arsakoff erging, fühlte Edith Blake sich von einem Schauer ergriffen, und es war ihr in diesem Augenblick, als habe sie die Gabe des zweiten Gesichts ererbt, deren ihre Vorfahren sich gerühmt, und sehe ihre liebliche junge Herrin im Todesschlummer vor sich. Mit Mühe unterdrückte sie einen lauten Aufschrei, während die letzten Worte der Sängerin verhallten:

Im Geisterhauch tönt's mir zurück:
Dort, wo du nicht bist — ist das Glück!

Zwanzigstes Kapitel.

Herr von Herther hatte am Morgen nach dem Museumsball sich wie gewöhnlich in sehr früher Stunde erhoben, aber heute sein Frühstück allein eingenommen und sich unmittelbar danach in sein Arbeitszimmer begeben, wo er noch beim Schein der Lampe zu lesen begann. Er studierte, seit seiner engeren Beziehung zu Paul Lohmer, mit Vorliebe Berichte über Polarfahrten und hatte sich mit innerem Anteil in eine ihm völlig fremde Welt hineingelebt, nur weil der junge Arzt in ihr heimisch war. Die Zärtlichkeit des Präsidenten für seinen jungen Freund, an dem er gar nicht zu

bemerken schien, daß derselbe alle wärmere Empfindung entbehre, war stadt- und landkundig geworden und gab den kleinstädtischen Zungen Forstenburgs nie versiegenden Stoff. Herr von Herther jedoch, ohnehin nie gewohnt, sich durch andere in seinen Empfindungen und Urteilen bestimmen zu lassen, ward durch nichts in seiner Freundschaft für Doktor Paul beirrt. Er brauchte zumal in seinem Arbeitszimmer nur die Augen aufzuschlagen, um des jungen Mannes mit aller Wärme, deren er fähig war, zu gedenken.

Seit jenem Morgen, an dem sich Doktor Lohmer hier zuerst eingefunden hatte, war nur eine Veränderung in diesem Raume getroffen worden — über dem Schreibtisch hing neben andern Porträts das Bild eines schönen, noch stattlichen Mannes in der Tracht des ersten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts. Wer die Züge dieses Porträts mit denen des Präsidenten verglich, mußte auf der Stelle wahrnehmen, daß der letztre seinem Oheim, Herrn Franz von Herther so glich, wie nur Menschen derselben Familie sich gleichen können. Und doch trat ein wunderbarer Gegensatz bei aller Ähnlichkeit hervor: Franz von Herthers Gesicht drückte in dem Maße kühne Entschlossenheit und eine strahlende Heiterkeit aus, als die Mienen des Präsidenten von einer gewissen wachsamen Rückhaltung und einem beinahe düstern Ernst zeugten. Herr von Herther hatte sich in den letzten Monaten, seit er das Bild seines Oheims von Bremen heimgebracht und mit einem nie zuvor genossenen Gefühl tiefster Befriedigung unter seine Familienbilder eingereiht hatte, oft still lächelnd gesagt: „So wie Onkel Franz hat mich die Natur und mein Blut haben wollen, und wie ich dreinschaue, hat mich das Schicksal gebildet.“ Aber rückhaltlos und un-

gehindert empfand er Dankbarkeit für den, der den Druck schlimmer Erinnerungen von seiner Seele genommen und gab sich keine Rechenschaft darüber, daß nach und nach ein andrer Druck eingetreten war. Heute sann er zwischen seiner Morgenlektüre darüber nach, was am gestrigen Konzert- und Ballabend die Unzufriedenheit des jungen Freundes erregt haben könne. Denn, daß Doktor Paul unzufrieden gewesen sei und dies bei aller festen Selbstbeherrschung mehrmals gezeigt habe, vermochte sich der Präsident nicht zu verhehlen. Und er empfand mitten in dieser Morgenstille, beim Glühen seines Kaminfeuers und dem milden Scheine seiner Lampe, eine gewisse leise Unruhe vor dem kommenden Tage.

Seinerseits war auch Paul Lohmer an diesem Morgen mit einer Unruhe erwacht, die seinem Wesen sonst völlig fremd war. Das gestrige intime Diner mit Camillo Arsakoff hatte nicht bloß darin nachgewirkt, daß der Arzt sich genötigt sah sein eigner Patient zu werden und sich ein unschädliches Mittel gegen das Unbehagen zu verschreiben, das die heißen Weine und ein kurzer, allzuschwerer Nachtschlaf hinterlassen hatten. Die verschiedenen Mitteilungen des Musikers, die Einblicke, die er selbst gewonnen hatte, beschäftigten ihn lebhaft und erschütterten die kalte Sicherheit seines Selbstbewußtseins. Das nächste blieb die Unterredung mit dem Präsidenten — doch so klar ihm dies auch war, so unschlüssig fand er sich über den Ton, den er Herrn von Herther gegenüber anzuschlagen habe. Felicitas und ihr Empfinden kamen für ihn kaum mehr in Frage; ein Mädchen von ihrer Erziehung konnte, nachdem sie in der Leidenschaft unglücklich gewesen, am Ende nichts anderes tun, als in einer passenden, von ihrem Vater gebilligten, ja ersehnten

Verbindung einen anständigen Abschluß suchen. Dies erschien ihm so unbedingt als das Natürliche und die Zeit, die bis zu diesem Ende noch verstreichen konnte, als etwas so Geringfügiges, daß er sich über seine Eifersuchts-anwandlung am gestrigen Ballabend selbst gescholten haben würde, wäre ihm nicht sofort beigefallen, daß sich diese Anwandlung verwerten lasse, falls die eingehende Verhandlung mit dem Präsidenten nicht zu dem gewünschten Ziele führe. Er konnte einen Rückzug nicht besser motivieren, als mit dem Hinweis darauf, daß er die geheim fortwirkende Liebe des jungen Mädchens zu dem fernen Erich Franken empfinde und darum kein ganzes Glück für sich zu erwarten vermöge.

Schier unbegreiflich dünkte es dem Arzt am heutigen Morgen, warum er bis hierher die Verhältnisse des Herrn von Herther als vollkommen befriedigend angesehen habe. Ehe er von jenem Vermächtnis vernommen hatte, das der Präsident so sorgfältig geheim hielt, war er mit der Tatsache, daß Felicitas kein großes, und im heutigen Sinne überhaupt kein nennenswertes Vermögen zu erwarten habe, vollkommen im reinen gewesen und hatte sie selbst als ein Mittel des Erfolgs, als eine Gelegenheit betrachtet, seine fleckenlose Respektabilität zu erweisen. Seit den Mitteilungen Arsakoffs und gegenüber der Möglichkeit, daß der Präsident den Don Quixote der Uneigennützigkeit tragieren könne, erschien er sich selbst als ein unerhörter Tor. Dazu jagten sich wunderliche Bilder und Schatten, wirre Pläne und Möglichkeiten in Doktor Pauls überreiztem Gehirn. Der phantastische Virtuos hatte sich so tief in die Karten seines gewagten Spiels blicken lassen, daß für einen Mann, wie Doktor Paul, der Gedanke aufblitzen mußte, ob er die Unbesonnenheit Arsakoffs nicht

zu seinem eignen Vorteil wenden könne. Gab es einen Weg, den Musiker zu stürzen und in irgend einer Weise in sein Erbe zu treten — vielleicht die Hand von Fräulein Gabriele Hildheimer zu gewinnen, oder sich den Herzog zu verpflichten?

Indes er diese Erwägungen in wachsender Unruhe anstellte, hatte er sich angekleidet, war in sein Coupé gestiegen und hatte seine Rundfahrt angetreten. Seine Kranken, bei denen er wie immer mit der kühlen Gewandtheit und einer scharfen Bestimmtheit seines Wesens auftrat, die nicht Sympathie, aber Vertrauen und Hoffnung einflößten, merkten nichts von den in ihm wühlenden Zweifeln. Und wie er zwischen den einzelnen Besuchen die ganze Sachlage und seine nächsten Schritte noch einmal bedachte, kam er doch zum Entschluß von gestern zurück, alles weitere von dem Ausgang seiner Unterredung mit Herrn von Herther abhängig zu machen.

In nicht geringer Spannung sah der Präsident, als in der neunten Stunde die Hausglocke mit dem bekannten Zuge Doktor Pauls erscholl, dem Kommenden entgegen, in noch größerer betrat der Arzt das stille Arbeitszimmer. Aber die Überlegenheit des jüngeren Mannes über den älteren gab sich darin kund, daß die Züge Herrn von Herthers seine unruhige Spannung verrieten, während Doktor Paul, ein wenig bleicher als sonst, aber mit dem ernstheitern Ausdruck, den er für den Präsidenten jederzeit zur Schau trug, den Herrn des Hauses begrüßte. Der Eingetretene sah auf dem Lesetisch Herthers das große Werk Shillingslaws über die Polarexpeditionen liegen, und versagte sich ein Lächeln nicht, das minder liebenswürdig erschienen wäre, wenn es die

Geringschätzung wiedergegeben hätte, aus der es hervorging.

„Ich bin wiederum Ihren Spuren nachgegangen, lieber Doktor," sagte Herr von Herther, der den Blick Pauls nach seinem Buche wahrgenommen hatte. „Es mag wohl ein befriedigendes Gefühl sein, die ungeheuren Anstrengungen einer solchen Expedition ohne Schaden an Leib und Seele durchlebt zu haben — während der Reise selbst muß das Gefühl, daß dergleichen im Grunde über Menschenkräfte hinausgehe, doch oft die Oberhand gewinnen."

„Ich habe es nicht so empfunden," erwiderte Doktor Paul und zog sich einen Stuhl, dem des Präsidenten gegenüber, an das Kaminfeuer. „Sie wissen aber, unter welch eignen Voraussetzungen ich an einer Polarfahrt teilgenommen habe. Mir war es einzig um die Gewinnung eines Anspruchs zu tun, der mich über die gemeine Not des Lebens hinaushob, und wer die Sache will, muß auch die Bedingung ohne Murren wollen. Mein Entschluß hat seinen Dienst geleistet, und ich sage jetzt, ohne eine heroische Miene anzunehmen: Gut, daß dies Erlebnis hinter mir liegt. Lassen Sie uns indes aus den arktischen Regionen in die heimatlichen kommen — ich habe längst eine Stunde herbeigewünscht, in welcher ich mancherlei, das Sie, wie mich angehen mag, Ihnen offen darlegen dürfte."

„Mein junger Freund!" rief Herr von Herther; „es ist mir immer wertvoll, mit Ihnen zu sprechen! Wenn aber Ihre Offenheit den Zweck haben soll, mir Ihre Wünsche kundzugeben, so muß ich Ihnen zuvorkommen, Ihnen sagen, daß mir diese Wünsche seit langem nicht fremd und ebensolange auch meine innigsten Wünsche sind."

„Das wußte ich, Herr Präsident!“ versetzte der Doktor und sein Lächeln war jetzt derart, daß es, für einen Augenblick mindestens, selbst Herrn von Herther mißfiel. „Ich dachte auch, mehr mit Ihnen von den Mitteln zu sprechen, durch die unser gemeinsamer Wunsch erfüllt werden könnte. Jede Heuchelei ist mir fremd und verhaßt, und so habe ich nie die Miene angenommen, als ob sich das Leben nur auf einen Herzenswunsch gründen lasse.“

„Und ich achte Sie darum nur höher, lieber Doktor!“ sagte Herr von Herther ermunternd. „Die echte warme Neigung eines Mannes bewährt sich darin, daß er nicht früher den Besitz der Geliebten begehrt, als bis alle Grundlagen eines festen Glückes, eines stattlichen Hauses gewonnen sind — ich kann es nur loben, wenn Ihnen dies im Bewußtsein bleibt!“

Doktor Lohmer hätte laut auflachen mögen, als er diese Worte vernahm, die sogar nicht das trafen, was in seinem Innern vorging und ihm nun doch zur Handhabe dienen mußten, seinen eigentlichen Zweck zu fördern. Es wandelte ihn eine gewisse Ungeduld an und minder vorsichtig, als sonst, fuhr er heraus:

„Sie loben mich zu viel, teurer Gönner! Lassen Sie mich eingestehen, daß ich gerade über diesen Punkt in den letzten Tagen manche Stunde trüben Nachsinnens gehabt habe, und deshalb aufatmete, als mir eine gestern erhaltene frohe Kunde, für Sie frohe meine ich! meine schwersten Besorgnisse zerstreute. Ich überschlug die Mittel, die mir zu Gebote stehen und auf die ich bestenfalls hoffen darf, wenn ich das Glück haben sollte, die Hand von Fräulein Felicitas zu gewinnen — und ich mußte mich recht ernstlich fragen, ob ich schon ein Recht habe, diese schöne Hand zu begehren. Wir stimmen ganz überein, Herr Präsident,

daß es unser höchster Wunsch ist, der heutigen Welt zu zeigen, was ein gutes, festes Haus noch sein und bedeuten kann. Aber ich begann zu fürchten, daß ich mich über die Möglichkeiten dazu getäuscht, meine Kraft und meine Zukunftsaussichten überschätzt hätte."

„Lieber Doktor!" unterbrach ihn der Präsident mit einem leicht mißbilligendem Blick. „Wir haben die Frage ja ernst durchgesprochen — ich setze volles Vertrauen in Sie — Vertrauen, wie in keinen andern Menschen. Warum wollen Sie mit Ihrem männlichen, festen Geiste sich unnötige Besorgnisse schaffen? —"

„Ihr Vertrauen ehrt mich hoch, Herr Präsident!" fiel seinerseits wieder der Arzt Herrn von Herther ins Wort. „Ich würde meine Befürchtungen allein zu tragen gesucht haben, so hart es mir ankam, wenn ich nicht, freilich von andrer Seite als von Ihnen selbst, die Gewißheit erhalten hätte, daß jene allerdings Gespenster sind. Das Vermächtnis des Bankrat Lorius sichert ja, ohne mich, die sorgenfreie Zukunft Ihrer Fräulein Tochter, wie weit meine Kraft und mein Glück immerhin reichen und selbst wenn sie meinem besten Willen nicht gleichkommen sollten."

Der junge Arzt hatte, während er dies sprach, sein dunkles Auge fest auf das Gesicht des Präsidenten gerichtet, in dem es eigentümlich zuckte, und in welchem ihm persönlich zum erstenmal jener abweisend vornehme Ausdruck begegnete, den so viele andre Menschen an Herrn von Herther kannten. Der Präsident war für einen Augenblick wieder einmal er selbst: der Zauber, der seit dem ersten Morgen auf ihm lag, an welchem Paul Lohmer in diesem Zimmer gesessen, schien machtlos geworden. Mit starker Stimme, durch die hörbar eine verhaltene, innere Entrüstung hindurchklang, sagte er:

„Wer Ihnen von diesem Loriusschen Vermächtnis erzählte, hat Ihnen und mir einen schlechten Dienst geleistet, Herr Doktor! Für mich ist dies eine erledigte Angelegenheit. Bankrat Lorius mag es wohl gemeint haben, daß er mir die Kohlenfelder von Weidenwald hinterließ; ich aber durfte und darf ein solches Erbe nicht antreten. Es wird meine Sorge sein, dasselbe in die rechten Hände zu bringen und ich muß allerdings wünschen, daß Sie überhaupt kein Wort von der ganzen Angelegenheit erfahren hätten, sowie Felicitas kein Wort davon erfahren hat!"

Doktor Paul fühlte, daß der entscheidende Moment gekommen sei. Wenn er anders Gewalt und Einfluß beim Präsidenten erreicht hatte, mußte sich's heut' und hier bewähren. Mit der Miene eines Überraschten und leicht Gekränkten, versetzte er: „Ich weiß von dem ganzen Testament nichts als die Tatsache. Da Sie mir die Ehre erweisen, mich in Ihre Entschlüsse einzuweihen, so würdigen Sie mich vielleicht auch der Angabe Ihrer Gründe! Es tut mir weh, eine goldene Hoffnung zerrinnen zu sehen, die ich für Fräulein Felicitas gefaßt hatte."

Herr von Herther bereute die Heftigkeit schon wieder, mit der er Doktor Paul geantwortet hatte. In der Miene und im Tone seines jungen Freundes gab sich ein Etwas kund, das ihn wünschen ließ, jenen zu überzeugen. Unwillkürlich trat ihm vor die Seele, daß sich seine Handlungsweise doch anders beurteilen lasse, als es ihm selbst möglich erschienen war. So rückte er dem Arzte näher und setzte ihm mit vertraulichem Eifer seine Gründe auseinander:

„Beachten Sie wohl, lieber Paul, warum ich das Loriussche Vermächtnis in keinem Falle annehmen durfte.

Vor allem würde die Tatsache, daß ich Syndikus unsrer Bank war und bin und also zu den Direktoren in ein Vertrauensverhältnis treten mußte, zu den schwersten Mißdeutungen Anlaß geben! Bis hierher hat mein schlimmster Feind nicht an der Uneigennützigkeit meiner Amtsführung und aller Bemühungen gezweifelt, die ich für die strenge Zuverlässigkeit unsrer Bank aufgewandt habe. Das würde mit einem Schlage ins Gegenteil verkehrt werden! Sodann schlägt das Testament unser eignes Prinzip, daß die Grundlage des deutschen Lebens, die Familie, die Blutsverwandtschaft, und ausschließlich diese bleiben muß, geradezu ins Gesicht. Es ist wahr: die Verwandten von Lorius sind, so weit ich bis jetzt erkundet habe, reich genug, die Weidenwalder Kohlenwerke bilden auch nur einen kleinen Teil der Hinterlassenschaft des Bankdirektors. Aber möglich bleibt es doch, daß es mir gelinge, noch arme Verwandte des Verstorbenen zu finden, für welche dies Erbe von Bedeutung sein kann. Wenn dies indes auch nicht der Fall wäre, so habe ich einen dritten entscheidenden Grund. Mein ganzes Leben hindurch bin ich jeder Berührung mit dem modernen Erwerb und Gewinn ausgewichen, habe der Hoffnungslosigkeit dieser Zustände gegenüber mich wohl gehütet, auch nur im geringsten von ihnen abhängig zu werden. Nach allem, was ich über die Loriusschen Kohlenwerke in Weidenwald in Erfahrung bringen kann, sind diese in jeder Beziehung Ausgeburten des schlimmsten Industrialismus. Sie haben dem verstorbenen Bankdirektor ungeheure Summen eingetragen, in seinem Testament schätzt Lorius die Rente, die er mir mit dem Vermächtnis der Kohlenfelder zuweist, auf zehn- bis zwölftausend Taler jährlich. Aber der Zustand der Werke entspricht,

wie man mich versichert, nicht den mäßigsten Anforderungen und der Zustand der Arbeiter ist ein geradezu heilloser. Ich würde mit dem Antritt des Erbes eine unermeßliche Verantwortung, eine Last übernehmen, die für meine Schultern viel zu schwer ist. Denn daß ich die Dinge nicht lassen könnte, wie ich sie fände, darüber sind wir ja wohl beide einig! — Und wie wäre es mir möglich hier zu tun, was Pflicht und Gewissen geböten, welche heillose Unruhe würde ich in mein, in Felicitas' und Ihr Leben tragen! Sie sehen, daß es in allem Betracht das Beste war, die Versuchung rasch hinter mich zu werfen!"

Doktor Paul hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und scheinbar mit ruhigem Ernst die Darlegung des Präsidenten vernommen. In Wahrheit hatte ihn von allem, was derselbe sprach, nur die Nennung der großen Summe, um die es sich hier handelte, und die flüchtige Äußerung Herrn von Herthers von der überwundenen Versuchung tiefer berührt. Also war es doch eine Versuchung gewesen — selbst für den eitlen, vor der Zeit greisenhaften Mann ihm gegenüber, dessen Gründe ihm so kindisch, so armselig erschienen, daß er fast erfreut war, seine Meinung verhehlen zu müssen. Er würde ja doch keine Worte gefunden haben, die ganze Verachtung, die er fühlte, auszudrücken! Mit Selbstüberwindung schlug er einen herzlichen, zugleich zustimmenden und zweifelnden Ton an:

„Ich empfinde aus allem, was Sie mir sagen, wieder Ihre skrupulöse Ehrenhaftigkeit, die durch und durch vornehme Gesinnung, die mich zu Ihnen hingezogen hat!" sagte er. „Allein ich bin nicht unbedingt überzeugt, daß Sie recht tun würden, das Vermächtnis für sich und

Fräulein Felicitas abzulehnen. Ich habe den Eindruck, als ob Bankdirektor Lorius eben in Erkenntnis Ihrer Eigenschaften und im Wunsche, Ihr Haus mit diesen fortblühen zu sehen, Ihnen das große Legat vermacht hat. Der alte Herr mag es wohl erwogen haben, wie bedroht gerade diese Dinge in unsern Tagen sind, wenn sie einer sichern Grundlage des Vermögens entbehren! Des wachsenden Vermögens — gerade darum sind Ihnen die Kohlenbergwerke im Buchsfelde zugeteilt worden, während es Lorius leicht gehabt hätte, Ihnen von seinem riesigen Vermögen ebensoviel in Staatspapieren zu hinterlassen. Sie hätten den Zweck des Erblassers vor allem bedenken müssen. Ihre Meinung wegen des Syndikats geht aus einer richtigen Empfindung hervor, allein es würde sicher genügen, wenn Sie dies Amt in derselben Stunde niederlegten, wo Sie die Erbschaft antreten! Bezüglich der Loriusschen Familie kann ich Ihre Bedenken nicht billigen. So weit dürfen wir das Familienprinzip nicht ausdehnen, oder es würde widersinnig werden. Nur was im Zusammenhang, in lebendiger Wechselwirkung mit der Familie steht, muß die Vorteile dieses Zusammenhangs genießen. Wären Kinder, Neffen, Nichten, Brüder und Schwestern des Verstorbenen in bedrängter Lage vorhanden, so müßte ich Ihnen zustimmen. Aber warum ein entfernter Vetter, den der Bankdirektor nie gekannt hat, ein besseres Recht haben soll, als Sie, der nahestehende Freund, der Amtsgenoß — das vermag ich nicht einzusehen. Ihr dritter Grund aber, Herr Präsident, der Ihnen der hauptsächlichste scheint, würde Sie nach meinem schwachen Urteil weit mehr verpflichten, das Vermächtnis des Bankdirektors alsbald anzutreten. Sollen die Werke, soll die Bevölkerung, deren Wohl und Wehe von dem Zustand der Werke ab-

hängt, auf eine bessere lenkende Hand von der Gunst des Zufalls warten, während doch der Erblasser meinte, sie in die beste Hand zu legen? Kurz, teuerster Herr Präsident, ich finde mich zum erstenmal überall mit Ihnen im Widerspruch! Verzeihen Sie mir noch eine kühne Äußerung. Wir haben oft darüber gesprochen, wie bedrängt und ohnmächtig gemacht die echte Gentilität heutigen Tages ist, wie schwer sich der aufrecht erhält, der das Rechte weiß und tut — und wie alle unsere Zustände, ja unsere Gesetze darauf abzielen, diese Sinnesweise in der Welt unmöglich zu machen. Sollen so traurige Tatsachen nur beklagt werden? Hat der einzelne nicht die Verpflichtung, ihnen entgegenzuarbeiten, wenn ein günstiges Geschick ihm die Mittel dazu in die Hand gibt? Verzeihen Sie, daß ich so unberufen eine Meinung ausspreche. Der Gedanke an das Geschick von Fräulein Felicitas machte mich warm, die Vorstellung, daß Sie ihr vielleicht aus allzugroßer Skrupulosität etwas rauben, was Sie selbst in spätern Tagen für sie herbeisehnen könnten. Hätte ich schon die Ehre und Glück, Ihr Schwiegersohn zu sein, so hätte ich schweigen müssen! — Jetzt, wo mein Geschick noch unentschieden in Fräulein Felicitas Händen ruht — wo ich aus mancherlei Gründen eine Entscheidung gegen mich zu fürchten habe, jetzt durfte ich reden, ja es war mir, als ob ich es müßte!"

„Ich sehe Sie als meinen Sohn an und vertraue fest darauf, daß Felicitas sich selbst und die Gesinnungen, in denen ich sie erzogen habe, wiederfinden wird," entgegnete der Präsident, der, während Doktor Paul eifrig auf ihn einsprach, ein paarmal vor sich niedergeblickt hatte, jetzt aber wieder mit dem Ausdruck vollen Vertrauens in Lohmers Gesicht sah. „Ihre Worte erwecken

mir Zweifel, ob ich ohne weiteres meiner ursprünglichen Empfindung folgen darf — ich verspreche Ihnen, auf alle Fälle die ganze Angelegenheit noch einmal in die ernsteste Erwägung zu ziehen, und zwar unter den Gesichtspunkten, die Sie mir gegeben haben. Mit Felicitas aber lassen Sie mich vorläufig sprechen! In einem Punkte glaube ich Sie beruhigen zu dürfen — was auch in der Seele meines Kindes noch nachklingen mag, jeden Gedanken an eine Verbindung mit Erich Franken hat sie begraben."

„Ich würde sehr beglückt sein, wenn ich das mit Sicherheit hoffen dürfte!" versetzte einigermaßen gezwungen der Arzt. Er empfand, daß die Unterredung, der er so große Wichtigkeit beigelegt hatte, jetzt zu Ende sein müsse. Seine Hoffnung, den Präsidenten in der Erbschaftsfrage zu überzeugen, war mächtig gewachsen — aber doch nicht Gewißheit geworden. Gleichwohl durfte er jetzt nicht weiter in Herrn von Herther dringen und kein entscheidendes Wort sprechen, um nicht zu gefährden, was er doch gewonnen hatte. Er brach auf und ließ Herrn von Herther in einem seltsamen Zustande des Zweifels an sich selbst, grollender Klage über den Lauf der Welt zurück. Der Präsident hätte blind sein müssen, um heute den Riß nicht zu gewahren, der zwischen seinen eignen und Doktor Pauls Auffassungen vorhanden war. Aber er sagte sich nur, daß dieser Mann, der mit ihm nach dem gleichen Licht blicke, ihm den Unterschied zwischen dem vergangenen und dem gegenwärtigen Geschlecht fühlbar mache. „Er ist der Beste, den ich kenne, — aber auch die Besten sind anders, als wir waren!" Und dabei beschlich es ihn doch, als ob Doktor Paul recht haben könne — unvermerkt drängte er sich selbst in den Gedankenkreis hinein, den ihm dieser eröffnet hatte.

Das Ziel, in diesem jungen Manne die Stütze seines Hauses zu gewinnen, schien ihm bereits jetzt eines Opfers auch seiner Ansichten wert.

Doktor Paul begegnete im Hinweggehen Felicitas, die eben aus ihrem Zimmer trat. Er grüßte sie mit einem Ausdruck ungekünstelten Staunens — sie war ihm nie so reizvoll und lieblich erschienen, als diesen Morgen, wo seine geschäftige Phantasie ihre schlanke, anmutige Gestalt auf einem goldnen Hintergrund erblickte! Sie vermochte ihm nicht zu wehren, daß er ihre Hand erfaßte und küßte und sie zugleich mit einem Blick ansah, in dem die Bitte um Verzeihung für seine Kühnheit lag. Felicitas fragte hastig, nur um nicht stumm zu bleiben, nach dem Ergehen ihres Vaters. Doktor Lohmer antwortete:

„Ihr Herr Vater ist vollkommen wohl, Fräulein Felicitas! Ich habe mir als Freund und Arzt soeben erlaubt ihm einen Rat zu erteilen, der nicht bloß ihm, sondern auch Ihnen zugute kommen soll und für den ich später auf Ihren Dank hoffe.“

Felicitat errötete und erbleichte und atmete dennoch auf — ihr schien wenigstens gewiß, daß der Doktor an diesem Morgen nicht um ihre Hand geworben haben könne. Bei Doktor Paul aber, der gewohnt war, seine Anschauungen in anderer Seelen hinüberzutragen, regte sich in diesem Augenblick der Verdacht, daß Fräulein von Herther um das große Legat des Bankrats Lorius wisse und seine dunkle Anspielung vollkommen verstanden habe. Hatte er das Arbeitszimmer des Präsidenten nur halb zufrieden verlassen, so verließ er jetzt das Haus in weitaus besserer Stimmung.

Im neuen Schloß begab sich der Hofarzt, wie hergebracht, in sein im Erdgeschoß belegenes Konsultations-

zimmer. Es blieb sein heimlicher Ärger, daß zunächst nur die niedern Beamten und die eigentliche Dienerschaft des Hofes seine Wissenschaft und ärztliche Hilfe in Anspruch nahmen. Und doch riet ihm die einfachste Klugheit, seine Pflicht hier nicht etwa so leicht zu nehmen, wie dies der herzogliche Leibarzt Geheimrat Dorau in den letzten Jahren getan hatte. Denn von der Stimmung der Sekretäre und Diener mochte leicht ein Teil seiner Zukunft abhängen. Doktor Paul widmete daher den kleinen Leiden derer, die in sein Konsultationszimmer kamen, die größte Aufmerksamkeit und zeigte sich nicht allzu ungeduldig, als der ihm zugewiesene Lakai berichtete, der Reisekurier Seiner Hoheit, Herr Wild, liege krank in seinem Zimmer und lasse um ärztlichen Beistand bitten. Er bemerkte zwar kurz: „Wild wird abermals zu schwer gezecht haben!“ — aber er schlug den Weg zu den hintern Parterrezimmern des linken Schloßflügels, die der Dienerschaft überwiesen waren, ohne Zögern ein. Er fand den Kurier in der Tat in halber Betäubung, zu gleicher Zeit aber in Fieberhitze. Die alte Krankenwärterin des Schlosses berichtete, daß Herr Wild zuzeiten wild phantasiere und dabei lästerliche Reden vernehmen lasse. Ehe der Arzt noch eine nähere Frage tun konnte, ward ihm von dem Kranken, der sich hin- und herwarf, bald abgerissene Worte, bald zusammenhängende Sätze hören ließ, der Aufschluß über die Natur dieser Reden gegeben. Wirr durcheinander klangen die Namen Prinzeß Stephanie, Miß Edith Blake, Herr Arsakoff und Lizzie, das Kammermädchen von Miß Edith. Von Zeit zu Zeit stöhnte der Kranke ganz unverständlich in seine Kissen hinein und dann fuhr er wieder empor und rief laute Warnungen: „Seid nicht zu keck, Lizzie — sie werden Euch doch fassen!

Der alte Lorberg hat seine Augen überall — er sieht mir bis in die Taschen und Ihr werdet ihn nicht blind machen! — Sag's nur deiner Herrin und ihrer Prinzessin! — Der Russe hat Mut — aber Eis bricht doch! Erst Miß Edith — dann die Hoheit — eine hübsche, hübsche Reihe! Du nicht auch dabei, Lizzie? — Nehmt Euch in acht — in acht mit Euren Hintertüren! Die Prinzessin mag sich wohl hüten — es wissen schon mehr um ihre Schliche, Lizzie! — Der Alte —" hier verloren sich die weiteren Reden des Kranken wieder in den Bettdecken, die er, wie von einem plötzlichen Frost geschüttelt, um sich zog. Die Krankenwärterin sah den aufmerksam lauschenden Arzt erschrocken an. — Doktor Paul hielt die Hand des Kranken und blickte ruhig auf seine goldene Uhr. „Er fiebert stark und phantasiert heftig — Sie werden Eisumschläge machen und ich werde gegen Abend noch einmal nach ihm sehen müssen." Er gab noch einige unwesentliche Anordnungen und verließ dann das Zimmer des Kranken, das wüster und schmutziger aussah, als irgend ein andres Dienerschaftszimmer des Schlosses. Draußen ging er mit fast unhörbaren leichten Tritten durch die langen Gänge nach seinem Konsultationszimmer zurück. Ein eigenartiges Lächeln umspielte die schmalen Lippen — er sprach, obschon kein Laut zwischen ihnen hervorkam, mit sich selbst: „Das Glück meines Freundes Arsakoff scheint ja hier auf die Feuer- und Wasserprobe gestellt zu werden. Wenn es diese besteht, muß man anfangen, an seine Dauer zu glauben, und sodann wollen wir zu ihm halten, wie es guten Kameraden geziemt!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Abend des ersten März überraschte, wenige Tage nach den feuchten Vorboten des Frühlings, Stadt und Land mit einem plötzlichen Rückschlag des Winters. Der laue Südwestwind sprang so jäh in einen scharfen Nordwest um, daß ein paar Stunden hinreichten, um sämtliche Straßen und Plätze der Residenz in eine spiegelglatte Eisfläche zu verwandeln. Jedes einzelne Haus glich für den Augenblick einer kleinen Festung, in der die Einwohner eingeschlossen sind, und an welche die Annäherung Gefahr bringt. In den wenigen Häusern, in denen man um die Dunkelstunde einen Angehörigen nicht daheim hatte, sah man mit lebhafter Besorgnis der Heimkehr desselben entgegen. Zu diesen Häusern gehörte heute ungewöhnlicherweise dasjenige des Präsidenten von Herther, in welchem Fräulein Felicitas in wachsender Sorge mit den weiblichen Dienerinnen allein verweilte und der Rückkunft ihres Vaters von einer Reise, die er vor zwei Tagen in die entfernteste Gegend des Herzogtums, in das Buchsfeld, angetreten hatte, wartete. Herr von Herther hatte Felicitas gebeten, ihn nicht im Bahnhofe zu empfangen, da die Ankunft der Züge aus dem obern Teil des Landes, wohin nur eine übelberufene Zweigbahn führte, oft verspätet erfolgte, hatte sich aber einen Wagen nach dem Bahnhofe senden lassen. Felicitas, die durch die Reihe der Zimmer ging, um sich zu überzeugen, daß alle gleichmäßig erwärmt und in der Weise beleuchtet seien, wie es ihr Vater liebte, lauschte unzähligemale nach der stillen Gartenstraße hinaus, ob sich nicht das Rollen eines Wagens vernehmen lasse. Sie neigte wenig zu Befürchtungen

und Frost und Glatteis würden ihr nur eine leichte Besorgnis verursacht haben. Aber die ganze plötzliche Reise, die Art, wie ihr der Vater deren Antritt angekündigt hatte, die Tatsache, daß diesem raschen Ausflug tagelange Gespräche mit Doktor Paul Lohmer voraufgegangen waren, erfüllte ihre Vorstellung mit unerfreulichen Bildern und ließ sie die Rückkehr des Reisenden zugleich mit Ungeduld ersehnen und vor derselben bangen. Zum Überfluß waren in der letzten Stunde rasch nacheinander drei Hoffuriere erschienen, hatten sich im Auftrage des Herzogs erkundigt, ob Herr von Herther noch nicht aus dem Buchsfelde zurück sei und hinzugefügt, daß Seine Hoheit den Herrn Präsidenten bitten lasse, sich noch diesen Abend und sobald er sich von den Strapazen der Reise nur einigermaßen erholt habe, bei ihm einzufinden. Die Sendung mehrerer Boten und deren Berichte über die Ungangbarkeit der Straßen und die befohlene Eile ihres Auftrags hatten Felicitas' innere Unruhe gesteigert, und sie begann allmählich jenen dumpfen Druck des Wartens zu empfinden, in welchem sich die Minuten zu Stunden dehnen. Endlich, als sie selbst schon daran dachte, den Weg zum Bahnhof trotz allem zu wagen, hörte sie vom untern Ende der Straße her das dumpfe Knirschen von Rädern und den ermunternden Zuruf eines Kutschers an seine Rosse. Sie würde in den Garten hinabgeeilt sein, hätte sie nicht zu gut gewußt, daß ihr Vater stürmische, aufgeregte Begrüßungen wenig liebe.

Felicitas faßte sich daher zusammen, so gut es angehen wollte — und harrte des Zurückkommenden im untern Flur des Hauses. Aber die Aufregung, die sie bekämpfte, nahm sie in Gesicht und Gebaren ihres Vaters wahr. Herr von Herther schien durch die lange Dauer

der Rückfahrt, die Hindernisse, die seine Heimkehr gefunden, in ähnlicher Weise wie seine Tochter in einen Zustand der Unruhe und Besorgnis versetzt worden zu sein. So wenigstens deutete sich Felicitas die stürmische Umarmung und den langen innigen Kuß, mit dem sie begrüßt ward und den sie herzlich erwiderte. Der Präsident ließ seinem hinter ihm eintretenden Diener kaum Zeit, ihm den Reisepelz abzunehmen, dann nahm er den Arm seiner Tochter und begann noch im Emporsteigen zu den Wohnräumen sein Herz durch Mitteilung zu entlasten, so daß Felicitas ihn von der wiederholten Botschaft des Herzogs nicht zu unterrichten vermochte.

„Ich komme von Weidenwald, mein Kind — Weidenwald im Buchsfelde und habe dort wichtige Entscheidungen für unsere, für deine Zukunft getroffen. Ich mochte dir bei meinem Weggang nicht sagen, daß ich in Privatangelegenheiten reise, denn ich hatte mir einen letzten Entschluß bis dahin vorbehalten, wo ich selbst gesehen haben würde. Der Entschluß ist gefaßt, ich werde das Loriussche Vermächtnis annehmen — vor allem um deinetwillen annehmen, Felicitas."

Und nun erst, als er im hellen Zimmer stand und den erstaunten, halb bangenden Blick des Mädchens wahrnahm, erinnerte er sich, daß er bishierher von dem, was ihn in den letzten Tagen ausschließlich beschäftigt, ihn erregt und ihm den Schlaf geraubt hatte, noch keine Silbe zu Felicitas gesprochen habe. Er strich das lichtbraune Haar, das zu tief hereingequollen war, aus Felicitas Stirn und sah die anmutige Tochter mit einem glückseligen und verheißenden Blick an. Noch unterwegs hatte er die Schwere der gefaßten Entscheidung empfunden — jetzt schien ihm nur die lichte Seite derselben entgegenzulachen. Er hub

an, der erstaunten und mit wachsender Spannung lauschenden Felicitas vom Testament des Bankrats Lorius und dem reichen Vermächtnis zu erzählen, das ihm dieser Freund in den Weidenwalder Kohlenwerken hinterlassen habe. Er berichtete, daß er gezögert habe, die Erbschaft anzutreten, und erst seit er Gewißheit gewonnen, daß durch die Verfügung des Verstorbenen keine bedürftigen Verwandten benachteiligt worden, sich für die Annahme entschieden habe. Er schilderte Felicitas die Zustände, die er in Weidenwald und auf den ausgedehnten Werken vorgefunden hatte, und verhehlte nicht, daß den Arbeitern ein guter Herr, der ein Auge und ein Herz für ihre Leiden und Bedürfnisse habe, gar sehr not tue. Und er setzte mit leiserer Stimme hinzu, daß er einige der notwendigsten Anordnungen gleich jetzt getroffen habe und eine Reihe andrer in nächster Zeit treffen werde, daß er für alle die ungewohnten Sorgen und Aufregungen, die ihm der neue Besitz verursachen müsse, nur in der Hoffnung Entschädigung finden könne, für Felicitas und ihre künftige Familie einen festen Grund stillen, sichern Glückes zu gewinnen. Er sprach lange und eindringlich zu seiner Tochter und nahm die Miene an, den tieftraurigen Zug um Felicitas Mund und die Tränen, die in ihren Augen glänzten, nicht zu sehen. Dabei schwieg er völlig über den Einfluß, den Paul Lohmer auf all seine Entschließungen gehabt hatte. Er nannte den Namen des jungen Hausfreundes nicht und wußte doch, daß er Felicitas nicht täusche, und sie mit einem Male Licht über die vielen Unterredungen erhalte, die in letzter Zeit zwischen ihm und Doktor Paul stattgefunden hatten.

Felicitas lauschte mit einem unbeschreibbaren Gefühl

der Erzählung ihres Vaters. Einen Augenblick lang durchzuckte sie freudiges Erstaunen über die plötzlich veränderten Glücksumstände ihres Hauses, im nächsten empfand sie etwas wie einen tiefen Widerwillen dagegen. Sie erriet instinktiv, daß wenn ihr Vater Bedenken getragen habe, das reiche Vermächtnis des Bankrats Lorius anzunehmen, diese Bedenken durch den Klugen, Sichern, Festen zerstreut worden seien, dessen Herrschaft und Geltung sie täglich wachsen sah. Der Gedanke, daß jede Erwägung jetzt hinfällig sei, um deretwillen ihr Vater die schmerzliche Trennung von Erich gefordert und erzwungen habe, und der andre, daß dieser Umschwung in ihren Verhältnisse nur Paul Lohmer zugute kommen werde, erwachte zugleich. Dazu ergriff ihr Vater beim Schluß seines Berichts ihre Hand und setzte mit eindringlichem Tone hinzu:

„Felicitas, nun sich diese glücklichen Aussichten vor uns eröffnen, nun hätte ich nur eines zu wünschen — du weißt es! Suche, so rasch du es vermagst, deiner krankhaften Stimmung Herr zu werden — wirf Vergangnes hinter dich, tritt ein neues Leben mutig an und fasse alles Glückliche und Gute, was die Erfüllung meiner Wünsche dir und mir bringen kann, fest ins Auge. Ich bin überzeugt, daß du mich dann nicht mehr zu lange auf einen Tag warten lässest, den ich herbeisehne und mit mir ein vorzüglicher Mensch, der deine ganze Liebe verdient, mein Kind!“

Das junge Mädchen fühlte sich, so warm und herzlich die Worte des Vaters erklangen, wie von einem Frosthauch angeweht. Sie flüsterte:

„Als ich dir meine Liebe opferte, Papa, verstand ich's so, daß ich nun wenigstens volle Freiheit haben solle.

Ich achte den Doktor Lohmer hoch und bin ihm dankbar für dich, aber ich kann den Gedanken, sein Weib zu werden, nicht fassen — ich will unvermählt bleiben."

„Du hast volle Freiheit," sagte Herr von Herther mit ernstem Ton. „Allein du weißt auch, daß ich dein Opfer, wie du es nennst, niemals gefordert haben würde, wenn nicht deine törichte, mit allen Grundsätzen deiner Erziehung und unsres Lebens in Widerspruch stehende Jugendneigung deine Zukunft, das einzige, wofür ich lebe, schwer bedroht hätte! Dein Opfer ist wenig wert, wenn du in schmerzlichem Trotz dein Leben verkümmern lässest und meinen tiefsten Herzenswunsch, dich als Herrin eines glücklichen, weithin geachteten Hauses zu erblicken, nicht erfüllst. Du weißt es so gut wie ich, daß Doktor Paul jeden Anspruch, den du an den Ernst, die Tüchtigkeit, die höchste Achtbarkeit eines Mannes machen kannst, voll erfüllt — selbst seine persönliche Erscheinung dünkt mich so, daß sie für jugendliche Augen anziehend und fesselnd sein muß."

„Doktor Lohmer erscheint mir kalt bis zum Unbarmherzigen und so schneidig scharf, daß ich ihn oft mehr fürchte, als achte!"

„Du mußt zwischen dem Menschen und seinem Handwerk unterscheiden lernen!" antwortete Herr von Herther ruhig. „Doktor Paul ist Arzt, in seiner Wissenschaft ein vorzüglicher, hochstrebender Mann. Jede Zeit hat für jeden Beruf ihre eigne Sprache und Gebärde — die der wissenschaftlichen jungen Männer unsrer Zeit schließt eine gewisse Härte, eine rücksichtslose Verurteilung alles dessen, was ihnen für überlebt und unwissenschaftlich gilt, ein. Das mag dich erschrecken, wie es anfangs mich erschreckt hat. In allen menschlichen Dingen, in der Überzeugung,

worauf es ankommt im Leben, wissen wir uns eins mit dem Doktor — und ganz abgesehen davon, daß wir ihm aufs Tiefste verpflichtet sind — ich kenne keinen jüngeren Mann, dem ich mit gleich glücklichem Gefühl deine Zukunft anvertrauen würde."

Felicitas schwieg, während ihre Augen sich mit Tränen erfüllten, in ihrer Seele schrie eine unklare, aber starke Empfindung gegen jedes Wort auf, das ihr Vater zum Lobe Paul Lohmers sprach, und doch vermochte sie nicht zu widersprechen. Herr von Herther deutete sich die Erschütterung, die er in den Zügen der Tochter wahrnahm, zu seinen Gunsten und sagte gütig:

„Ich dränge dich nicht allzusehr, mein Kind — aber laß auch du mich nicht allzulange hoffen und harren."

Und nun erst, im wachsenden Verlangen, dies Gespräch zu endigen, erinnerte sich Felicitas der Unruhe, in die sie vor der Ankunft ihres Vaters durch die Boten aus dem Residenzschlosse versetzt worden war. Sie berichtete von dem Verlangen des Herzogs, Herrn von Herther noch diesen Abend zu sehen.

Der Präsident runzelte mächtig die Stirn, er hatte umsomehr auf die Ruhe in seinem Hause gerechnet, als er wirklich von seiner Reise erschöpft war und dringend wünschte, Paul Lohmer noch an diesem Abend zu sprechen. Aber freilich blieb ihm nach allem, was er vernahm, keine Wahl, als sich umzukleiden, sich an Felicitas Teetisch ein wenig zu erfrischen und seinen Diener wieder nach dem Wagen zu senden, den er soeben erst verlassen hatte. Bei aller Loyalität zürnte er Herzog Bernhard, ihn eben heute seinem Hause zu entreißen. Er hoffte, daß die Audienz bei Seiner Hoheit nur von kurzer

Dauer sein würde und bat Felicitas, wenn inzwischen Doktor Paul einsprechen solle, den jungen Freund zu veranlassen, ihn bis zu seiner Rückkunft vom Hofe hier zu erwarten. — —

Es war wenige Stunden vor der Heimkehr des Präsidenten von Herther von seinem Ausflug nach Weidenwald gewesen, daß auch der Herzog von einer stundenlangen Fahrt durch die großen Wälder, die sich hinter dem Forstenburger Schloßpark gegen das Hügelland der obern Orlach hinstreckten, zurückgekommen war. Der Herzog betrat übermüdet und durchnäßt seine Gemächer, er hatte im Vorübergehen dem Kabinettsrat Lorberg gesagt, daß er vor dem Diner, welches heute spät angesetzt war, keinen Vortrag mehr wünsche. Gleichwohl konnte er kaum in sein Ankleidezimmer eingetreten sein, als die Glocke, die sonst den Kabinettsrat rief, stark und rasch nacheinander ertönte. Der Kabinettsrat, der eben begonnen hatte, seine Papiere zu verschließen, ward aus dem Traum von einigen dienstfreien Nachmittagsstunden heftig aufgeschreckt und eilte sofort in das Arbeitszimmer Seiner Hoheit. Der Herzog stand, hochaufgerichtet und mit blitzenden Augen dem Eintretenden entgegensehend, auf der Schwelle zum Ankleidekabinett, hinter ihm der Kammerdiener Mühlmann, der verstohlen dem Kabinettsrat ein Zeichen machte, aus dem der alte Sekretär entnahm, daß auch Mühlmann höchst bestürzt sei. Herzog Bernhard herrschte Lorberg entgegen:

„Auf der Stelle den Reisekurier Wild herbeischaffen! Wenn er sich in Wirtschaften umhertreibt, mag er gesucht werden — aber rasch! Staudinger kann dabei helfen — er weiß, wo Wild zu verweilen liebt. Aber unter keinem Vorwand Verzug!“

„Zu Befehl, Hoheit! Befehlen Ew. Hoheit auch, daß sich Wild hier vorstellen soll, wenn er —“

„Wenn er betrunken sein sollte?“ unterbrach der Herzog die gestotterte Frage. „Gewiß, ich werde selbst sehen, wie weit er noch zurechnungsfähig ist. Es scheint, daß man mit trunkenen Augen Dinge wahrnehmen kann, die höchst nüchterne Leute mit klaren Augen nicht zu sehen vermögen.“

Der Kabinettsrat hörte erschrocken die Anschuldigung, denn daß es eine solche war, erfaßte er sofort. Mit scharfem Blick hatte er entdeckt, daß aus der Brusttasche der Jagdjoppe Seiner Hoheit ein zusammengefaltetes Papier hervorragte, in dem er ganz richtig die Ursache der plötzlichen zornigen Aufregung seines Herrn vermutete. Er eilte mit tiefer Verbeugung hinaus, um den Befehl des Herzogs zu vollziehen. Hinter ihm drein kam wenige Minuten später der Kammerdiener Mühlmann in die Vorzimmer und gesellte sich sofort mit geheimnisvoller Miene zu dem betroffenen Kabinettsrat. Nach den Zimmern des Herzogs zurückwinkend, flüsterte er:

„Diesmal wird's schlimm! Staudinger erzählte mir schon, daß der Allergnädigste auf der ganzen Fahrt finster und in sich gekehrt — Sie kennen ihn ja! — auf dem Jagdwagen gesessen hat. Staudinger und Randers, die mit ihm waren, haben gehört, daß er den kleinen Stecknitz, der neben ihm hockte, ein paarmal ingrimmig angelassen hat. Das Hauptwetter muß aber eben erst aufgestiegen sein. Ich glaube, daß er einen Brief in seinem Schlafzimmer gefunden hat — denn an seinen Schreibtisch ist er nicht gegangen; ich nahm ihm im Durchgehen den nassen Mantel ab und wollte ihm eben behilflich sein, auch die Jagdjoppe abzulegen, als er wieder aus

seinem Schlafzimmer hervorkam, mich zornig zurückstieß und wütend nach Ihnen klingelte. Er knitterte ein Papier zusammen — das sah ich genau —"

„Ich sah es auch," fiel der Kabinettsrat lebhaft ein. „Aber was ist's, Mühlmann? Worum handelt sich's?" —

Der Kammerdiener zuckte mit den Achseln, als ob er nichts wisse und doch sah Lorberg genau, daß Mühlmann wohl etwas mitteilen könne, sofern er wolle. Doch eben trat Herr von Stecknitz, der junge Adjutant des Herzogs, ins Zimmer. Er hatte seine Uniform gewechselt und sonst Toilette gemacht und kam jetzt mit munterem Gruß und einem Ausdruck sorgloser Heiterkeit auf seinem gutmütigen Gesicht zum Dienst zurück. Wie er die beiden Männer beisammen stehen sah ward er betroffen, und sobald er aus dem Munde Lorbergs die Mitteilung von der Aufregung Seiner Hoheit und dem ergangenen Befehl erhalten hatte, sagte er leise:

„So ist's etwas anderes als ich gedacht. Er war unhold auf der ganzen Fahrt; ich schob es auf eine Kleinigkeit: der Förster in Rathmannshausen hat einen Befehl Seiner Hoheit mißverstanden und drei der schönsten Eichen niederschlagen lassen, die der Herzog ausdrücklich geschont haben wollte; Sie wissen ja, wie ihm dergleichen ans Herz gewachsen ist, und so schlug denn der Blitz bei dem Esel von Förster ein. Aber es gab sich auch dann nicht — er sah, wie wir im Regen durch die schlechten Waldwege fuhren, beinahe wie ein Waldgespenst und gut dreißig Jahre älter aus, als er ist! Mir ward's schwül trotz der hereinbrechenden Kälte, und ich dankte Gott, wie wir vom Wagen waren. — Nun scheint der Teufel erst recht los zu sein! Haben Sie keine Ahnung, Mühlmann?"

Aber auch diesmal fand der Kammerdiener keine Gelegenheit, seine etwa vorhandenen Ahnungen des breiteren auszusprechen. Denn ein abermaliges heftiges Glockenzeichen von drinnen rief Herrn Mühlmann auf seinen Posten zurück. Nur im Abgehen sagte er noch hastig:

„Der allergnädigste Herr wird meinen, daß der Schlingel, der Wild, schon zur Stelle sei. Tun Sie alles, ihn bald herbeizuschaffen — Warten können Seine Hoheit einmal nicht vertragen! Wild hat seit Monaten um Ihre Hoheit, die Prinzessin, herumspioniert, es handelt sich um sie — glauben Sie mir auf mein Wort.“

Der Adjutant nickte, der Vermutung des Kammerdieners beistimmend, Lorberg aber verfärbte sich, denn ihm stellten sich in einem Augenblick hundert schlimme Möglichkeiten dar, von denen jede auf ihn zurückfiel. Er beeiferte sich, Boten nach den verschiedensten Seiten auszusenden um des Reisekuriers, der im Schlosse in der Tat nicht anwesend war, habhaft zu werden. Inzwischen trat der Kammerdiener schon wieder aus den Innenräumen, in die er kaum verschwunden war, heraus und überbrachte den Befehl des Herzogs, sofort nach Herrn von Herther zu senden. Daß draußen die Wege fast ungangbar waren, kam hier natürlich nicht in Betracht — man wünschte lediglich den zürnenden Gebieter zufrieden zu stellen. Nach Mühlmanns Bericht schien das freilich schwer möglich — der Kammerdiener wollte Herzog Bernhard noch nie erblickt haben, wie heute, und weissagte einen gewaltsamen Ausbruch des verhaltenen Zornes. Wenige Minuten später wurden aufs neue Lorberg und dann Herr von Stecknitz gerufen. Der Kabinettsrat empfing in kurzen, barschen Worten die Weisung, sofort dem Herzog eine größere Summe aus der Kabinettskasse

zur persönlichen Verfügung zu stellen, der Adjutant wurde vor der Hand nur befehligt, sich zur augenblicklichen Erledigung eines allerhöchsten Auftrages bereit zu halten. Beide wagten kaum ihrem Fürsten ins Angesicht zu sehen — so tiefgefurcht war seine Stirn, so zürnend der Blick seiner Augen und so drohend die Haltung seiner Gestalt. Der junge Offizier schüttelte sich förmlich, als er das Zimmer des Kabinettsrats wieder erreicht hatte: „Brr — heute gibt's einen anmutigen Abend! Gnade Gott dem, auf den dies Wetter einschlägt."

Der alte Lorberg antwortete nichts, er fühlte sich keineswegs sicher, daß er nicht der sein werde, den Herr von Stecknitz der Gnade Gottes empfahl. Er sandte einen zweiten Hoffurier nach dem Hause Herrn von Herthers und atmete auf, als endlich, nach Verlauf einer Stunde, der eine seiner Boten mit dem Reisekurier Wild zurückkehrte. Der Kurier war allerdings in einer Weinstube aufgefunden worden, schien aber, wie der Kabinettsrat befriedigt wahrnahm, noch leidlich nüchtern und wenigstens fähig, dem Herzog Rede zu stehen. Lorberg führte Herrn Wild, der die Mutmaßung aussprach, daß eine plötzliche Reise des Herzogs bevorstehen möge, selbst in das Kabinett Seiner Hoheit ein. Der Herzog saß auf seinem Lederdivan und hatte über die nahestehende Lampe einen grünen Schirm gedrückt, so daß Dunkel um ihn war. Er erhob sich mit einer fast jähen Bewegung von seinem Sitz, sobald die Türen sich auftaten. „Ew. Hoheit, der Reisekurier Herr Wild!" sagte der Kabinettsrat mit leiser Stimme. „Es ist gut, — lassen Sie uns allein!" klang die Antwort aus dem Halbdunkel hervor. Sie ward mit so heftiger, rauher Stimme gesprochen, daß Wild, der ganz unbefangen eingetreten war, mitten in seinen Ver-

beugungen etwas wie eine plötzliche Lähmung empfand. Der Kabinettsrat war lautlos verschwunden und der große breitschultrige Kurier stand jetzt zitternd wie ein Kind dem Fürsten gegenüber. Der Herzog schlug den Schirm der Lampe zurück und ließ das volle Licht derselben auf das weinrote und dabei doch erblaßte Gesicht Wilds fallen. „Ew. Hoheit befehlen?“ stammelte der Reisekurier.

„Lesen Sie dies!“ versetzte Herzog Bernhard, aus der Brusttasche der grau und grünen Joppe, die er noch trug, ein zerknittertes Briefblatt nehmend, auf dem in der letzten Stunde sein Auge vielmals geruht hatte. „Lesen Sie und sagen mir dann die volle Wahrheit — es wird Ihr Schade nicht sein!“

Der Kurier suchte sich zu sammeln, aber die Buchstaben verschwammen ihm vor den Augen. Erst ein strenger und ungeduldiger Blick des Herzogs brachte ihn dazu, die Zeilen genauer anzusehen und nun zu entdecken, daß sie eine Denunziation geheimer Zusammenkünfte Ihrer Hoheit der Prinzessin Stephanie mit dem Hofpianisten Camillo Arsakoff und die Notiz enthielten, daß der Reisekurier Wild Seiner Hoheit die genaueste Auskunft über dies unerhörte Vorkommnis zu erteilen imstande sei. Herr Wild fühlte, wie ihm seine Hände den Dienst versagten, er hätte das Blatt zu Boden fallen lassen, wenn es ihm der Herzog nicht abgenommen und wiederum zu sich gesteckt hätte. Dabei sagte der Fürst schneidig kurz: „Also jetzt rasch, Wild — was wissen Sie? Lassen Sie die Possen — ich will die Wahrheit!“

Er verhinderte den fassungslosen Mann, vor ihm in die Knie zu sinken, aber er konnte freilich nicht hindern, daß Wild schlotternd und halb geknickt vor ihm stand

und bekannte: alles, was er wisse, wisse er von Lizzie, der englischen Kammerjungfer der Miß Edith Blake. Diese habe ihm versichert, daß Ihre Hoheit den Herrn Arsakoff fast täglich einige Minuten in dem kleinen Kabinett sehe, das die Wohnung der Miß Blake mit den Zimmern der Prinzessin verbinde, daß er selbst natürlich nichts wahrgenommen habe und wenn die englische Kammerjungfer lüge, nicht dafür verantwortlich sein könne. Der Herzog unterbrach die kläglichen Entschuldigungen kurz und schroff:

„Sie wissen besser als ich, daß die Sache leider wahr ist. Sie wären verpflichtet gewesen, mir Mitteilungen zu machen, ehe ich Sie auf anonyme Briefe hin verhören muß. Indes will ich Ihnen verzeihen — und Sie unter einer Bedingung selbst befördern. Sie schweigen gegen jedermann — hören Sie wohl, jedermann! — Ich ernenne Sie zum Kastellan in meinem Schlosse Wellerswaldau, eine Stelle, um die Sie früher gebeten haben! Sie gehen in einigen Tagen dahin ab! Ihre Stellung währt genau bis zu dem Tage, an dem ich erfahre, daß von dort aus ein Wort ins Publikum kommt, von dem, was Sie wissen. Ich enthebe Sie Ihrer Stelle sofort, wenn Sie Ihre Zunge nicht streng hüten, und lasse auch den Rausch für keine Entschuldigung gelten! Alles weitere wird Ihnen Lorberg mitteilen!"

Herzog Bernhard wandte dem bebenden Manne den Rücken und rief durch ein Glockenzeichen seinen Kammerdiener, der einen Augenblick später den Adjutanten einführte. Der Herzog hatte sich inzwischen wieder gesetzt, er gab Herrn von Stecknitz Befehl, den Hofpianisten Herrn Camillo Arsakoff auf der Stelle zu ihm zu rufen. Toilette bedürfe es nicht — Arsakoff solle vor ihm erscheinen, wie er gehe und stehe. Im Falle jedoch der

Gerufene Schwierigkeiten erheben und dem Adjutanten nicht sogleich folgen sollte, habe ihn der letztere als seinen Arrestanten zu betrachten. Herr von Stecknitz zeigte sich so bestürzt, daß Herzog Bernhard den Befehl noch einmal wiederholte. Sowie sich die Tür hinter dem jungen Offizier schloß, sah der Herzog mit einem finstern Blick auf die Goldrollen, die auf seinem Schreibtisch lagen, und raunte vor sich hin:

„Sie werden alle den Zusammenhang erraten! — Alle und werden nicht schweigen. Aber soviel fürchten sie mich vielleicht noch, daß sie nur zu flüstern, nicht zu schreien wagen!"

Inzwischen war der Adjutant trotz Kälte und Glatteis schon aus der Residenz nach der Wohnung am Schloßplatz geeilt, die Camillo Arsakoff gleich bei seiner Ankunft in Forstenburg bezogen hatte. Er traf den Musiker glücklich daheim und ruhig an seinem Flügel. Die Botschaft des Herrn von Stecknitz würde Signor Camillo nicht weiter befremdet haben, er war öfter unerwartet zum Herzog gerufen worden — aber das Auftreten des Adjutanten, die wundersame Mischung von straffer militärischer Kürze und von bangender Teilnahme in seinem Wesen, die ausdrückliche Weisung, ohne Vorbereitung und auf der Stelle zu erscheinen, machten ihn befangen. Er erbat sich indes lächelnd die Erlaubnis, mindestens statt des seidenen Hausrockes, den er trug, einen Frack anziehen zu dürfen, und folgte dann, über die Unbill des Wetters und die bedenklichen Pfade nach dem Schlosse scherzend, so daß Herr von Stecknitz getäuscht worden wäre, hätte er nicht beim Emporsteigen auf der hellerleuchteten Haupttreppe bemerkt, daß Arsakoff die Zähne gewaltsam aufeinanderpreßte und die äußerste Kraft aufbot, um Haltung

zu bewahren. In den Vorzimmern wollte er noch ein kurzes Gespräch mit dem Kabinettsrat anknüpfen. Lorberg jedoch, der den eitlen siegbewußten Virtuosen immer gehaßt hatte, der jetzt ernstlich um Prinzeß Stephanie bekümmert war und Camillos Fall für zweifellos hielt, würdigte ihn keiner andern Antwort, als der Andeutung: „Seine Hoheit erwartet Sie!“ Arsakoff warf mit einem Aufflammen seines alten Stolzes den Kopf in den Nacken, die Flügeltüren öffneten und schlossen sich — er stand allein vor dem zürnenden Fürsten und harrte der Ansprache desselben.

Herzog Bernhard hatte sich, während der Musiker sich tief verbeugte, abermals von seinem Sitze zu erheben gesucht — es schien ihm in eigner Weise schwer zu fallen, er stützte die Hand auf die Seitenlehne seines Diwans und richtete sich minder stolz und hoch auf, als sonst seine Gewohnheit war. Er unterdrückte sichtlich einen Ausruf, der sich auf seine Lippen drängte, aber Arsakoffs leise forschendes Auge sah einen Blick auf sich gerichtet, aus dem Zorn, unverhohlene Verachtung und eine Art geringschätzigen Mitleids sprachen. Indem er versuchte, diesem Blick auszuweichen, irrte sein Auge in dem ganzen großen Raume umher, in dem an verschiedenen Stellen kostbare Lampen brannten und der mit seinen Sitzen und Tischen, seinen Büchern und Papieren friedlich genug aussah. Es fiel ihm auf, daß ihn mitten in dem wohlerwärmten Zimmer eine Anwandlung von Frösteln überkam. Und als jetzt der Herzog mit kaltem Ernst fragte: „Sie wissen, warum Sie vor mir stehen?“ ward das Frösteln Arsakoffs zum heftigen Frostschauer. Er bedurfte einiger Minuten, bevor er seiner Zunge soweit Herr ward, um zu erwidern: „Ich fürchte, Hoheit, daß ich es weiß!“

„Sie sind ein leichtfertiger Frevler — tausendfach vermeßner, als Sie selbst begreifen," sagte Herzog Bernhard. „Sie haben die Gastfreundschaft, die wir Ihnen hier erwiesen, und die Ehren, mit denen wir Sie aufgenommen haben, mit Undank gelohnt und ein häßliches Spiel wiederholt! Ich will annehmen, daß die geheimen Zusammenkünfte mit der Prinzessin nicht mehr waren, als ein unwürdiges Spiel — oder," fuhr der Herzog heftiger fort, „wäre es anders, haben Sie mehr zu gestehen?"

Der Herzog ballte krampfhaft beide Fäuste zusammen, als wolle er die furchtbare Vorstellung, die ihn überkam, abwehren und seine Blicke bohrten sich forschend, mißtrauisch und zu gleicher Zeit drohend in Arsakoffs Züge. Der Musiker rang umsonst nach einer Erwiderung, die den Grimm des Fürsten besänftigen könne — er brachte endlich mühsam hervor:

„Hoheit, ich wagte den Wünschen Ihrer Hoheit nicht zu widerstreben. Die Zusammenkünfte waren ein unschuldiges Spiel der Phantasie —"

Er stockte; in diesem Augenblick ergriff selbst ihn das Bewußtsein, wie elend es sei, die Neigung preiszugeben und die Gunst wegzuwerfen, die er mit allen Mitteln erstrebt und errungen hatte. Auch sah er, daß seine paar Worte hingereicht hatten, Herzog Bernhard schon etwas zu beruhigen, daß dieser beruhigt sein wollte.

„Sie wären imstande, Ihre Schwester zu entehren, nur um die Liste Ihrer Triumphe länger zu machen!" rief der Herzog. „Ihr Kommen hier war von Unheil — es ist nötig, daß Sie gehen! Sie werden, wie immer, ohne Mittel sein, nehmen Sie dort und geben Sie mir Nachricht, nur mir persönlich, wohin Sie sich wenden! —

Ich will Sie nicht völlig preisgeben, obschon Sie nichts Besseres verdienten!“

Camillo Arsakoff sah betroffen auf den Herzog, er hatte auf Schlimmres gefaßt sein müssen — es war ihm, als habe er sich aus einer Woge gerettet und fühle Land, wenn auch noch unsicher, unter dem Fuße. In dieser Minute entsann er sich auf ein Wort, das ihm vor zwei Jahren die Gräfin Platoff aus Petersburg geschrieben. Sie hatte in ihrer kalt-spöttischen Weise bei ihm angefragt, ob Herzog Bernhard noch immer Vatergefühle für ihn affektiere. Und blitzschnell stellte sich seiner Phantasie eine Möglichkeit dar, die sein ganzes Verhältnis zum Herzog verwandelte und ihm die Mäßigung des strengen und jähzornigen Herrn erklärte. Nur einen flüchtigen Schauder weckte die Vorstellung, daß Prinzeß Stephanie seine Schwester doch sein könne. — Es war jetzt nicht Zeit, sich erschrecken zu lassen oder Träumen nachzuhängen. Der Herzog deutete mit abgewandtem Gesicht noch einmal auf die Goldrollen. — Camillo tat keinen Schritt nach denselben hin, sondern sagte leise: „Gestatten Ew. Hoheit mir ein Wort!“

„Sie können mir nichts zu sagen haben, Arsakoff!“ versetzte der Herzog. „Doch reden Sie immerhin — nur keine überflüssige Beichte und keine nutzlosen Verteidigungen.“

„Ew. Hoheit haben zu befehlen,“ entgegnete Arsakoff, schon wieder den sichern, leichten Ton anschlagend, der ihm eigen war. „Was ich zu geneigtem Gehör vortragen wollte, war lediglich eine Besorgnis, daß Ew. Hoheit Verfügungen über mich gerade Anlaß zu den schlimmsten Mißdeutungen geben könnten. Die Gerüchte, die Ew. Hoheit ersticken wollen, werden danach doppelt aufleben!

Ew. Hoheit dürfen nicht zürnen, wenn mir der Gedanke kommt, mein Unrecht nicht noch zu vermehren — es gutzumachen, soweit ich es vermag.“

„Was könnten Sie tun?“ fragte der Herzog finster. „Es sei meine Sorge, die Lästermäuler zu stopfen, Ihnen hätte es besser angestanden, sie nicht erst zu erschließen!“

„Hoheit, wenn ich durch eine rasche Verlobung und Heirat meinerseits und durch mein Bleiben und die fortdauernde Gnade Ew. Hoheit alle Gerüchte zu Boden schlüge?“

„Sie würden bei dieser Rehabilitation kein allzu schmerzliches Opfer bringen!“ rief der Herzog. „Wer wäre die Glückliche, die so rasch erweisen soll, daß Sie die Augen nicht zu meiner Tochter erhoben haben?“

„Fräulein Gabriele Hildheimer, die Tochter des Herrn Kommerzienrats Hildheimer!“ entgegnete der Musiker und suchte den Blick des Herzogs, der auf ihn fiel, zu ertragen. In diesem Blick gab sich so entschiedene Verachtung kund, daß selbst Signor Camillo beinahe überwältigt ward. Langsam und deutlich sagte der Herzog: „Wenn Stephanie und andre Törinnen wüßten, wem sie ihr Herz und ihr Leben anvertrauen!“ und ging dann schweigend einige Male vor Arsakoff auf und ab. Dann blieb er wieder dicht vor ihm stehen und fragte im stillen sich selbst, ob es denn möglich sei, daß sein Blut durch die Adern dieses Menschen rinne. Laut und rauh aber hub er an:

„Sie haben mit Ihrem Gewissen zu erledigen, ob Sie diesen Schritt tun dürfen. Den Zweck würde er allerdings erfüllen. Wenn Sie glauben, daß sich Fräulein Hildheimer und ihr Vater bereit finden lassen in diese Verbindung mit Ihnen einzuwilligen —“

„Fräulein Gabriele gewiß,“ entgegnete der Musiker nicht ohne Erröten. „Bei dem Vater würde ein Fürwort Ew. Hoheit ins Gewicht fallen —“

„Ja so — ich soll Ihren Freiwerber abgeben!“ rief der Herzog mit aufwallendem Zorn. Und doch setzte er gleich darauf hinzu: „Sie mögen recht haben — wenn ich mich für diesen Ausweg entscheide, ist es notwendig, daß ich Ihnen zu Hilfe komme. Ich bin ein alter Soldat und an Rückendeckung im Felde gewöhnt — ich erfahre heute zum erstenmal, wie sich ein moderner Künstler bei den Spielen seiner Phantasie deckt. Wie denken Sie sich das weitere Vorgehen?“

Aus der Stimme des Herzogs sprach so viel Bitterkeit und Geringschätzung, daß Herr Camillo aufatmete, als ihm die Antwort erspart wurde. Herzog Bernhard hatte Befehl erteilt, ihm die Ankunft des Herrn von Herther sofort zu melden, und der Kammerdiener Mühlmann erschien, um diese Meldung zu bewirken. Der Herzog sammelte sich augenblicklich und überlegte nur eine Minute lang, dann gab er dem Kammerdiener das Zeichen, Herrn von Herther einzuführen, und wandte sich wieder zu Arsakoff:

„Ich hatte den Präsidenten in ganz andrer Absicht rufen lassen, aber das Glück ist für Ihre — Klugheit! Ich werde ihn zum Vertrauten der Verhandlung mit dem Herrn Hofbankier machen — und ihm verschweigen, was der erste Gegenstand unsrer Unterredung gewesen ist. Gehen Sie jetzt, Arsakoff — halten Sie sich still in Ihrer Wohnung — ich werde Sie wieder zu mir rufen lassen.“

Der Musiker wollte sich unter tiefen Verbeugungen zurückziehen, doch blieb er, ehe er die Tür erreichte, noch einmal stehen. Es überkam ihn doch eine innere Mahnung, ein plötzliches, ihm sonst fremdes Schamgefühl, und er bat

mit zitternder Stimme: „Hoheit, lassen Sie die Prinzessin meine Torheit nicht entgelten!“

„Gehen Sie!“ wiederholte Herzog Bernhard mit Nachdruck — aber seine Stirn entwölkte sich einigermaßen. „Die Prinzessin wird nichts erfahren, als daß Sie wegen Ihrer Verlobung — wenn es zu dieser kommt — ihr ferner keinen Unterricht erteilen können, oder — daß Sie abgereist sind.“

Er gab das Zeichen der Entlassung; gleichzeitig trat Herr von Herther in das Arbeitszimmer seines Landesherrn. Camillo Arsakoff langte im Vorzimmer, wo Mühlmann stand, und wie es schien gelauscht hatte, gebeugten Hauptes, mit blassen Lippen und in gedrückter Haltung an. Sowie er jedoch des Kammerdieners ansichtig ward, besann er sich auf sich selbst und gewann wenigstens einen Teil seiner eleganten und hochmütigen Haltung zurück. Als er an den Herren von Stecknitz und Lorberg mit kurzem Gruß vorüberschritt, sahen sich diese erstaunt an, sie hatten eben ihre Meinungen über das künftige Geschick des Virtuosen ausgetauscht und waren nicht wenig überrascht, als sie den Angeklagten und Gestürzten mit so sicherer Miene die Gemächer des Herzogs verlassen sahen. Der junge Adjutant hatte selbst eine Anwandlung, Arsakoff aufzuhalten, da er indes ohne Instruktion war, begnügte er sich damit, ihm bis ans Portal des Schlosses nachzugehen und sich im Nachsehen zu überzeugen, daß Signor Camillo den Weg nach seiner Wohnung einschlug. Als er zum Kabinettsrat zurückkehrte, fand er diesen in höchst mürrischer Stimmung — Lorberg teilte dem Offizier die Befürchtung mit, daß sie zu früh auf Arsakoffs Sturz gewettet hätten, und daß es wahrscheinlich sei, der Tastenschläger habe sich bei Seiner Hoheit wiederum durchgelogen.

Ihr Erstaunen wuchs, als Herr von Stecknitz nach einer Viertelstunde, in der sich der Herzog mit dem Präsidenten von Herther unterredet hatte, in das Kabinett beschieden wurde und die Weisung empfing, sofort eine der herzoglichen Equipagen zu nehmen, bei dem Hofbankier Hildheimer vorzufahren und diesem den Wunsch Seiner Hoheit zu überbringen, den Herrn Kommerzienrat heute abend noch zu sprechen. Die Angelegenheit verwickelte sich selbst für den vielerfahrenen Lorberg derart, daß er dem Adjutanten, der seine Ansichten mit ihm austauschen wollte, ein unfreundliches Schweigen entgegenstellte und bei der Bemerkung desselben, daß sich heute das Diner in ein spätes Souper verwandeln werde, nur tief aufseufzte. Sobald Herr von Stecknitz sich entfernt hatte, um seinen Auftrag zu erfüllen, warf sich der Kabinettsrat übermüdet in einen Lehnsessel und bot mit einem raschen und tiefen Schlaf den Dingen, die weiter kommen konnten, Trotz. Er blieb, da Mühlmann rücksichtsvoll nur vorüberhuschte, in der Tat ungestört, bis der Adjutant mit dem Kommerzienrat Hildheimer zurückkam. Der Bankier hatte, trotz der späten Abendstunde und dem Drängen des jungen Offiziers, sich in seine Hofuniform geworfen und zeigte sich in einer halb frohen, halb bangen Erregung. Er hatte unterwegs umsonst von Herrn von Stecknitz zu erfahren gesucht, wie er zur Ehre komme, so plötzlich zu Seiner Hoheit gerufen zu werden, und sich schließlich in die Vorstellung hineingelebt, daß es sich um eine Vermögensangelegenheit des herzoglichen Hauses handle, bei der sein Rat und sein Eingreifen notwendig geworden seien. Er betrat daher, ganz im Gegensatz zu seinen Vorgängern, die heute abend hierher gerufen worden waren, das Arbeits-

zimmer des Herzogs mit erhobenem Haupt und sieghaftem Blick.

Nahezu eine Stunde währte es, bis der Kommerzienrat wieder hervorkam. Seine Erregung hatte sich noch gesteigert, aber sein Blick war nicht mehr sieghaft, sondern verriet eine gewisse Bestürzung und eine nervöse Unzufriedenheit mit sich selbst. Vertraulich näherte er sich dem Kabinettsrat und teilte ihm in flüsterndem Tone mit, daß man bei Hof nicht auslerne und daß ihn soeben Seine Hoheit in höchstes Erstaunen versetzt habe.

„Wir haben alle angenommen, es sei Ihre Hoheit, die den genialen Herrn Arsakoff protegiert und der er seine besondere Stellung hier zu danken habe. Täuschung, lieber Kabinettsrat, nichts als Täuschung! Der Herzog selbst nimmt an dem jungen Mann ein Interesse, dessen ich ihn gar nicht für fähig gehalten hätte. Ich sage Ihnen, der junge Mann hat eine Zukunft — magnifique, pyramidal! Seiner Hoheit liegt es am Herzen, daß Herr Arsakoff sich fixiert, seine Verhältnisse einmal endgültig gestaltet. Und so habe ich denn auch kein Bedenken getragen, dem Wunsche Seiner Hoheit Folge zu geben und dem Künstler die Hand meiner Tochter Gabriele mit einer sehr beträchtlichen Mitgift — höchst beträchtlich, lieber Freund! — zu bewilligen. Ich habe wahrhaftig keine Ahnung gehabt, daß der Herzog so großen Anteil an dem jungen Künstler nimmt — keine Ahnung, lieber Kabinettsrat, sonst hätte ich mich wohl längst anders gefaßt. Und nun muß ich's noch bis morgen dem Mädchen verschweigen — Gott, was sie glücklich sein wird — ihr ganzes Herz hängt an der Kunst!“

Die Ausrufungen des erregten Kommerzienrats, der offenbar noch unsicher war, wie die Welt seine dem

Herzog gemachten Zugeständnisse beurteilen würde, fanden wenigstens ein freundliches Echo bei dem Adjutanten. Herr von Stecknitz, obschon nicht minder überrascht als Lorberg und wohl auch ein klein wenig von Arsakoffs unerhörtem Erfolg geärgert, war doch gewandt genug, dem Hofbankier Glück zu wünschen und ihm ein rasches Lob zu spenden, daß er die liebenswürdige Persönlichkeit und das glänzende Talent Camillo Arsakoffs auf immer für Forstenburg gesichert habe. Herr Hildheimer erwiderte das Kompliment freilich mit einer Miene, als ob er nicht ganz sicher sei, daß seine Tochter Gabriele und ihr künftiger Gemahl die herzogliche Residenz zu ihrem Lieblingsaufenthalt wählen würden, und murmelte, daß dies alles vom Willen Seiner Hoheit abhänge. Er brach endlich auf, um zu seinem Hause zurückzukehren und Fräulein Gabriele an diesem Abend wenigstens eine Lobrede auf den Mann zu gönnen, den er ihr morgen als Verlobten vorzustellen dachte.

Hier im Schloß, im Zimmer Lorbergs aber machte der Kabinettsrat seinem gepreßten Herzen Luft und sagte zu dem jungen Offizier: „Ich hätte es wissen können vom ersten Tag in Baveno her, daß dieser Mensch nur zu seinem Glück strauchelt und nie fällt! Es ist etwas mit der Prinzessin vorgegangen — er ist zum Herzog gerufen worden, als ein Angeklagter. Wie er es angefangen hat, Seine Hoheit umzustimmen, weiß ich nicht, daß er aber wiederum der sein wird, der uns alle auslacht — Sie eingeschlossen, Herr von Stecknitz! — dünkt mich jetzt gewiß! Es wird höchste Zeit, daß ich an meinen Abschied denke, denn ich verstehe meinen allergnädigsten Herrn je länger, je weniger, und habe nicht Lust, mich schließlich noch um Herrn Arsakoffs Gnade zu bewerben."

Herr von Herther, der aus dem Zimmer des Herzogs kam und der Unterredung Seiner Hoheit mit Kommerzienrat Hildheimer beigewohnt hatte, brachte dem Grollenden keinen Trost. Der Präsident hatte die Vorzimmergespräche nie geliebt — und heute begnügte er sich, mit freundlichem Gruß dem Kabinettsrat einen guten Abend zu wünschen. Dabei verriet sein Blick, wie ernste, schwere Dinge Herzog Bernhard mit ihm verhandelt haben mußte und wie wenig auch er vom Ausgang seiner Unterredung mit dem Landesherrn befriedigt sei.

Kabinettsrat Lorberg und der Adjutant wähnten, als Herr von Herther gegangen war, daß endlich die Überraschungen für heute zu Ende seien. Und doch war ihnen eine letzte aufbehalten. Der Kammerdiener Seiner Hoheit flog plötzlich wiederum in stürmischer Eile durch das Vorzimmer, er hatte den Finger auf die Lippen gelegt, um anzudeuten, daß er über seinen Auftrag schweigen müsse. Mit unbehaglicher Spannung sahen die beiden seiner Rückkehr entgegen.

Eine halbe Stunde etwa währte das schweigende Warten. Da rauschte es vom Eingangszimmer her und vor dem zurückkommenden Mühlmann erschien eine Dame in Reisehut und Schleier — Miß Edith Blake. Der Kammerdiener führte sie in das Zimmer des Herzogs ein — nur im Vorübergehen sandte er einen bedeutungsvollen Blick nach dem Kabinettsrat und dem Adjutanten. Beide verneigten sich schweigend vor der jungen Dame, Herr von Stecknitz konnte sich nicht versagen, ihr herzlich bedauernd nachzusehen. Und mit einer gemeinsamen Anwandlung von Zartgefühl begaben sich der alte Sekretär und der junge Offizier in Lorbergs eignes Arbeitszimmer — sie mochten nicht hören, was Seine Hoheit Miß Edith

zu sagen habe, selbst wenn es hier außen vernehmbar gewesen wäre. Lorberg saß einige Minuten schweigsam an seinem Arbeitstisch, dann hob er leise an:

„Die wunderliche Toilette, in der Miß Blake zum Herzog hineingegangen ist, hat sie nur auf einen Befehl, den ihr Mühlmann überbracht, angelegt! Und das Ganze endet mit ihrer Entlassung, verlassen Sie sich auf mich! Morgen werden wir erfahren, daß Seine Hoheit Zucht und Ordnung an Höchstihrem Hofe hergestellt haben! — Miß Edith ist entlassen und der Hofpianist Herr Arsakoff veranlaßt worden, durch seine Verlobung Bürgschaften für sein zukünftiges gutes Verhalten zu geben!“

„Schade! Schade!“ rief der Adjutant, über sein ganzes gutmütiges Gesicht errötend. „Sie war ein liebenswürdiges Mädchen — eine von den wenigen an unserm langweiligen Hofe, in denen Rasse zu finden ist. Aber Sie werden recht haben — was ich aufs tiefste bedaure.“

Und beide Herren versanken wieder in das stumme Hinbrüten, das eine Folge ihrer äußersten Erschöpfung war. In dem Zimmer regte sich nichts als das leise Surren, das aus einer großen kunstvollen Bronzeuhr erklang, und ein Hauch von dem halbgeschlossenen Fenster her, in welchem die Lichter auf Lorbergs Schreibtisch in ihren weißen Glocken flackerten. Wie lange die stumme Pause sich ausgedehnt hatte, wußten beide selbst nicht. Sie fuhren gleichzeitig empor, als sie die Türen zum Vorzimmer aufgehen und Miß Edith Blake und den Kammerdiener des Herzogs miteinander erscheinen sahen. Sie traten rasch auf die Schwelle, die Lorbergs Schreibzimmer von dem großen Vorzimmer trennte, und nahmen wahr, daß Mühlmann in Überrock und Hut, wie zu einem Aus-

gang bereit, neben der jungen Engländerin stand. Miß Ediths Gesicht war blaß, ihre Augen zu gleicher Zeit verweint und zornleuchtend. Sie schien eben im Begriff, den Schleier niederzuschlagen — aber als sie des Adjutanten ansichtig ward, eilte sie auf ihn zu und reichte, unbekümmert um Mühlmanns Zurufe, jenem in heftiger Erregung ihre Hand:

„Leben Sie wohl, Herr von Stecknitz! Seine Hoheit befiehlt, daß ich in dieser Stunde noch abreise — ich werde Sie schwerlich wiedersehen. Ich darf meiner teuren, armen Prinzessin kein Wort und keinen Blick mehr geben — Herr Mühlmann wird mich zum Bahnhof begleiten, um ganz gewiß zu sein, daß ich Forstenburg verlasse. Sie sind ein Gentleman — übernehmen Sie meinen letzten ehrfurchtsvollen Gruß an Ihre Hoheit und sagen Sie ihr, daß Edith Blake bis zum Augenblick ihres Todes nicht aufhören wird, ihrer in Treue zu gedenken. Wenn die Prinzessin je in die Lage käme —“

„Bitte, bitte, Miß Blake, es ist der Wille Seiner Hoheit, daß Sie niemand mehr sprechen und mir ohne Verzug folgen,“ rief hier der herzogliche Kammerdiener dazwischen.

„Sie werden Ihrer Hoheit sagen, Herr von Stecknitz,“ fuhr Miß Edith heftiger und lauter fort, „daß Edith Blake von nun an und so lange sie lebt in Maud-Cottage zu Eldon am Derwentwater zu finden sein wird. Sie werden ihr alles sagen und noch viel mehr, was ich hier nicht sagen kann und was Sie in meinem Gesicht lesen? Ich habe Ihr Wort?“

„Sie haben mein Wort!“ rief der junge Offizier, der mit wahrem Anteil in die schmerzerfüllten Züge der tapfern Engländerin blickte. Er küßte die dargereichte

Hand und Miß Edith wandte sich mit einer stolzen Bewegung zu dem Kammerdiener zurück:

„Kommen Sie, mein Herr. Das Gebot Seiner Hoheit soll nicht länger unerfüllt bleiben, und da ich gehen muß, ohne meiner lieben Prinzessin noch ein Trostwort zuzurufen, kann ich nicht früh genug gehen.“

Sie entrauschte aus dem Zimmer, gefolgt von Mühlmann, der zwei Schritte hinter ihr dreinging. Der Kabinettsrat stand noch betäubt von der eben stattgefundenen Szene — doch faßte er sich soweit, um hastig zu sagen: „Sie denken hoffentlich nicht daran, dem Befehl des Herzogs zu trotzen, Stecknitz?“

„Ich werde jedes Wort von Miß Blake Ihrer Hoheit übermitteln, sobald ich's nur vermag, und sollte ich darüber meinen Dienst quittieren!“ entgegnete der junge Offizier. „Ich bin kein Liebhaber türkischer Palastjustiz, und ein Stück davon scheint mir eben hier gespielt zu haben!“

Die Glocke des Herzogs, der den Kabinettsrat in sein Arbeitszimmer rief, unterbrach alle weiteren Erörterungen. Der Adjutant blieb allein in dem großen Gemach und sah, ans Fenster tretend, mit schmerzlicher Empfindung nach den gegenüberliegenden erleuchteten Fenstern der Prinzessin Stephanie hinüber. Er überlegte einige Augenblicke, dann sagte er vor sich hin: „Morgen könnte es zu spät sein!“ und enteilte aus den Vorzimmern des Herzogs und über den Gang, der zu den Wohnräumen Ihrer Hoheit der Prinzessin hinüberführte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Seit der Verlobung Camillo Arsakoffs mit Gabriele Hildheimer, die mehr Neid und spottsüchtiges Mißvergnügen als Überraschung in der Residenz erweckt hatte, sah man die vertrauliche Freundschaft zwischen dem jungen Hofarzt und dem Musiker, dessen Glück sich so wundersam erprobt hatte, täglich und stündlich wachsen. Ganz Forstenburg sprach von dem vertraulichen Verkehr der beiden jungen Männer und flüsterte sich zu, daß der Einfluß des leichtfertigen Virtuosen, der auch als Bräutigam in seinem Wesen kaum verändert erschien, auf Paul Lohmer kein günstiger sei. — Nur Herr von Herther schien weder den Umgang seines jungen Freundes mit Arsakoff wahrzunehmen, noch entfiel ihm je eine Bemerkung über die Bewunderung, die Doktor Paul der Künstlergröße und dem Weltglück seines Freundes offen zollte. Der Präsident, der vor Jahren Erich Franken eine flüchtige Bewegung und eine freundliche Zwiesprache mit dem Virtuosen nur unwillig nachgesehen hatte, erlaubte sich jetzt keinen Zweifel daran, daß der Arzt seine wohlerwogenen und zureichenden Gründe haben müsse, die Verbindung mit Arsakoff zu pflegen. Niemand wußte besser, als Herr von Herther, unter welchen eigentümlichen Verhältnissen und durch wessen Einfluß die gepriesene Verlobung stattgefunden hatte, aber er schwieg, wenn Doktor Paul die kluge Sicherheit pries, mit der Signor Camillo seinem unsichern Künstlerdasein den festen goldnen Boden geschaffen habe. Ein einziges Mal unterbrach er mit einem halb ironischen, halb traurigen Lächeln die Lobeserhebungen des Arztes und sagte: „Nun, nach Ihrer Ansicht, lieber

Paul, haben wir ja jetzt den goldnen Boden gleichfalls unter den Füßen! Mir will er weder so golden, noch so sicher erscheinen, und ich habe zuweilen ein Gefühl, daß er unter uns dröhnt und wankt. Aber Sie wollen dafür durchaus nur pathologische Ursachen gelten lassen!“ Und der Doktor hatte eifrig erwidert: „Es sind auch keine andern Ursachen vorhanden. Das Ungewohnte großer Geschäfte für eigne Rechnung und Verantwortlichkeit, die häufigen kleinen Reisen nach dem Buchsfelde, die Ihrer seitherigen Lebensweise widersprechen und der Verkehr mit ganz fremden Kreisen reizt Ihre Nerven auf, und jede nervöse Erregung erhält bei Ihnen aus alter Gewohnheit ein wenig den Charakter ängstlicher Besorgnis. Übrigens, lieber Präsident, müssen Sie Ihrem Arzte verzeihen, wenn er Ihnen unumwunden sagt, daß diese kleine Verstimmung sich leicht geben wird, und sobald sie überwunden ist, Ihre neue Lebensweise für weit gesünder erachtet, als Ihre seitherige, zu streng an das Haus gebundene. Die Weidenwalder Kohlenwerke sollen und werden zum Segen gereichen, wenn nicht mir, so doch Fräulein Felicitas, für die mir kein Glück groß genug erscheint!“ Und da er die letzten Worte mit ersichtlicher Resignation und einem Anflug von Traurigkeit äußerte, hatte er Herrn von Herther wieder in die Stimmung versetzt, die jetzt die herrschende bei ihm war. Von Tag zu Tag wünschte der Präsident sehnlicher, daß ein glücklicher Augenblick den stillen Widerstand besiegen möchte, den Felicitas einer förmlichen und offnen Verlobung mit Doktor Paul Lohmer noch immer entgegensetzte. Und bis der Augenblick kam, durfte er seinem jungen Freunde nicht einmal verübeln, wenn dieser einige Abende im Hildheimerschen statt im Hertherschen Hause zubrachte.

Doktor Paul hatte in neuester Zeit die Gewohnheit angenommen, seinen Freund Camillo Arsakoff, der zugleich sein Patient war, am Morgen, bevor ihn seine Pflichten in das neue Residenzschloß führten, in dessen Wohnung auf eine Stunde zu besuchen. Die Unterredungen waren so belebt, die beiden Männer begegneten sich in ihren Urteilen und Neigungen so häufig, daß sich wirklich eine Art Bedürfnis dieser Begegnungen bei dem Arzte einstellte und daß er am heutigen Morgen fast verstimmt war, Arsakoff schon auf der Treppe seiner Wohnung zu begegnen. Der Hofpianist war im Überrock und Hut und kam in so großer Eile die Stufen herunter, daß er den emporsteigenden Doktor Paul am Arme erfaßte und ihn rasch wieder mit sich hinabführte.

„Guten Morgen und Verzeihung, lieber Freund!“ sagte er dabei in jenem schmeichelnden, unwiderstehlichen Tone, der ihm in Augenblicken zu Gebot stand. „Ich muß auf der Stelle nach dem Hotel de Russie, eine Petersburger Freundin, deren Wille souverän ist, hat sich vom Frühlingswind in unser Nest führen lassen, kapriziert sich darauf, meine Fräulein Braut kennen zu lernen und vor allen Dingen mich auf der Stelle zu sehen. Es hilft also nichts, ich muß heute die Plauderstunde mit Ihnen drangeben und dafür eine mit Frau Gräfin Platoff eintauschen.“

„Gräfin Platoff?“ fragte der Arzt zurück. „Jung? — schön? schlank?“

„Wo denken Sie hin, Doktor!“ lachte Arsakoff. „So lange sie jung sind, heißen nur kaiserliche Adjutanten und Attachés der Gesandtschaften die Freunde, die Periode für Kunst und Künstler beginnt erst in reiferem Alter. Übrigens wäre die Platoff keine uninteressante Bekannt-

schaft für Sie, sie ist verteufelt vorurteilsfrei und zuzeiten schneidig, daß Sie Ihre Freude daran haben würden. Nehmen Sie mich in Ihr Coupé und fahren Sie mich nach Hotel de Russie, so kann ich Sie noch ein paar Minuten genießen!"

„Ich gebe das Kompliment zurück!" versetzte Paul Lohmer. „Sie können meiner dafür gedenken, falls Ihre Gräfin an Schnupfen oder schlaflosen Nächten leiden sollte. Ihre russische Bekanntschaft wird doch einige Tage hier bleiben?"

„Weiß noch von nichts — das Billett, das ich diesen Morgen erhielt, war in Lapidarstil abgefaßt! Die Gräfin ist mit Seiner Hoheit sehr befreundet, wird wohl bei Hofe erscheinen. Wäre der Herzog jetzt nicht so ganz verdüstert und fast unnahbar, so würde ich sagen, daß um ihretwillen ein paar große Feste bevorstünden. Und wie steht es mit Ihnen — da drüben?" setzte Arsakoff fragend hinzu. Das Coupé des Arztes fuhr jetzt durch die Gartenstraße, in welcher die Wohnung des Präsidenten lag, und der Musiker deutete auf die Fenster, hinter denen er Felicitas von Herther vermutete.

„Alles in Ordnung!" entgegnete Doktor Paul. „Sie werden wenig früher Hochzeit machen, als ich! — Indes mag's selbst mit der Verlobung noch anstehen, bis wir ein wenig klarer sehen, was der Weidenwalder kreisende Berg gebären will."

Die Antwort des jungen Arztes klang so kalt, so geringschätzig, daß selbst Arsakoff befremdet aufblickte. Zugleich aber hielt sein Coupé vor dem „Hotel de Russie", und Arsakoff sprang leichten Fußes und mit einem flüchtigen Gruß aus dem Wagen:

„Auf Wiedersehen diesen Abend im Palais Hildheimer.

Vielleicht überrede ich die Gräfin, sich eine Einladung zum Herrn Hofbankier gefallen zu lassen!“

Ohne eine Antwort Lohmers abzuwarten, verschwand der Musiker im Flur des Hotels. Der Portier geleitete ihn auf seine Frage nach der Gräfin Platoff unterwürfig-geschmeidig die Treppe zum ersten Stockwerk hinauf.

Gräfin Platoff lag, als Arsakoff bei ihr eintrat, auf einer Chaiselongue hingestreckt und hatte sich, trotzdem ihre beiden ineinandergehenden Gemächer überheizt waren, noch mit einem Reisepelz von Marder bedeckt. Ihre Gesichtszüge waren in den letzten Jahren nicht weicher geworden, die funkelnden schwarzen Augen schienen noch tiefer in dunklen Ringen zu liegen, als vordem, die Lippen waren schlaffer und welker, die Hände, die über den Pelz gefaltet ruhten, noch knöcherner als ehedem. Mit einem spöttischen Lächeln blickte die Gräfin ihrem früheren Schützling entgegen, sie hatte sich kaum halb in ihrer Chaiselongue emporgerichtet und streckte ihm ihre Rechte hin, indem sie ausrief:

„Guten Morgen, Arsakoff. Wenn Mahomed nicht zum Berg kommt, muß der Berg zu Mahomed kommen. Kein kleiner Entschluß in diesem abscheulichen Lande, wo kein Ofen wirklich heizt und kein Fenster schließt! Nun küssen Sie mir immer die Hand noch einmal und lassen Sie sich nachher bei Ihrer Braut entschädigen! Ich bin sofort, wie ich Ihre Verlobungsanzeige erhielt, aufgebrochen — mußte doch selbst sehen, wie groß die Bêtise ist, die Sie begangen haben.“

„In Ihren Augen gewiß unverantwortlich groß, meine Gnädige!“ entgegnete der Musiker. „Gleichwohl glauben Sie mir auf mein Wort, daß sich das Resultat gut genug herausstellen wird, wenn erst ein paar Jahre

ins Land gegangen sind. Ich habe genau erreicht, was ich in Baveno gewollt! —“

„Belügen Sie mich nicht, mon cher!“ unterbrach ihn die Gräfin mit ihrem härtesten Gesichtsausdruck. „Sie haben etwas andres gewollt und sich am Ende, wie Ihnen der Platzregen Ihrer Torheit auf den Kopf rauschte, unter ein Notdach geflüchtet. Das einzige, was ich Ihnen als Klugheit passieren lassen will, ist, daß Sie das Notdach zuvor zurecht gezimmert hatten. Sie sehen, ich bin ganz wohl unterrichtet. Und nun setzen Sie mich rasch au fait, wie die Dinge weiter gehen sollen. Ich hoffe, Sie haben sich ordentlich sichergestellt und kommen, sobald es irgend schicklich ist, nach Petersburg? Man erwartet Sie dort an mehr als einer Stelle sehnlichst, Clotilde Dimitrijew hätte sich beinahe um Ihretwillen am Forstenburgschen Hofe vorgestellt. Die kleine israelitische Frau lassen Sie hübsch hier?“

„Nicht so ganz, Gräfin!“ entgegnete Arsakoff, zog sich kaltblütig einen Stuhl heran und präsentierte der Gräfin sein Zigarrenetui. „Ich kann weder so rasch kommen, als Sie glauben, noch werde ich allein kommen. Sie übersehen, daß ich, wenn ich meine teure Gattin hier lassen wollte, an einem recht fühlbaren Seil dirigiert werden könnte. Nehme ich sie von hier aus mit mir, so bin ich Herr meiner Schritte und habe nur zu sorgen, daß sie mich nicht hemmt.“

„Sie sind unabhängiger und wirklich ein wenig klüger geworden,“ sagte die Gräfin Platoff und gönnte dem jungen Manne einen aufrichtig bewundernden Blick. „Aber jetzt erzählen Sie mir, wie sich die Sache gestaltet hat, was für Sie zu hoffen steht, kurz, berichten Sie alles, wovon Ihre Briefe nicht gesprochen haben. Ich habe

wenig Zeit hier, bin in Mission nach Paris und Rom und will erst von Ihnen erfahren, ob ich mich dem Herzog zeigen soll oder nicht. Beichten Sie ehrlich, Camillo, Sie wissen, daß ich doch alles erfahren und Ihnen nicht verzeihen würde, wenn Sie mich täuschen wollten."

Während solchergestalt Arsakoff bei seiner Petersburger Freundin saß und ihr seine Erlebnisse in Forstenburg schilderte, auch von seinem Freunde Doktor Paul Lohmer mit geringschätziger Anerkennung sprach, fuhr eben dieser Freund in ganz andrer Richtung durch die Stadt, als er ursprünglich einzuschlagen beabsichtigt hatte. Es war ihm vorhin, wie Arsakoff aus seinem Wagen sprang, beigefallen, daß er etwas mit seinem Bruder zu besprechen habe, mit dem er im allgemeinen wenig mehr verkehrte, der aber denn doch — leider! — sein Bruder blieb. So hatte er seinem Kutscher befohlen zur Forstakademie umzulenken und langte bald am Eingang zum rechten Flügel des alten Schlosses an. Im Vorüberrollen hatte er gesehen, daß die Anstalten zum Neubau des mittleren Teiles eben noch nicht weit gediehen waren, und war dabei an Erich Franken gemahnt worden, dessen er, trotz der Abwesenheit des Baumeisters, mit unvermindert feindseligem Gefühl gedachte. So war es keine sehr glückliche und friedfertige Stimmung, in der er die Wohnung seines Bruders betrat. Er fand ihn in eifriger Arbeit, von der der Professor beim Eintritt Pauls nicht ohne Verwunderung aufblickte.

„Du verzeihst, wenn ich dich störe!" hob der Arzt an; „aber ich hörte gestern abend bei Herthers, daß dir wiederum Anträge aus Wien zugekommen sind und wollte nicht den Anschein gewinnen, als ob ich gleichgültig gegen die gute Nachricht wäre."

„Das ist sehr freundlich von dir," erwiderte der Zoolog. „Mir wird es lieb sein, die Sache ausführlich mit dir zu besprechen. Aber es fragt sich, ob du Zeit für mich hast. Ich habe eben die Vorbereitung für mein Kolleg beendet und muß in fünf Minuten hinüber; es wäre mir angenehm, wenn du eine kleine Stunde hier warten oder nach ein paar Krankenbesuchen wieder hierher kommen könntest."

„Vielleicht auch das!" rief Doktor Paul. „Aber wozu braucht's einer Stunde? Deine fünf Minuten genügen, mich darüber zu beruhigen, ob du annehmen oder abermals ablehnen willst?"

„Ich bin noch nicht völlig im reinen," entgegnete Max. „Im ganzen neige ich mehr dazu, hier zu bleiben. Die Dinge haben sich neuerlich etwas leidlicher angelassen, ich bin dem Abschluß meiner großen Arbeit nahe und möchte gerade den letzten Teil weder aufgehalten, noch gefährdet sehen. Ich scheue ein wenig die Unruhe einer großen Lebensumwälzung, und ich scheue noch mehr die Unklarheit der Zustände, die ich dort vorfinden würde. Ich sehe keine Wirksamkeit voraus und mag mich nicht als Theater- und Scheinprofessor verwenden lassen."

Doktor Paul trommelte ungeduldig mit den Fingern auf dem Schreibtisch, an dessen andre Seite er sich gesetzt hatte. „Das sind immer wieder die alten Vorwände, um in der Gewohnheit zu verharren. Ich lasse sie allesamt nicht gelten, sofern sie dich auf dem Wege zu einer großen, einflußreichen, maßgebenden Stellung hemmen. Bildetest du dir ein, daß das Stück Ruf und Ruhm, was du dir mit deinen Arbeiten erworben hast, auch nur ein Jahrzehnt lang halten wird, wenn man dich im Leben

nicht vorwärts kommen und hier in dem erbärmlichen Nest hocken sieht?"

„Du weißt, Paul, daß du mich nicht bekehren wirst! Ihr habt mit dieser Sinnesweise den Schwindel in die Wissenschaft und den verächtlichen ideallosen Krieg aller gegen alle in die wissenschaftlichen Lebenskreise getragen, ihr habt die Hingebung an die Sache und das sachliche Urteil vernichtet und eine brutale Erfolgsherrschaft begründet, die selbst edle Naturen und wahrhafte Kräfte schädigt, geschweige denn den Troß der gemeinen Seelen und der Mittelmäßigkeiten," entgegnete der Professor. „Ich nenne es nicht vorwärts kommen im Leben, wenn sie mir für ein paar tausend Gulden mehr Gehalt meine wahrhafte Tätigkeit unterbinden und von mir eine Komödie des Wirkens begehren. Weil dies letztere noch nicht ganz gewiß und es doch möglich ist, daß sie etwas Ernsthaftes wollen, habe ich die Verhandlungen nicht kurzerhand abgebrochen."

„Du wirst auf dem, was du die Sache nennst und was nie viel gegolten hat, in unsern Tagen aber keinen Deut wert ist, so lange beharren, bis dir die Augen aufgehen!" entgegnete Doktor Paul gereizt. „Wenn es zu spät ist, wird dir deine Existenz als eine verlorne erscheinen — und du hast nicht einmal die klägliche Entschuldigung, daß es dir nicht gelungen sei, die Augen der Welt auf dich zu lenken. Es läge nur an dir, eigensinnige Vorurteile und Bequemlichkeitsneigungen zu besiegen —"

„Wir reden nachher weiter von Wien!" unterbrach der Professor lächelnd den Eifernden. „Ich muß jetzt wirklich in mein Kolleg hinüber, meine fünf Hörer sind so pflichteifrig und lernbegierig als fünfhundert nur sein könnten. Auf Wiedersehen in einer Stunde, Paul!"

Indem Max Lohmer mit raschem Entschluß hinwegging, vernahm er die Erwiderung des Bruders nicht mehr. Doktor Paul sah ihm mit einem beinahe feindseligen und jedenfalls mit geringschätzendem Blick nach und brummte für sich: „Das lohnte der Mühe, eine Stunde hier zu warten, um die gleichen Redensarten eines unverbesserlichen Träumers zu vernehmen.“ Er erhob sich von seinem Stuhl und wollte nach dem Hute greifen, den er vorhin auf dem Schreibtisch abgelegt hatte. Aus alter Gewohnheit blitzte sein scharfes Auge über die Papiere und Briefe hin, die sein Bruder hier sorglos zusammengehäuft hatte. Er überlas einige Zeilen in dem Wiener Berufungsschreiben und dem daneben liegenden Konzept der Antwort des Professors und zuckte erneut die Achseln über Max' Torheit. Eine Minute später hatte er jedoch den Bruder samt seiner Torheit vollständig vergessen — denn sein Blick war auf eine andre ihm wohlvertraute Handschrift, die Erich Frankens, gefallen. Und wenn er zuerst mit spöttischer Miene den längern Brief durchflogen hatte, so machte diese Miene jetzt einer gespannten und angenehm erregten Platz. Er setzte sich wieder nieder, diesmal auf den Stuhl des Professors und las mit Aufmerksamkeit den längern Brief, den Erich freilich für andre Augen als die seinen bestimmt hatte.

„Ich danke Dir, lieber Freund, für Deinen ausführlichen Brief, der mich aus dem Münchner Dasein wieder einmal voll und ganz nach dem unvergeßnen Forstenburg zurückversetzt hat. So sehr ich Ursache habe, mich von der alten Heimat für immer fern zu halten, und so dringlich ich die Bitte an Dich und Konrad erneuern muß, mich im Hochsommer hier aus München zu einer gemeinsamen Wanderung durch ein paar frische Alpen-

täler abzuholen, um nicht jedes Wiedersehens verlustig zu gehen, so wenig kann ich der Versuchung widerstehen, mich von Zeit zu Zeit zu Euch hinüberzuträumen. Ach, Lieber, wer es gekostet hat, was gute, treue Kameradschaft in der vollen Bedeutung des Worts ist, wer so dicht vor dem Glücke gestanden hat mit ein paar wahrhaft tüchtigen, durch alle Wetter zuverlässigen Freunden sein Leben hinzubringen, der gewöhnt sich schwer an die Notwendigkeit mit allerlei heut' und gestern aufgelesenen Bekannten und mit denen, die der Zufall ferner bringen mag, seine Straße zu ziehen. Es ist wenig Aussicht vorhanden, daß wir je wieder miteinander leben, so laß uns wenigstens daran festhalten, daß wir füreinander da sind! Mir hat es wohlgetan, Dich in alter Festigkeit und mit nie rastendem Fleiß bei Deinen Arbeiten zu wissen und etwas von den Resultaten Deines Geistes und Fleißes zu erfahren. Ein paar jüngere Naturforscher, mit denen ich im Augustinerbräu von Zeit zu Zeit eine gute, angeregte Stunde verbringe, wissen Deine wissenschaftlichen Verdienste kaum hoch genug zu rühmen. Sie staunen es an, daß Du auf dem Gebiete der Einzelforschung so unermüdlich tätig bist und Dir doch Zeit, Lust und Mut zu den verfemten Darstellungen größeren Stils erhältst. Ich muß es den braven Burschen nachrühmen, daß sie den höhern Sinn in Deiner Doppeltätigkeit empfinden und nicht schlechthin mit dem beliebten Schlagwort Dilettantismus um sich werfen.

Doch Du wirst lieber hören wollen, was ich treibe und wie mir zumut ist. Ich habe die Studien, zu denen ich nach München gegangen bin, eifrig fortgesetzt und habe das Terrain auch in die Länge ungewöhnlich günstig gefunden. Es ist ja hier wie anderwärts: die Renommage

des Augenblicks spielt eine große Rolle, und der Polyphem der Odyssee, der sich ‚trefflicher dünkt als die Götter‘, ist für gar viele Baumeister, Bildhauer und Maler das eigentliche Vorbild. Aber doch liegt in der stillen Macht einer allmählichen Entwicklung, die nun schon ein Halbjahrhundert anhält, und sich mit all ihren Stufen als eine Einheit darstellt, etwas außerordentlich Tröstliches, nach rechts und links Mut Verleihendes! Ich trete denen, die meiner und aller Kunst für unsre Zeit das Leben und den Beruf absprechen, immer fester mit der Überzeugung gegenüber, daß das Schöne in keiner Form sterben darf, so lange ein Volk, das einmal Schönes besessen, sich noch lebendig fühlt und Anspruch auf Leben erhebt. Und ich fühle mich dabei doch weniger als je versucht, mich jenen zuzugesellen, die das große unvergängliche Alte als abgetan betrachten und die Kunst von heute über Bramante und Sansovino erhaben glauben. Ich habe mich in vielen Dingen bescheiden gelernt — in der Hauptsache bin ich fester und sicherer geworden. So wird es dir nicht allzu unbescheiden dünken, wenn ich meine neueste Arbeit, den Entwurf zu dem Schloß im Böhmerwald noch immer für gute Arbeit halte und doch der Zuversicht lebe, mit künftigen Leistungen auch sie zu übertreffen. Ich habe die Genugtuung, daß einige vorzügliche Meister, die ich willig über mir erkenne, Gutes von mir urteilen und Besseres erwarten.

So sollte mir wohl sein und ich um so williger mein Herz dem Leben und allem, was es zu bieten hat, wieder erschließen, als mir Deine letzten Briefe keinen Zweifel lassen, daß Du bald der Schwager des Mädchens sein wirst, der Du so viel lieber nur ein Freund geblieben wärst. Ich begreife vollkommen, daß Felicitas dem

Drängen ihres Vaters und Deines Bruders Paul nur noch schwachen Widerstand entgegensetzt. Auch wäre es ungerecht, mir selbst zu verhehlen, daß sie mich in der Stunde unsres Abschieds nicht mit Hoffnungen getäuscht hat. Es war ein Abschied für immer! Sie ist frei von mir gegangen, wie ich von ihr. Also habe ich kein Recht zu klagen oder zu zürnen, und gegen sie und mich die Pflicht, mich dem Lenzhauch nicht zu verschließen, der mir die Brust befreien will. Ich habe wahrlich auch den besten Willen dazu, und nur zuzeiten verliere ich die Hoffnung — es je zu vermögen. Denn es ist mir zum zweitenmal so, wie ich dir vorhin gesagt. Wer sich dem großen, vollen, echten Glück, dem reinen Sonnenlicht, so nahe gewähnt hat, dem wollen die hellsten, schimmernden Lämpchen doch trüb dünken, selbst wenn er sich von ihrem Schein locken läßt.

Ich muß Dir ein wunderliches Geheimnis verraten, eine Begegnung, die ich gleich in der ersten Zeit in München gehabt und die sich seitdem erneuert hat. Du erinnerst Dich sicher aller Einzelheiten des verhängnisvollen Einweihungstages meines neuen Theaters in Forstenburg und sonach auch jener Blumen, die mir von unbekannter Hand gespendet wurden. Ich erfuhr rasch genug, daß sie nicht aus der Hand kamen, die ich damals noch zu halten glaubte und so bald unter bitteren Schmerzen für immer lassen mußte! Vielleicht auch noch der unbekannten blonden Dame in der Theaterloge, in der wir zuletzt die Blumenspenderin zu erraten glaubten. Mitten in den innern Qualen und herben Enttäuschungen jenes Tages muß sich mir doch das schelmisch-lebendige Gesicht eingeprägt haben, denn als ich zum erstenmal im Winter das kleine Residenztheater besuchte, um Kleists „Zerbrochenen

Krug' daselbst zu sehen, schaute mir unter dem holländischen Goldblech der Eva-Darstellerin dies Gesicht entgegen. Und es währte wenige Tage, so war ich durch einen Halb-Kollegen, den norwegischen Maler Holger Sörensen, bei der jungen Schauspielerin, Frau Anna Hallweg, eingeführt. Halb scherz- und halb ernsthaft verriet mir die junge Frau — hinter deren lieblichem Gesicht sich schon Schmerzen und Kämpfe bergen —, daß sie an jenem Tage aus tiefstem Mitleid für mich die Rosen abgesendet. Ihr hattet mich wunder wie fest und ehern, meinem Geschick trotzend, gesehen — und ihrem ersten Blick war das innere Elend kund geworden, das ich damals mit mir herumtrug. Ich war von dieser Erfahrung nicht wenig überrascht und im Innersten wunderbar berührt, und widerstand den Einladungen zum Wiederkommen nicht. Seitdem, lieber Alter, flackert vor meinen Augen ein Licht, das schimmernd genug ist. Denn wenn ich dem Glanze der blauen Augen, die so strahlend und lockend auf mir ruhen, auch mannhaft widerstehe, der sieghaften lachenden Heiterkeit der jungen Schauspielerin entrinne wer kann! Sonntags, wenn ich von ihr gehe, nehme ich mir vor, sie gewiß eine Woche lang nicht wieder zu sehen und bin so sicher zwei Tage später im Theater oder in ihrem Hause in der Maximiliansstraße, wie es Dienstag ist. Ich fühle, daß sie ein Unglück, das größer und schwerer als das meine gewesen sein muß, beinahe spielend, mit lachendem Übermut trägt, und ich lasse mir von ihren roten Lippen den bitteren Unmut, der sich in meinem Herzen festsetzen wollte, und selbst meine stumme Trauer um das unwiederbringlich Verlorne hinwegspotten.

Du siehst, Max, ich bin auf dem besten Wege, getröstet zu werden! Und ich hoffe, wenn Du in Deinen

Ferien kommst — und Anna Hallweg siehst — ich meine sie selbst, nicht ihre Rollen, obwohl auch das der Reise wert ist, Du sollst mich nicht schelten. Ihr werdet aufatmen — Du und Konrad Hiller — nun ich Euch das erzählt! Ihr werdet meinen, daß alles wohl stehe, und ich fange es selbst an zu denken. Nur manches Mal, wenn ich von ihr gehe, die Straßen schon abendstill sind und ich ganz bei mir selbst einkehre, ist mir doch wieder, als müßte ich mich selbst aus diesem Traum erwecken, als stehe ich in Gefahr, etwas zu verlieren, was trotz allem Verlornen noch immer mein gewesen sei. Ich kann dann stundenlang darüber sinnen, ob es jemals eine Pflicht sei, sein Leben in Gesellschaft einer gescheiterten Hoffnung, eines bleichen Schattens von Treue hinzubringen. Ich horche tief in mein Inneres hinab und vernehme nur undeutliche Antwort — und beneide die Menschen andrer Tage, denen es gegönnt war, ihr erstes, ihr bestes Gefühl auszuleben bis zur letzten Stunde. Und nun werdet Ihr wieder meinen, daß es mit mir noch immer besser stehen könne, und ich will Euch zum voraus recht geben und sehe Deiner wie Hillers Strafpredigt mit allem Verlangen entgegen. Bis dahin und immer in herzlicher Freundschaft Dein Erich."

Paul Lohmer las den so glücklich gefundenen Brief noch einmal bedachtsam durch und überflog dann einige Stellen zum drittenmal. Seine erste Regung war es, das Schreiben zu sich zu stecken — aber nach kurzer Überlegung entschied er anders.

„Nein — nein, der Brief bleibt meines Herrn Bruders unbestrittenes Eigentum! Die Schlußphrase könnte leicht die Wirkung in Frage stellen, die die Hauptsache hervorbringen muß. Ich werde Felicitas von den

Zukunftsaussichten des Herrn Franken in München erzählen und sie wird mir, wie gewöhnlich, nicht glauben. Sie wird Bruder Max fragen und der ewig Wahrhafte wird diesmal wohl oder übel das übrige für mich tun müssen!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der hellste Aprilsonnenschein vergoldete im Forstenburger Park den Blütenschnee von tausend Bäumen und Büschen und das frische Grün der stillen Wiesengründe; kein Mai hätte sonniger und erquicklicher sein können, als sich seit einer Woche der launenhafteste aller Monde anließ. Herr Kommerzienrat Hildheimer, der am nächsten Tage ein großes Familienfest, die Vermählung seiner Tochter Gabriele mit dem Hofpianisten und neuen Hofkapellmeister, Herrn Camillo Arsakoff, beging, betrachtete das goldene Lenzwetter und die frühe duftige Blütenpracht in seinen Gärten wie eine schuldige Huldigung der Natur, ward mit jedem neuen schimmernden Morgen gnädiger und dehnte den Kreis der Einladungen zu dem kleinen, ganz häuslichen Fest beständig aus, ohne auf die Einwände seiner Tochter und seines künftigen Schwiegersohns Gewicht zu legen. Für den Augenblick wandte sich das Interesse der Residenz von seinem sonstigen Mittelpunkte, dem herzoglichen Schloß, völlig hinweg und dem Hause des Hofbankiers zu. Nur eine Nachricht war imstande gewesen, heute, am Vortage des Hochzeitsfestes selbst, die öffentliche Aufmerksamkeit zu teilen, die Kunde, daß die längst erwartete Verlobung des jungen Hofarztes Doktor

Paul Lohmer mit Fräulein Felicitas von Herther gestern stattgefunden habe. Schon seit einigen Wochen hatte das Gerücht von dieser Verbindung eine Bestimmtheit angenommen, die zum guten Teile von Doktor Paul selbst hervorgerufen war. Für ihn war die endliche Einwilligung des jungen Mädchens schon längst jedem Zweifel entrückt. Seit Felicitas des Glaubens lebte, daß Erich Franken mit einer neuen Heimat rasch, allzu rasch, neue Liebe gefunden habe, einen Glauben, den ihr Vater und sein junger Freund um die Wette nährten, war ihr Widerstand gegen die Wünsche des Vater matter geworden, und Doktor Paul sah sich dicht am erstrebten Ziel. Die Art, wie seine Verbindung mit der Tochter des Präsidenten beurteilt ward, noch ehe die Gesellschaft von dem Vermächtnis des Bankrats Lorius Kenntnis erhielt und der schlecht verhohlene Neid, der sich nach erlangter Kunde da und dort offen aussprach, bürgten dem klugen, jungen Manne dafür, daß der Entschluß, den er schon während des Brandes im alten Schloß gefaßt hatte, jedenfalls der rechte gewesen sei.

Und doch — wenn Doktor Paul Zeuge der Unterredung gewesen wäre, die noch am Morgen seines Verlobungstages zwischen Felicitas und ihrem Vater stattgefunden hatte, so würde selbst er, kalt und selbstbewußt wie er war, wenigstens einen Augenblick Bedenken getragen haben, die Hand zu erfassen, die Herr von Herther am Abend in die seine legte. Felicitas hatte, auch seit sie von dem Briefe Erichs an Max Lohmer wußte, tagelang mit dem Entschluß gerungen, die Forderung ihres Vaters zu erfüllen. Sie war gestern am Morgen seines Geburtsfestes vor ihn getreten, um noch einmal zu versuchen, ob sie bei ihm für die Sehnsucht ihres wunden

Herzens Verständnis zu wecken vermöge. Sie wollte ja nichts mehr als still und einsam neben ihm leben — in allem seinen Wünschen genügen, nur in dem einen nicht, was er jetzt gleichsam mit jedem Blick von ihr zu erwarten schien. Sie hatte ihm mit bewegter Stimme den Zustand ihres Herzens enthüllt, ihm vertraut, daß sie Erich Franken nie völlig vergessen werde, und daß sie nicht hoffen könne, je eine wahrhafte Neigung und herzliche Hingebung für Doktor Lohmer zu empfinden. Sie hatte den Vater mit wenigen leisen Worten gebeten, die fortgesetzte Werbung Doktor Pauls zu beenden und ihr die stille Fassung und Ruhe zu gönnen, nach denen sie sich sehne. Herr von Herther hatte erst teilnehmend und fast zärtlich den Worten seines Kindes gelauscht, sein Blick hatte sie selbst ermutigt mehr zu sagen, als ursprünglich ihre Absicht gewesen war. Aber am Ende hatte sie keine andre Antwort vernommen, als die oft gehörte.

„Du bist frei, Felicitas, und hast dein Schicksal im wesentlichen selbst zu bestimmen," hatte Herr von Herther erwidert. „Du darfst deinen Weg wählen, aber so lange du meiner Liebe zutraust, daß sie ein Gefühl für dein Glück und Unglück hat, werde ich nicht aufhören dich zu bitten, deine Hand einem Manne zu schenken, dessen Leben und Wesen verbürgt, daß er mit dir ein glückliches Haus gründen kann. Ich habe mein Leben hindurch nur an dies Glück des Weibes glauben können — ich bin zu alt, Felicitas, um noch einen neuen Glauben zu fassen. Du verblendest dich in krankhaftem Gefühl, du würdest nie so zu mir gesprochen haben, wie eben, hättest du dem Dämon der Leidenschaft nicht einmal ein Recht über dein Leben eingeräumt! Paul Lohmer bedrängt dich nicht, aber so lange er selbst noch hofft — und seine herzliche,

achtungsvolle Neigung deiner Ungerechtigkeit gegenüber bewahrt, so lange kann ich dem bewährten Freunde den Zutritt zu unserm Hause nicht versagen!"

Diese Unerschütterlichkeit des Präsidenten hatte Felicitas überwältigt. „So verstehe ich mein eignes Herz nicht mehr und muß tun, was deiner Liebe zu mir das Rechte scheint!" hatte sie gerufen und war vor ihrem Vater niedergesunken, ihr Haupt in seine Hände bergend, und hatte unter heftigem Weinen erklärt, daß sie ihn zu innig liebe, um sich länger den Wünschen widersetzen zu können, die er für ihr Leben hege. Umsonst hatte nun der Präsident sie aufgefordert sich noch einige Tage Bedenkzeit zu gönnen — Felicitas war bei ihrem Ausspruch geblieben, daß sie nie anders empfinden werde, als in diesem Augenblicke, und den Gedanken, ihrem Vater tiefes Leid zu bereiten, nicht länger tragen wolle. Herr von Herther hatte seiner Tochter die Versicherung erteilt, daß sie die wohltätigen Folgen ihres glücklichen Entschlusses in kurzer Zeit empfinden werde, und alsbald an Doktor Paul Lohmer geschrieben, der wenige Stunden später das Herthersche Haus als Felicitas' Verlobter verlassen hatte.

Und heute nun wußte bereits ganz Forstenburg, daß die lange Zögerung eines seit Monaten zusammengesprochenen Paares beendet sei, und sah dem Hochzeitsfest im Hildheimerschen Hause, bei dem die Neuverlobten gemeinsam erscheinen würden, mit doppeltem Interesse entgegen. Der Präsident und Felicitas hätten freilich die Verlobung am liebsten zum Vorwand genommen, von dem Feste des Kommerzienrats wegzubleiben, denn mit allem Einfluß, den Doktor Paul auf den Präsidenten erlangt, war es ihm doch nicht gelungen, die Abneigung und den stillen Widerwillen, die Herther gegen Camillo

Arsakoff fühlte, zu besiegen. Aber Doktor Paul erklärte, daß er verpflichtet sei, bei Arsakoffs Hochzeit zu erscheinen, und fügte hinzu, daß er um so weniger fehlen dürfe, als der neue Hofkapellmeister unmittelbar nach dem Feste eine Reise antrete, die ihn Monate und vielleicht ein volles Jahr von Forstenburg fernhalten könne. Herr von Herther und Felicitas widersprachen nicht mehr, und es ward nur festgesetzt, daß die notwendigen Besuche erst nach dem Feste, auf dem man der halben Residenz begegnen würde, gemacht werden sollten. Als Doktor Paul seine Braut am heutigen Morgen besuchte, richtete er die Bitte an sie, ihm den goldnen Apriltag zu einem seligen zu machen und mit ihm einen Gang in den lenzduftigen, frischblühenden Schloßpark zu tun.

Felicitas, deren ganzes Wesen seit dem gestrigen Morgen eine eigentümliche Wandlung zeigte, empfand bei der Bitte des Verlobten einen jähen Schmerz. Sie war gestern Paul Lohmer nicht bräutlich zärtlich, aber mit milder Freundlichkeit entgegengetreten und hatte ihm erklärt, daß sie die Wünsche ihres Vaters erfüllen wolle, sie hatte, so lange ihr Vater neben ihr und dem Manne stand, dem sie ihre Zukunft vertrauen sollte, die ganze Schwere und Bitterkeit ihrer Resignation nicht empfunden. Im Augenblick aber, wo Paul seine Bitte stellte, trat ihr vor die Seele, daß sie sich mit einem Manne der Welt zeigen müsse, der ihr innerlich noch fremd war und vielleicht immer fremd bleiben würde, und daß sie sich zwingen müsse, fortan dem Zuge seiner Gedanken, seiner Stimmungen zu folgen. Zugleich aber zuckte das tiefe Mißtrauen, das er ihr ehedem eingeflößt, jäh empor: bedeutete seine Bitte ihn in den Schloßpark, vielleicht bis zu der Stelle zu begleiten, die für Felicitas schmerzlich

geweiht blieb, einen unedlen Triumph über den Mann, dem ihr Herz gehört hatte? Doktor Paul zerstreute schon in der nächsten Minute diesen Verdacht, indem er hinzufügte, daß er in der großen Reitallee des Parkes seiner Patientin, dem Fräulein von Thieboldsheim zu begegnen und sich zu überzeugen wünsche, daß sie seinen ärztlichen Rat, jeden Morgen auszureiten, befolgt habe. Indem Felicitas in ihrem Herzen dem Verlobten etwas abzubitten hatte, milderte sich der Schmerz, den sie eben empfunden, und sie versprach lächelnd, sich in einer Stunde zu dem gewünschten Spaziergang bereit zu halten. Sie durfte nur in das glückselige, hoffnungsfrohe Gesicht ihres Vaters sehen, um Mut zu schöpfen und selbst eine Art Hoffnung für sich zu fassen!

Die große Reitallee des Parkes, die zu dem verfallenen herzoglichen Lustschloß Monrepos führte, und die Fußwege an beiden Seiten der Allee lagen im Mittagslicht so still und leer, wie beim ersten Morgenscheine. Die mächtigen, alten Ulmen längs des breiten Mittelweges begannen eben erst ihre Blüten zu erschließen, aber die Weißdorn- und Haselsträuche, die sich heckenartig am Fußpfad hinzogen, und die Erlen jenseits der rechts gelegenen Rasenflächen standen im weithin leuchtenden Blütenschmuck, berauschender Frühlingsduft ging von ihnen aus und erfüllte den jungen Arzt mit einem sonst nicht gekannten Gefühl. Er empfand hier nicht nur befriedigten Stolz, die Verlobte am Arme zu haben, wie vorhin in den Straßen der Stadt, ein Lenzhauch von Zärtlichkeit überkam ihn und ließ ihn Worte finden, denen Felicitas mit stillem Anteil lauschte. Eine Sehnsucht, Paul mit den Augen ihres Vaters zu sehen und sich aller seiner Vorzüge bewußt zu werden, erwachte in ihr, ein dumpfer

Wunsch, alles Verlorene zu vergessen, Leben und Freude aus ihrer Pflicht zu gewinnen! Ihr Gesicht schaute blaß, aber voll Liebreiz und sanfter Fügung auf den eifrig sprechenden Begleiter — aus seinen Zügen war in diesen Minuten die Schärfe und nervöse Spannung verschwunden, die sonst stets sichtbar waren. Wie er mit Felicitas dahinging und die in den Weg ragenden Zweige zur Seite bog, mit einem Ton und Ausdruck innigen Dankes zu ihr sprach und nur einmal mit seinen Lippen flüchtig ihr Haar streifte, kam er sich selbst fremd vor und wähnte doch der sein zu können, der er jetzt schien.

Fast die Hälfte des Wegs nach Monrepos hatten die Verlobten zurückgelegt, als Doktor Paul nach seiner Uhr sah und mit einem leichten Seufzer sagte:

„Wir müssen umkehren, Felicitas! Die künftige Frau eines Arztes muß sich früh gewöhnen, daß ihm und ihr nur wenige Stunden gehören. — Selbst heute möchte ich nicht versäumen nach einigen Kranken zu sehen, die mich in der Tat nötig haben!“

„Du darfst es auch nicht!“ unterbrach ihn Felicitas, und das Du, das ihr seit gestern so unsäglich schwer geworden war, glitt zum erstenmal leichter über ihre Lippen, ihr Gefühl klammerte sich gleichsam an den pflichtenvollen Beruf und die Pflichttreue des Verlobten an. „Unterlaß es nie, um meinetwillen jemand Hilfe oder Trost zu bringen, ich werde dich immer hoch halten, wenn du mich um der Kranken willen zu vergessen scheinst.“

Eine spöttische Äußerung fuhr durch den Sinn Doktor Pauls, aber er wehrte ihr rechtzeitig den Weg über seine Lippen — er fühlte, daß er sich eine Zeitlang verleugnen und Felicitas' Vertrauen erst gewinnen müsse. Ein eben die Allee herabrollender leichter Wagen, der

auch Felicitas' Aufmerksamkeit auf sich zog, kam ihm zu Hilfe, das Gespräch abzubrechen. Im Rücksitze des offnen Gefährts lehnte die Gräfin Platoff, die statt einiger Tage einige Wochen hindurch in Forstenburg geblieben war. Sie erkannte mit ihren scharfen Augen das neue Brautpaar schon von fern, und es gefiel ihr, demselben die freundlichsten Grüße zuzuwinken, ja sich über den Wagenrand zu beugen und einen lauten Glückwunsch auszusprechen. Felicitas' erste Bewegung war es gewesen, ihren Verlobten mit sich vorwärts zu ziehen. Doktor Paul aber preßte den Arm des Mädchens fester an den seinen und stand dem langsamer fahrenden Wagen der Gräfin gegenüber still, den Glückwunsch mit freundlichem Dank erwidernd. Er wußte in der Tat nicht, welche Erinnerung in Felicitas aufstieg und ihr den Anblick der russischen Dame peinlich machte — wenn er es jedoch gewußt hätte, würde er seine Schritte kaum beschleunigt haben. Er sah dem Wagen, der nach Monrepos hinausfuhr, einige Minuten nach und war im Begriff, Felicitas mit einem Lobe des Geistes und der Weltklugheit der Gräfin Platoff zu unterhalten, als sie plötzlich ausrief: „Deine Kranke, Paul, Fräulein von Thieboldsheim — und Ihre Hoheit!“

Ein Schatten des Unmuts flog über das Gesicht des Arztes, als er in der Tat aus einer der Seitenalleen, die auf den großen Hauptreitweg ausliefen, die kleine Kavalkade hervorbrechen sah. Die Prinzessin ritt ihr Lieblingstier, einen schlanken, arabischen Rappen, dessen Hufe nur leicht den Staub des Weges rührten, in den er hingelenkt wurde, Fräulein von Thieboldsheim eine Isabelle von Allstedter Zucht, deren blaßgelbe Farbe sich wirkungsvoll gegen das Schwarz des Leibpferdes Ihrer Hoheit abhob. Minder glücklich war der Abstand der Erscheinung beider

Reiterinnen, Fräulein von Thieboldsheim, Doktor Pauls Kranke, zeigte ein rosig-angehauchtes Gesicht voll jugendlicher Heiterkeit, ihre hellen Augen und ihr feines Stumpfnäschen sahen keck und beständig erwartungsvoll in die Frühlingsluft hinaus. Prinzeß Stephanie war bleicher als je, in ihren dunkeln Augen glühte und leuchtete es, und doch richteten sich diese Augen meist nur auf den schlanken Hals ihres Pferdes, dem sie einzelne Schmeichelworte gönnte. Ein herzoglicher Stallmeister und zwei Reitknechte, sowie der Groom der Prinzessin folgten den Damen im Abstand von fünfzig Schritten. Für den jungen Hofarzt und Fräulein von Herther war es unmöglich auszuweichen, sie mußten grüßend stehen bleiben, und Fräulein von Thieboldsheim gab mit Gruß und Blick ihre frohe Teilnahme zu erkennen. Die Prinzessin ritt zwischen den Ulmen ganz dicht bis an den Rand des Fußwegs heran; ihr Auge heftete sich flüchtig auf Doktor Paul und glitt von diesem wieder hinweg, als lohne es sich nicht der Mühe zu verharren — dafür aber traf ein andrer langer Blick, in dem sich tadelndes Erstaunen und zärtliches Mitleid mischte, die Tochter des Präsidenten. Felicitas, die mehr unter der Wirkung der ganzen Erscheinung der Prinzessin, als unter der Wirkung dieses Blicks erbebte, fühlte sich aus der gefaßten Stimmung, die vorhin über sie gekommen war, mit einem Male wieder emporgeschreckt. Sie mußte sich an die Schulter ihres Verlobten lehnen und sagte tonlos:

„Die arme, arme Prinzessin! Sie sieht tiefunglücklich und tiefkrank aus — ich fürchte, daß das Gerücht recht hat und der unselige Arsakoff einen Teil der Schuld an ihrem Unglück trägt.“

Diesmal vermochte sich Doktor Paul nicht zu be-

zwingen. Hundertmal hatte er ertragen müssen, daß er für Prinzeß Stephanie nicht existierte oder ein kalt geringschätziger Blick Ihrer Hoheit auf ihn fiel, niemals hatte dies seinen Stolz so tief verletzt, als eben jetzt, wo er an der Seite seiner lieblichen Braut der Prinzessin begegnet war. Er fiel in den Ton zurück, in dem er meist sprach und versetzte, indes seine Augen zornig blitzten:

„Ich sehe keinen Grund Ihre Hoheit zu bemitleiden. Sie ist eine heillose Phantastin, wie sie unsre Zeit und Welt nicht zu dulden vermag, schlecht erzogen, wofür sie allenfalls nichts kann, und launenhaft und in ihrem Urteil willkürlich, wofür sie verantwortlich bleibt! Sie ist krank, weil sie nicht gesund sein will und mit dem Übermaß ihres Musiktreibens alle ihre Nerven zerstört hat.“

Felicitas empfand bei den Worten des jungen Mannes, daß sich die Kluft zwischen ihr und ihm wiederum auftat — sie hatte seinem Urteil nichts entgegenzusetzen und fühlte doch, daß die Prinzessin einer andern Empfindung wert sei. Ihr war's, als werde ein Klang in der Stimme Pauls ihr immer durch die Seele schneiden, aber sie suchte mit aller Kraft, die ihr das eigne Pflichtgefühl und der Gedanke an ihren Vater liehen, diese Anwandlung zu bekämpfen und zeigte dem Verlobten, wie den Begegnenden, die nun in den vordern Teilen des Parks zahlreicher wurden, eine heitre Miene. Diese fiel ihr doppelt schwer, denn eben lenkte Doktor Paul in jenen Weg ein, den sie im vorigen Herbst, an dem Morgen, der Erich für immer von ihr getrennt hatte, nach ihrem Vaterhause zurückgegangen war. Was ihr damals als dunkle Befürchtung und Möglichkeit vor der Seele gestanden hatte, war jetzt unbarmherzige Wirklichkeit geworden. Und ein stummer

Schauer erfaßte sie, wenn sie daran zurückdachte, wie ihr, der Gebeugten, an jenem Herbstmorgen Prinzeß Stephanie begegnet war — zu Roß, wie heut, aber mit welch glückstrahlendem Antlitz, wie anders — wie anders!

Prinzeß Stephanie hatte vorhin einige Minuten im Wege Halt gemacht und mit dem gleichen zürnend-schmerzlichen Blick, der Felicitas getroffen, dem Paare nachgesehen. Wie sie ihr Pferd wieder in Bewegung setzte, sagte sie leise, mehr für sich, als für die begleitende Hofdame:

„Ist das eine Welt! Dem herzlosesten, ehrsüchtigsten Menschen gibt sich ein weiches Herz, eine liebenswürdige, reine Natur hin — und alle Welt, vom eignen Vater angefangen, ruft Beifall — und keiner fühlt, daß etwas Entsetzliches geschieht!"

Fräulein von Thieboldsheim hörte mit ehrfurchtsvoller Miene die schmerzliche Bemerkung Ihrer Hoheit an, doch entgegnete sie nach einigem Besinnen:

„Ew. Hoheit verzeihen — aber ich finde die Partie durchaus passend und muß Herrn Doktor Lohmer für einen braven und liebenswürdigen Mann halten. Ew. Hoheit haben, fürchte ich, eine Antipathie gegen den armen Herrn Hofarzt, weil er einmal in den Fall gekommen ist, Ihnen mit Erfüllung seiner Pflicht weh zu tun."

„Die Antipathie leugne ich nicht," versetzte die Prinzessin, „einen so kleinlichen Grund dafür habe ich keineswegs. Allerdings hat mir das Vorkommnis mit meinem armen Coeur de Lion den Schlüssel zum Charakter des Herrn Doktors gegeben."

Sie blickte wieder in finstrem Nachsinnen auf den Hals ihres Pferdes nieder, die Hofdame wagte es nicht, sie erneut auf die frühlingshellen Umgebungen und den

köstlichen Tag aufmerksam zu machen. So wurde der Spazierritt etwa noch eine Viertelstunde fortgesetzt. Als man sich dem Ende der Allee näherte, hatten die Reiterinnen so ziemlich den Wagen erreicht, in dem die Gräfin Platoff saß. Fräulein von Thieboldsheim glaubte zu bemerken, daß diese ihr Coupé langsam fahren ließ, sie hatte die Bemerkung kaum ausgesprochen, so befahl die Prinzessin die Umkehr. „Ich glaube nicht, daß es der Frau Gräfin große Freude machen kann, mich zu sehen, jedenfalls macht es mir keine Freude, ihr zu begegnen!"

Die Hofdame erschrak, der wegwerfende, herb zürnende Ton der Prinzessin Stephanie war unerhört und legte ihr den Schluß nahe, daß die krankhafte Verstimmung Ihrer Hoheit, von der Geheimrat Dorau sprach, in den letzten Tagen wiederum gewachsen sei. Fräulein von Thieboldsheim erwog bei sich, ob ihre Pflicht eine Mitteilung an den Herzog über diese Aufwallung seiner Tochter erheische. Sie war um so betroffener, als sie im Grunde angenommen hatte, daß die neuerlich so häufigen Spazierritte der Prinzessin in dieser Gegend des Parks zu einer zwanglosen Begegnung mit der Gräfin Platoff führen sollten. Sie versuchte ein harmloses Gespräch anzuknüpfen, erhielt aber einsilbige Antworten in einem traurig gleichgültigen Tone und wurde in dem Eindrucke, daß ihre junge fürstliche Herrin sehr krank oder sehr verstimmt sei, aufs neue bestärkt. Es fiel ihr heute aufs Herz, daß seit Wochen Prinzeß Stephanie stets bleicher geworden sei, während ihre Augen in dunkler Glut erglänzten. In den Bewegungen der Prinzessin verriet sich bald die tiefste Abspannung, bald eine fiebrische Hast — wie auch dieser Spazierritt wiederum zeigte. Man war, immer gefolgt von dem alten Stallmeister und den beiden

Reitknechten, dem Residenzschloß schon wieder ziemlich nahe und schlug einen Seitenweg ein, den die Prinzessin bei keinem ihrer Ausflüge zu Pferd unbesucht ließ und für den sie eine, wie Fräulein von Thieboldsheim seufzte, kapriziöse Vorliebe an den Tag zu legen pflegte. Es war dies ein ehemaliger Reitweg, der vor Anlage der neuen großen Allee nach Monrepos oft benutzt worden war und jetzt, halb von breitästigen Buchen überwachsen, beinahe einen gewölbten Gang bildete. Die Sonne flimmerte durch die jungen frischen Zweige und Blätter, vergoldete die bemoosten Stämme und erhellte die Windungen des Weges und die Parkpartien, die zur Seite desselben lagen. Die volle Schönheit des Parks trat hier noch mehr hervor, als in den großen Hauptteilen, und die Vorliebe der Prinzeß Stephanie für diesen Weg hätte das spöttische Lächeln nicht verdient, mit dem Fräulein Ada das Einlenken begrüßte. Die Prinzessin warf einen hastig suchenden Blick vor sich, den ihre Begleiterin jetzt oft wahrnahm und nach dem Ihre Hoheit regelmäßig wieder in ihre traurige Gleichgültigkeit zurücksank. Regelmäßig, nur heute, nur in diesen Minuten nicht! Denn kaum hatte man den alten Reitweg bis zu seiner ersten Biegung nach rechts verfolgt, als die Prinzessin Stephanie mit einem halberstickten Aufschrei und einem heftigen Zügelruck ihren Rappen zurückriß und dann mit weitgeöffneten Augen, mit gleichsam geisterhaft leuchtendem Gesicht vor sich hinblickte. Einige hundert Schritte von hier erhob sich von einer Bank zur Seite des Wegs eine Männergestalt — selbst Fräulein von Thieboldsheim erkannte Camillo Arsakoff und sah, daß dieser zuerst eine Bewegung machte, in das Gebüsch zu weichen und dann bis an den letzten Rand des Wegs zurücktrat. Zugleich aber

schlug die zitternde Stimme der Prinzessin an das Ohr der jungen Dame:

„Ada! Sie halten hier mit Schwarz einen Augenblick — ich sehe dort meinen Lehrer, dem ich noch nicht einmal zu seiner Verlobung und Verheiratung habe Glück wünschen können. Ich muß und will ihn sprechen —“

„Ew. Hoheit, meine Pflicht verbietet mir, Ihren Wünschen zu entsprechen,“ flüsterte Fräulein von Thieboldsheim erschrocken und mit flehentlichem Ausdruck, indem sie ihr Pferd dicht an das der Prinzessin herandrängte.

„Ihre Pflicht gebietet Ihnen, Seiner Hoheit von dieser Begegnung Mitteilung zu machen,“ erwiderte Prinzeß Stephanie heftig. „Ich werde meinen Vater selbst davon unterrichten, und jetzt, bei meiner Ungnade, befehle ich Ihnen, mich in einigen Minuten hier zu erwarten und mir keinen Schritt nachzureiten.“

Weniger aus Gehorsam gegen den Befehl ihrer Herrin, als aus der Furcht, eine unliebsame Szene herbeizuführen, von der sie zurückbebte, ließ jetzt die junge Hofdame die Prinzessin allein weiterreiten und blieb, der Davonsprengenden mit den Augen folgend und den herankommenden Stallmeister unmutig zurückwinkend, unter dem Schirm der großen Weißbuche halten. Die Prinzessin hatte ihr Pferd in Galopp gesetzt und war in einer Minute an jener Stelle des Wegs, wo Camillo Arsakoff seitwärts stand, mit entblößtem Haupt und tiefer Verbeugung schon entgegen grüßend. Auch sein Gesicht war bleich, er hatte erst in der letzten Minute, als er die Trennung der Prinzessin von ihrer Begleiterin wahrnahm, begriffen, daß er hier mehr als einen peinlichen Blick zu bestehen haben werde. Er verwünschte die phantastische eitle Erinnerung, die ihn gerade heute am Vortage seiner

Hochzeit hierher getrieben — an die Stelle, wo er im vorigen Herbst zum erstenmal gewagt hatte, Prinzeß Stephanie zu umfangen. Aber seit er in den letzten Tagen durch bestimmte Nachrichten aus Petersburg darüber ins klare gesetzt war, daß Seine Hoheit im Irrtum sei, die Prinzessin unter keinen Umständen seine Schwester sein könne, seit er eine trostlose Langeweile an der Seite seiner Braut mit stündlich wachsendem Unmut empfand, hatte ihn die Erinnerung an die Gunst der hohen Dame und eine Art unruhigen Verlangens erfaßt, über das er sich keine Rechenschaft gab. Seine Gedanken flogen weit über die nächsten Monate hinweg, in denen er sich freilich Gabriele Hildheimer widmen mußte! Er hegte wieder hundert Träume von buntschillernden tragenden Wogen des Lebens und hatte sich, je strenger ihm im Augenblick jeder Zutritt zur Prinzessin Stephanie versagt war, auch ihr Bild in diese Zukunftsträume hineingewoben. Freilich hatte er das Fürstenkind dann anders vor sich gesehen, als in dieser Minute, wo sie dicht an ihn heranritt und sich seitwärts nach ihm hinbeugte: ein todblasses Gesicht und doch einen brennenden Hauch auf den Wangen, bebend und doch mit einem Zug starrer, eiserner Entschlossenheit um die weißen Lippen. Bei diesem Anblick dachte Arsakoff nur der furchtbaren Stunde im Kabinett des Herzogs, es durchfuhr ihn, daß in kurzer Zeit der Herzog und ganz Forstenburg von dieser Begegnung wissen könne und daß er erst morgen den sichern Boden, nach dem er so lange, so schwer gerungen, unter den Füßen haben werde! Und während ihn das alles wie ein zugleich kalter und glühender Hauch berührte — hörte er die Prinzessin in krampfhafter Angst sagen:

„Um unsrer Liebe willen, Camillo — ich habe nur

Augenblicke! Ich weiß alles! weiß, wie man Sie und Edith von mir gerissen hat — und was Sie um meinetwillen gelitten und getan! Noch ist's Zeit — seit Tagen suche ich in tödlicher Angst, dir zu begegnen. In den Händen des kleinen Ralph ist ein Kästchen mit Briefen an dich, an Edith Blake und mit dem großen Schmuck meiner Mutter, der genug ist für zehn Leben, wie das unsre sein kann! Geh nach Maud-Cottage in Cumberland und harre meiner! Ich werde kommen, und wenn es ein halbes, ein ganzes Jahr währt, bis ich meine Wächter hier eingeschläfert habe! —"

Arsakoff wagte kaum emporzublicken, obschon er fühlte, daß die Augen der Prinzessin die seinigen suchten. Er klammerte sich an den Stamm des nächststehenden Baumes, als fürchte er umzusinken und stammelte:

„Hoheit — ich bin — ich habe — es war keine Rettung auch für Sie! ohne diese meine unselige Verlobung! — Meine tiefste Verehrung für Ew. Hoheit kann durch keine Zeit und keine Gewalt der Verhältnisse gemindert werden —"

„Warum nennen Sie mich nicht Stephanie, wie sonst?" fragte die Prinzessin, und ein zürnender Blick fiel auf den Zitternden. „Ich ahne, was Sie hierher zieht — ich habe mich in Ihr Elend hineingedacht — ich sinne seit Wochen Tag und Nacht, wie ich Ihnen ein Wort von mir zukommen lassen könnte! Gott mußte uns ja helfen — aber bis heute begegnete ich Ihnen nicht — es war völlig unmöglich, Ihnen einen Boten zu senden, der kleine Ralph ist streng überwacht, Sie müssen ein Mittel finden, Camillo, daß er ungefährdet zu Ihnen gelangt — und dann alles übrige tun. Ihre Verlobung verzeihe ich Ihnen, ich will sie Ihnen danken, wenn wir

erst gerettet sein werden! Um Gottes willen, Camillo, so sprechen Sie doch — sagen Sie, daß Sie meiner in England harren wollen und nehmen Sie meinen Schwur, daß ich zu Ihnen gelange, und wenn sich eine Welt zwischen uns legt!"

Vor Arsakoffs Augen verschwammen Gestalt und Gesicht der Prinzessin, das Roß, das ungeduldig den Boden stampfte und die gegenüberliegenden Bäume, über welche die Sonnenstrahlen zitterten. Er war wirklich einer Ohnmacht nahe und hielt sich mit Mühe aufrecht. Die Tiefe der Leidenschaft des Fürstenkindes, die sich vor ihm auftat, machte ihn schwindeln und es war ihm, als müsse er sich über die Kluft schwingen, die er zwischen Stephanie und sich sah. Er stieß hervor:

„Hoheit — angebetete Herrin — wie könnte ich mich aus der Verstrickung lösen, in die mich Ihres Vaters gebieterischer Wille zwang! Meine Hochzeit mit dieser aufgedrungenen Braut ist morgen, Hoheit!"

Die Prinzessin mußte von einem Frostschauer geschüttelt worden sein. In ihrem Gesicht ward ein schmerzliches Zucken sichtbar, sie holte schwer Atem und stützte sich zitternd auf die Pausche ihres Sattels. Dann sagte sie heftig:

„So ist uns der Himmel noch im letzten Augenblicke gnädig! Vierundzwanzig Stunden reichen für alles in der Welt aus, Camillo, und Sie haben mein Wort! Ich kann Ihnen vieles, alles verzeihen, aber daß es den Anschein gewänne, als hätten Sie mich dieser Gabriele aufgeopfert, das ertrüge ich nicht und verziehe ich nicht!"

„Um Gott — Hoheit — Fräulein von Thieboldsheim kommt heran —" rief flehend der Musiker, nach

Fassung ringend. Die Prinzessin sah ihn noch einmal mit einem Blick an, aus dem leidenschaftliche Zärtlichkeit und ein plötzliches dunkles Mißtrauen sprachen — im nächsten Augenblicke war sie wieder Herrin ihrer selbst. Die Hofdame hatte in der Tat das Gebot Ihrer Hoheit nicht länger als verbindlich erachtet — sie kam im Trabe herbei und war offenbar entschlossen, dieser Unterredung um jeden Preis ein Ende zu machen. Sie hörte freilich, als sie ganz nahe war und Arsakoff sie grüßen konnte, während sie seinen Gruß unerwidert ließ, die Prinzessin mit einer tonlos-kalten Stimme nur sagen:

„Also schon morgen! — Ich wußte wahrhaftig nicht, wie nahe Ihr Hochzeitstag sei, Herr Hofkapellmeister, — man hat es mir nicht mitgeteilt — viel Glück denn — nach Ihren Wünschen! Auf Wiedersehen!“

In dem einzigen Wort „Auf Wiedersehen!“ war ein Klang, der Fräulein von Thieboldsheim auffallen konnte, — sonst begriff sie nicht, warum Prinzeß Stephanie dies Gespräch nicht ebensogut in ihrer und des Herrn Stallmeisters Gegenwart hätte führen können. Sie sah gleichwohl mit wachsender Besorgnis die fahle Gesichtsfarbe Ihrer Hoheit und den jähen Wechsel, mit dem das Licht der Augen bald zu erlöschen schien, bald wieder aufsprühte. Schüchtern bat sie, den Spazierritt zu enden — Prinzeß Stephanie schlug schweigend den nächsten Weg, der von hier aus zum Residenzschlosse führte, ein, ohne sich noch einmal nach der Stelle umzusehen, wo sie Camillo Arsakoff in völliger Betäubung verlassen hatte. Ein tiefer, schwerer Seufzer war alles, was die Begleiterin der Prinzessin von ihr noch zu hören bekam — Fräulein von Thieboldsheim gab dem Stallmeister Schwarz nach rückwärts einen Wink, näher heranzukommen, sie fing an

zu fürchten, daß Ihrer Hoheit die Kraft entschwinden würde, sich im Sattel zu erhalten.

Inzwischen stand neben der Bank, von der er vor wenigen verhängnisreichen Minuten emporgeschreckt worden war, Camillo Arsakoff. Er starrte auf die Buchenstämme gegenüber, an denen die Lichtstreifen immer tiefer herabfielen, und war lange Zeit unfähig, sich das Erlebte vollkommen deutlich zu machen. Dann sagte er nur einmal leise vor sich hin: „Das ist schauerlich!“ und holte tief Atem. Er hatte nie im Leben einen Augenblick gehabt, in dem er sich selbst ganz verächtlich erschienen wäre und jetzt kam ein solcher mit voller Wucht über ihn! Die innre Hingebung der Prinzessin war weit, weit über das Spiel hinausgewachsen, das er gespielt hatte, und erweckte zum erstenmal in seiner Seele eine Art Rührung. Der Gedanke, daß die Prinzessin durch die Trennung von ihm so sichtlich gelitten und ihm unter so schwerem Drucke ihre Neigung gewahrt habe, schmeichelte nicht bloß seiner Eitelkeit — es war ihm einige Minuten lang, als könne und müsse er umkehren! Gewiß war, daß er nie hoffen, nie wagen dürfe, die Prinzessin wiederzusehen — wenn morgen stattfand, was stattfinden sollte. Er überdachte, indem er endlich langsam den Buchengang durchschritt, in dem ihn die Prinzessin schon oft gesucht und eben nur heute gefunden hatte, alles, was ihm die Erregte vorhin zugeflüstert, es kam ihm selbst wie ein Wunder vor, daß er in seiner Bestürzung und Fassungslosigkeit doch jedes Wort gehört hatte. Die Möglichkeit seiner Flucht war noch heute, noch am nächsten Morgen vorhanden. Wenn er jetzt klug und entschieden verfuhr, sich gleich jetzt im Residenzschloß des kleinen Ralph, des Grooms der Prinzessin, versicherte, und mit oder ohne diesen nach England

abreiste — und dort an dem cumberländischen See in stiller Zurückgezogenheit harrte — er durfte der leidenschaftlichen Entschlossenheit der Prinzessin vertrauen, sie würde ihn finden, ihn erreichen!

Solche Vorstellungen wogten stürmisch durch seine Seele, so lange die alten Buchen ihre Äste über seinem Haupt wölbten. Doch sowie er in die große Allee von Monrepos und in den vollen Mittagssonnenschein hinaustrat, wachten andre Gedanken in Arsakoff auf. Im Grunde war's doch ein unglückseliger Zufall, der ihn heute und hier mit der Prinzessin zusammengeführt hatte. Und wenn er jetzt diesen Zufall für einen Zwang seines Dämon nahm und alles hinter sich warf, was ihm in nächster Aussicht stand — was wurde aus ihm, wenn er sich doch irrte, wenn Prinzeß Stephanie ihre Verheißung nicht wahr machen konnte, oder, wenn sie kam, als ein krankes, vom Sturm gebrochnes Weib, und ihr fürstlicher Vater ihr nie verzieh und seine Hand gänzlich von ihr abzog? Würde nicht im erstern Fall das Hohngelächter seiner Neider und der guten Freunde vom Schlage Paul Lohmers hinter ihm dreingellen — würde er nicht im andern Falle sich ein verkümmertes, widerspruchsvolles Abenteurerleben bereiten? Die Gelegenheit, das einzige zu gewinnen, was in der Welt von heute wahrhaft und allein gilt und wirkt: ein großes fürstliches Vermögen, kehrte nicht zum zweitenmal wieder. Petersburg und Moskau und manche andre Stätten waren für ihn verloren und verschlossen — wenn Prinzeß Stephanie nicht Wort hielt und vielleicht sogar, wenn sie kam. Die Platoff, die ihre Fäden durch halb Europa spann und überall in der Gesellschaft Einfluß hatte, würde ihm dies freble Unterfangen und die Täuschung, sie hier zu seiner angeblichen Hochzeit festge-

halten zu haben, nie vergeben. Und endlich, selbst wenn es der Prinzessin gelang, von hier zu entfliehen und ihn in England zu erreichen, wie viele Zeit müßte vergehen, wo sollte er ihrer harren? Bei Edith Blake in Cumberland? Konnte er nicht der Versuchung erliegen, mit diesem immer noch anziehenden, immer noch reizvollen Mädchen das alte Spiel wieder aufzunehmen? Wie würde Stephanie am Ende ihn finden? Nein und tausendmal nein! der erste Schmerz war besser als der letzte, und er durfte sich durch die Versuchung dieser Stunde nicht von dem Wege abdrängen lassen, den er einmal betreten hatte.

Und nun besann er sich, daß er versprochen habe, der Gräfin Platoff in Monrepos zu begegnen und sie von dort zum Diner im Hildheimerschen Hause zu geleiten, und es war ihm, als ob es ihm gut tun würde, mit ihr zu sprechen, wenn er ihr natürlich auch kein Wort von dem verraten durfte, was soeben zwischen ihm und der Prinzessin Stephanie geschehen war. Sein Aussehen, von dem er mit Recht annahm, daß es übel genug sein müsse, konnte er mit der Erregung motivieren, die jetzt durch jede Stunde gesteigert werde. Es galt nur noch für heute und morgen Fassung und Mut zu bewahren — dann war das schlimmste bestanden und ein neues Leben mit bessern Vorbedingungen, als er sie je gekannt hatte, öffnete sich für ihn! Er eilte, sich selbst zu entfliehen und in Gesellschaft andrer die innre Stimme zu übertäuben, die ihm fort und fort die letzten Worte der Prinzessin ins Ohr rief! Seine heftigsten Neider — er zählte ihrer viel und am heutigen Tage mehr als je! — hätten trotzdem Camillo Arsakoff um diese und die nächsten Stunden nicht beneiden dürfen. —

Der folgende Morgen war so sonnig und hell, wie

seine Vorgänger, es blieb Frühling und der April blühte üppig in den Mai hinüber. Kommerzienrat Hildheimer nahm in aller Frühe von einer hochgelegenen Laube seines Gartens aus den wolkenlosen Himmel wahr und betrachtete den vielverheißenden Morgen als eine Belohnung der Standhaftigkeit, mit der er das große häusliche Fest auf einen Tag, aber auf einen glänzenden, eingeschränkt hatte. Er war gegen Polterabend und ähnliche Unsitten gewesen und hatte ebensowenig die Abreise des neuvermählten Paares vor der Beendigung eines großen, seinem Hause angemessenen Mahles zugestehen wollen. Bis zuletzt hatte sich der Herr Hofbankier mit einer unbestimmten, ehrgeizigen Hoffnung getragen, daß der Herzog in irgend einer Weise persönlich an der Vermählungsfeier Arsakoffs mit der Erbtochter des Hauses Hildheimer und Söhne teilnehmen werde. Auf alle widersprechenden Einwände seines künftigen Schwiegersohnes hatte er jederzeit mit einer ablehnenden wichtigen Miene geantwortet und allenfalls hinzugefügt: „Ich weiß, was ich weiß, lieber Arsakoff! Unsre Hoheit hat eine Gunst für Sie, die selbst einen alten Hofpraktikus, wie mich, in Erstaunen gesetzt hat. Sie haben vielleicht recht, wenn Sie Ihre Hochzeitsreise ein wenig weit und lang ausdehnen, um es zu markieren, daß Sie von nun an ein unabhängiger Mann geworden sind. Allein nicht zu weit und zu lange und auf meinen ersten Wink zur Heimkehr bereit! Sind Sie zur rechten Zeit hier, so kann Ihnen aufs mindeste die Intendanz unsres Hoftheaters nicht entgehen!“

So war es in der Tat eine Enttäuschung für den Kommerzienrat, daß Seine Hoheit weder zur Beglückwünschung der Braut im Hildheimerschen Hause, noch auch nur in der Schloßkirche erschien. Was noch

auffälliger war: auch Herr von Stecknitz, des Herzogs Adjutant, hatte für den heutigen Tag keinen Urlaub erhalten und deshalb die Einladung des Hofbankiers ablehnen müssen. Und endlich war Herrn Hildheimer am Vorabend des Festes und diesen Morgen, als Camillo Arsakoff erschien, wiederholt die Sorge durchs Herz gezogen, ob er nicht in dem Künstler einen kranken Schwiegersohn erhalten werde. Der Bräutigam fiel in der Tat nicht nur dem Kommerzienrat durch sein bleiches, fast verstörtes Aussehen auf. Sein schönes Gesicht war durch tiefe Furchen entstellt, die Augen lagen in tiefen, bläulichen Ringen, eine heftige nervöse Reizbarkeit schien sich seiner bemächtigt zu haben. Am Vorabend seiner Hochzeit hatte er fast wortlos neben seiner Verlobten gesessen und einmal auf eine Bemerkung Fräulein Gabrieles mit beinahe unhöflicher Ungeduld geantwortet, so daß diese Brauttränen vergoß. Während der Trauung war er zerstreut und mußte sich sichtlich zur schicklichen Haltung zwingen. Niemand, selbst Doktor Lohmer mit seinem untrüglich scharfen Auge nicht, vermochte wahrzunehmen, daß die Anwesenheit des kleinen Ralph, des englischen Grooms der Prinzessin auf dem Orgelchor der Schloßkirche Camillo Arsakoff die peinlichsten Empfindungen erweckte. Als er an der Hand seiner Braut dem Altar zuschritt, war ihm wiederum zumute, als habe er gestern falsch gewählt und als sollte er zu dieser Stunde weit, weit von Forstenburg, der Nordsee entgegen sein! Er fühlte sich erleichtert, als alles vorüber war und er in den Wagen des Kommerzienrats stieg und zollte Doktor Paul aufrichtigen Dank, der ihm beim Einsteigen einen stützenden Arm lieh.

Das Hildheimersche Haus spottete heut des Frühlings,

der mit Primeln, Krokus und Hyazinthen den Garten schmückte. Kein Raum, von der Vorhalle bis in den prachtvollen Speisesaal, der nicht mit verschwenderischer Blumenfülle überladen gewesen wäre. Das Boudoir der Braut, in dem sie nachher Abschied von ihrem Vater und den nächsten Verwandten nehmen sollte, war künstlich in eine Rosenlaube verwandelt, an der wohl an tausend der schönsten Rosen aller Arten blühten, der große Empfangssaal war mit einem Wald von Blattpflanzen gesäumt, aus dem überall Körbe voll kostbarer Blüten hervorleuchteten, über den Sitz des neuen Paares an der Tafel wölbte sich ein Thronhimmel von Maiglocken und Rosen, in einem besondern Zimmer war nach adoptierter französischer Sitte der Trousseau aufgestellt und hier wurden noch immer die kostbarsten Geschenke niedergelegt. In dem fröhlichen Getümmel, dem Durcheinander der Gäste, belebte sich Camillo wieder etwas, ein paar Worte, die ihm die Gräfin Platoff zuflüsterte, schienen zauberkräftig gewirkt zu haben:

„Sie sind bedrückt, Camillo, von der orientalischen Geschmacklosigkeit hier! Vergessen Sie nicht, daß jetzt erreicht ist, was Sie gewollt haben, und daß Sie von Stund' an niemand mehr hier halten kann."

Und in einer Anwandlung von Opferfreudigkeit wandte sich die Gräfin zum Hausherrn, der um die Ehre gebeten hatte, sie zur Tafel zu führen und überschüttete den eitlen Mann mit geschickt hingeworfnen, schmeichelnden Worten und mit Lobeserhebungen über die Persönlichkeit seines Schwiegersohns. Die gute Gesellschaft von halb Europa werde es Herrn Hildheimer Dank wissen, daß er dem Genie Arsakoffs die Schwingen vollends löse, was bisher kein Fürst, auch der Herzog von Forstenburg nicht,

vermocht habe. Herr Hildheimer verstand selbst jetzt in seiner festlichen Stimmung, daß das Lob der Gräfin eine starke Hindeutung auf seine Kasse enthielt, aber die gesunde Einsicht und die scheinbare Herzlichkeit der vornehmen Dame bestrickten ihn vollkommen und machten ihn zum glücklichsten Gast an seiner Tafel. Die Mehrzahl der Eingeladnen folgte nach einiger Zeit seinem Beispiel und überließ sich harmlos der Festfreude. Nur einige der Anwesenden vermochten diese Freude nicht zu teilen. Der Präsident von Herther, der sich im Hildheimerschen Hause nie wohl gefühlt hatte, warf mehr als einmal forschende Blicke nach der jungen Gemahlin Arsakoffs, die sich anstrengen mußte, um wenigstens in einzelnen Minuten ein glückliches Gesicht zu zeigen. Und regelmäßig, wenn er der innern Unruhe und ängstlichen Unsicherheit der Neuvermählten inne geworden war, glitt der Blick Herrn von Herthers zu seiner Tochter hinüber, die zwischen ihrem Verlobten, dem Doktor Paul und dessen Bruder, dem Professor Max Lohmer, saß. Zum erstenmal beschlich ihn die trübe Vorstellung, daß Felicitas an ihrem Hochzeitstage ein Gesicht zeigen könne, wie dort die junge Frau ihm gegenüber, zum erstenmal sah er mit einem Gefühl der Unsicherheit auf Paul Lohmer.

Auch Doktor Paul mußte sich heute Zwang antun. Er war so ganz mit seinen Beobachtungen beschäftigt, daß er es schwer fand, gegen Felicitas liebenswürdig zu sein und die Rolle weiter zu spielen, die er sich selbst auferlegt hatte. Es war ihm lieb und leid zugleich, daß sein Bruder Max zu Felicitas' linker Seite saß — er gewann dadurch von Zeit zu Zeit Frist, sich dem innersten Zuge seiner Natur zu überlassen. Und doch hörte er mit Mißfallen, daß in der Stimme seiner Verlobten ein

andrer Klang war, wenn sie zu seinem Bruder, als wenn sie zu ihm sprach. Er setzte sich vor, daß das dereinst in seinem Hause anders werden solle, aber konnte für den Augenblick nichts als einen flüchtigen Scherz darüber wagen. Felicitas nahm diesen nicht unfreundlich auf, doch sie sagte leise:

„Du mußt mir verzeihen, wenn ich den rechten Ton zu dir noch nicht finde, Paul. Ich werde ihn gewiß treffen und bitte dich von ganzem Herzen, bis dahin einige Geduld mit mir zu haben!“

Doktor Paul drückte zur Erwiderung die dargebotene Hand seiner Verlobten und gestand sich im stillen ein, daß er leicht besiegt werde, wo er seine barsche und scharf sarkastische Weise nicht zur Anwendung bringen dürfe. Aber es blieb ihm keine Zeit, sich diesen Gedanken lange hinzugeben. Eben erhob sich Herrn Hildheimers einziger Bruder, der im Haus und im Geschäft grau geworden war und sonst in beiden wenig beachtet wurde, dem aber heute die Ehre zugefallen war, die Gesundheit des neuen Paares auszubringen. Er entledigte sich zum Glück für die Stimmung der Gesellschaft dieses Auftrags kurz, und schon zwei Minuten später klangen die Gläser zusammen und umdrängten zahlreiche Gäste den Rosenthron, unter dem sich Arsakoff zu einer dankenden Verbeugung erhob. Es war eine bunte, prächtige Gruppe, die hier zusammenstand, die Freundinnen der jungen Frau umgaben deren Sitz, auch Felicitas von Herther war ihrem Verlobten dahin gefolgt. Doktor Paul hatte, indem sein Champagnerkelch an demjenigen des Bräutigams anklang, dem Freunde zugeflüstert:

„Sie müssen eine tapfre Miene zeigen, Camillo — es ziemt uns, die wir das Geheimnis des Lebens

kennen, wahrhaftig nicht, sentimentalen Betrachtungen nachzuhängen.“

Der junge Arzt nahm noch wahr, daß die Mienen des Angesprochenen schmerzlichen Unmut zeigten — aber in der gleichen Sekunde wurde sein Auge nach dem an den Speisesaal anstoßenden Zimmer gelenkt, wo er laut seinen Namen nennen hörte und auf dessen Schwelle plötzlich ein ganzer Trupp der Dienerschaft sichtbar ward, der nach seinem — Doktor Pauls — verlassenen Platz hindeutete. Einer der Diener sah ihn in der Nähe des Brautpaars stehen und kam in Eile durch die Gruppen der Gäste um das obre Tafelende herum — Doktor Paul hatte begriffen, daß er gesucht werde und bereits eine scharfe Bemerkung über die Rücksichtslosigkeit auf der Zunge, ihn an solchem Tage, von solchem Feste und von der Seite seiner Braut abrufen zu wollen. Indem er jedoch dem Hastenden einen Schritt entgegentat, sah er drüben im Nebenzimmer eine Dragoneruniform glänzen und erkannte hinter der Hecke der Livreen Herrn von Stecknitz, den Adjutanten des Herzogs. Und nun flog er selbst eilig dem Ausgang des Speisesaals zu. Herr von Stecknitz trat ihm bis auf die Schwelle entgegen, so daß einige Herren des Offiziers flüchtig ansichtig wurden, sich dem Wahn hingaben, dieser erscheine noch zum Feste und ihm in fröhlicher Weinlaune mit ihren Gläsern zuwinkten. Doktor Paul hatte beim ersten Blick auf Herrn von Stecknitz' Gesicht begriffen, daß es sich um etwas andres handle. „Kommen Sie mit mir nach dem Schlosse, Doktor!“ flüsterte der Adjutant. „Einen Wagen habe ich — kommen Sie um Gotteswillen, ohne Aufsehen!“

„Sofort! — nur eine Minute, um meiner Braut einen Wink zu geben,“ entgegnete der Arzt.

„Aber auch nur eine!“ sagte Herr von Stecknitz, vor Aufregung und Ungeduld zitternd, hinter dem Enteilenden. Mit wenigen Schritten war Doktor Paul neben Felicitas, welche eben auf ihren Platz zurückkehrte. „Du verzeihst, Felicitas, daß ich dich eine halbe Stunde der Liebenswürdigkeit von Max anbefehle! Mich ruft ärztliche Pflicht!“ hauchte er ihr zu. „Geh mit Gott, Paul — sei glücklich!“ versetzte das Mädchen herzlich. Ihr Auge leuchtete, jedesmal, wenn sie den Verlobten innerlich zu ehren vermochte, wich ein Druck von ihrer Seele, sie sah dem aus der Gesellschaft Verschwindenden jetzt unzweifelhaft mit liebevollem Blick nach. Doktor Paul war schon im Nebenzimmer, wo ihm das drängende „Kommen Sie, kommen Sie!“ des Adjutanten entgegen tönte. Herr von Stecknitz ließ ihm nicht Zeit, seinen Hut zu suchen. „Wir fahren zurück, Doktor, ich gebe Ihnen einen meiner Hüte — aber nur jetzt keinen Augenblick verlieren!“ drängte er, den Arzt am Arme ergreifend und rasch durch die ganze Flucht der prächtigen geschmückten Zimmer ziehend.

„Alle Teufel — ist's so ernsthaft und was ist's?“ fragte Doktor Paul, indem er neben Stecknitz durch das Vestibule und die Stufen nach dem Portal hinabeilte.

„Es ist furchtbar!“ versetzte der Gefragte und der Arzt nahm erst jetzt im hellen Tagesscheine wahr, wie erdfahl und tiefgefurcht das sonst so jugendliche Gesicht des Herrn von Stecknitz war. „Die Prinzessin — der Himmel weiß, was geschehen ist. Sie muß todkrank sein und liegt in tiefer Ohnmacht! Dorau ist völlig rat- und fassungslos! — der Herzog befahl, Sie zu holen! So rasch, Wenzel, als die Pferde laufen wollen!“

Das letztre rief er, während er Doktor Paul in den Wagen drängte, den harrenden Kutscher zu. Vor dem

wild dahinrollenden Wagen stob die Schar der Neugierigen, die das Hochzeitshaus umstand, erschrocken auseinander. Im Wagen aber faßte der junge Offizier beide Hände des Arztes und sagte mit Tränen in den Augen: „Wenn wir nicht zu spät kämen — wenn Sie noch helfen könnten!“

„Orientieren Sie mich rasch — Sagen Sie mir, was geschehen ist, was Sie wissen!“ sagte Doktor Paul, der begriff, daß es sich hier nicht nur um einen schweren Krankheitsfall handeln könne, sondern daß etwas besonders Entsetzliches vorgegangen sein müsse.

„Was soll ich Ihnen sagen?“ erwiderte Herr von Stecknitz. „Im Laufe des Morgens ist Ihre Hoheit die Prinzessin Stephanie, die seit gestern Nachmittag in so krankhaft gereiztem Zustande war, daß ihre Hofdame und Kammerfrau darauf drangen, Geheimrat Dorau noch am Abend zu rufen, beständig aufgeregter geworden. Fräulein von Thieboldsheim hat es für ihre Pflicht gehalten, Seiner Hoheit Mitteilung darüber zu machen. Der Herzog aber, obschon ich ihn nach der Unterredung mit der Hofdame in düstrem Nachsinnen und offenbar schmerzlich bewegt fand, hat kein Gewicht auf diese Mitteilungen gelegt und Höchst Seine Tochter auch nicht besucht. Wie mir die Thieboldsheim erzählte, hat die Prinzessin ein wahrhaft befremdendes Interesse für das Stadtereignis, die Trauung Arsakoffs mit Fräulein Hildheimer, an den Tag gelegt und sich mit einer immer wachsenden Spannung von den Vorbereitungen dazu erzählen lassen. Kammerfrauen und Lakaien sind in Bewegung gesetzt worden, allerhand Erkundigungen einzuziehen, zuletzt hat Ihre Hoheit selbst den kleinen Ralph, ihren englischen Groom, ihr Vermächtnis von der pikanten Miß Edith, nach der

Schloßkirche abgeschickt. Während seiner Abwesenheit hat sich die Unruhe und das eigentümliche Wesen der Prinzessin beständig gesteigert! Als nachher der Bursche zurückgekommen ist, sagt die Thieboldsheim, sei Ihre Hoheit weißer als das Tuch vor ihren Lippen geworden — danach aber hat sie in Gegenwart der Hofdame eine lange Erzählung des Kleinen über die Herrlichkeit in der Kirche angehört und ist am Ende in ein Lachen ausgebrochen, das nicht enden wollte. Und dann wieder hat die Hoheit gegen Fräulein von Thieboldsheim plötzlich geäußert: „Nicht wahr, Ada, wenn Sie sehen würden, daß Sie in der Dunkelheit in einen Sumpf geraten und über und über mit Schlamm bedeckt wären, so würden Sie tief ins erste klare Wasser tauchen, um wieder rein zu werden?“ hat aber die Antwort der Erschrockenen nicht einmal abgewartet, sondern sofort wieder von andern Dingen, unter andrem von ihrem Lieblingsplatz im Wellerswaldauer Park gesprochen! Ich weiß das alles nur, weil es mir die Thieboldsheim in ihrer quälenden Sorge erzählte, als sich gegen Mittag Ihre Hoheit einige Stunden in ihrem kleinen Schreibzimmer eingeschlossen hatte. Dann —“

„Nun dann?“ — fragte Doktor Paul scharf, als Herr von Stecknitz sich wie betäubt in die Wagenkissen zurücklehnte und Miene machte, nichts weiter sprechen zu wollen.

„Ich weiß nichts mehr, als daß vor etwa einer Stunde Fräulein von Thieboldsheim in die Gemächer Seiner Hoheit gestürzt kam und zum Herzog vordrang, um ihm zu sagen, daß Ihre Hoheit seit drei Stunden nicht mehr aus dem kleinen Schreibzimmer gekommen sei, den Riegel nicht öffne und auf kein Anrufen Antwort

gebe, wohl aber schwer stöhne! Der Herzog rief mir und seinem Kammerdiener im Vorüberstürmen zu, ihm zu folgen, und ließ drüben durch Mühlmann sofort die Tür sprengen. Wir fanden die Prinzessin auf ihrem Divan — in heftigen Krämpfen wie es mir schien und ganz bewußtlos. Dorau war im Schloß, er ward gerufen und zeigte gleich eine solche Miene, daß ich das Schlimmste fürchtete. Der Herzog schickte mich alsbald hinweg nach Ihnen und nun mag Gott wissen, wie wir sie finden!" — —

Die beiden jungen Männer saßen nebeneinander, sahen sich ins Gesicht und jeder las in den Zügen des andern, was unausgesprochen blieb.

Der Arzt sann eine Minute nach, dann sagte er zögernd: „Und Sie haben nicht wahrgenommen, daß Ihre Hoheit sich irgendwie verletzt, verwundet hatte?"

„Nein, gewiß nichts derart, Doktor," entgegnete der Adjutant hastig und in einem Ton, als fürchte er, schon zu viel gesagt zu haben. Der Kutscher, der in rasender Eile gefahren war, riß eben seine Pferde zurück, der Wagen hielt donnernd vor dem Hauptportal des Schlosses, die Schildwachen blickten neugierig nach dem Herrn in Gesellschaftstoilette, der barhäuptig heraussprang und gefolgt von Herrn von Stecknitz die große Treppe des Palastes mehr emporstürmte als hinaufstieg. Oben in den Korridoren war schon zu sehen, daß ein ungewöhnliches Ereignis die vornehme Ruhe und strenge Gemessenheit des Tageslaufes unterbrochen hatte, die Dienerschaft stand in dichten Gruppen beisammen, oder lief flüsternd durcheinander, selbst der Hofmarschall von Stecknitz, der Vater des Adjutanten, der eben herzugeeilt war, flößte den Erregten keine Scheu ein. Alles drängte gegen die Zimmer der Prinzessin Stephanie hin, in deren erstem

Kabinettsrat Lorberg den Eintritt aller Unberufenen gleichsam mechanisch abwehrte, denn er selbst zeigte ein völlig verstörtes Gesicht und konnte sich nicht entbrechen, immer wieder nach dem Eingang zum Salon Ihrer Hoheit hinzueilen, mit gerungenen Händen ein Wort mit Frau von der Lasseburg und Fräulein von Thieboldsheim zu wechseln und dann wieder Eindringlinge zurückzuweisen, die seine augenblickliche Abwesenheit benutzt hatten, das Vorzimmer zu betreten. Er sah jetzt wie in einem Nebel den jungen Hofarzt und den Adjutanten an sich vorüberstürmen, auf den blitzschnellen, fragenden Blick Doktor Pauls konnte er nur mit einem Kopfschütteln und einer Handbewegung antworten, daß jede Hilfe zu spät komme.

Im Salon, an den das jetzt weitgeöffnete Schreibzimmer stieß, erblickte Doktor Paul die fassungslosen Damen, die erste Kammerfrau der Prinzessin und Staudinger, den Tiroler Leibjäger des Herzogs, der für irgend eine Dienstleistung herzugerufen worden war und sich jetzt mit gutmütig-mitleidigem Gesicht in die letzte Ecke des großen prachtvollen Raumes zurückgedrückt hatte. Auf der Schwelle zu dem kleinen reizenden Zimmer stand Herzog Bernhard selbst, auch jetzt noch hochaufgerichtet, in gebietender Haltung, aber mit einem Ausdruck starren Schmerzes in seinen Zügen und mit seinen Augen, die alle Anwesenden in dieser Stunde zum erstenmal feucht sahen, jede Bewegung des alten Leibarztes verfolgend. Drinnen auf dem Sammtdiwan lag leblos hingestreckt die schlanke, zarte Gestalt der Prinzessin Stephanie. Der Kammerdiener hielt in seinem Arm ihren Kopf, während der Leibarzt mit angstvoll-gespannter Aufmerksamkeit auf ein metallenes Hörrohr über dem entblößten Herzen der Prinzessin gebeugt, vergebens auf ein Zeichen

wiederkehrenden Lebens zu harren schien. Trotzdem er keinen Blick von der Gestalt seiner Tochter verwendete, hatte der Herzog doch den Eintritt des jungen Arztes sofort wahrgenommen. Er neigte ein wenig den Kopf, trat einen Schritt zur Seite, um den Eingang in das Zimmer, wo die Prinzessin lag, freizugeben und sagte rasch:

„Kommen Sie hierher, Doktor Lohmer. Dorau scheint mit seinem Latein zu Ende! Vielleicht weiß die neuere Wissenschaft einen Rat, den die alte nicht kennt!“

Doktor Paul schritt mit einer Verbeugung an dem Herzog vorüber und trat drinnen neben den Geheimrat Dorau, der sich noch tiefer herabgebückt hatte, um sein Gesicht vor dem Herzog völlig zu verbergen. Er nahm eine sorgfältige Untersuchung vor — und Dorau, dem es zumut war, als wälze er einen Teil der Last dieser Stunde auf die Schultern des jüngern Kollegen, trat bereitwillig zurück und überließ seine herzugebrachten Instrumente an Doktor Paul. Zehn Minuten währte die Untersuchung, zehn Minuten lang hielten dort auf der Schwelle der Herzog und die im Salon Anwesenden wiederholt den Atem an, und ihre Blicke hingen an dem jungen Arzt, der leicht, gewandt, mit ruhiger Sicherheit, aber mit ernster, tieftrauriger Miene seiner Pflicht oblag. Jetzt ließ er die kleine Hand der Prinzessin, die er bisher in der seinen gehalten, sanft niedergleiten, legte eines der Samtkissen, die zu seinen Füßen umherlagen, auf das Kopfende des Diwans und gab Mühlmann einen Wink, das bleiche Haupt, das der Alte unter strömenden Tränen im Arm hielt, auf dies Kissen zu betten. Dann wandte er sich gegen den Herzog um und sagte mit halberstickter Stimme:

„Ew. Hoheit, in diesem Falle stehen alte und junge

Wissenschaft gleich erschüttert und ratlos! Es unterliegt leider keinem Zweifel, daß Ihre Hoheit heimgegangen ist!" —

„Also tot — wirklich und wahrhaftig geschieden?" sagte der Herzog, dessen Züge in diesem Augenblicke greisenhaft gefurcht waren. „Und es ist kein Irrtum möglich, Doktor? — kein Starrkrampf — keine totenähnliche Ohnmacht? — Sie haben keine Mittel mehr?"

Der Herzog hörte vor dem krankhaften Schluchzen der beiden Damen, die jetzt dicht hinter ihm standen, seines Adjutanten, des Kammerdieners und der Kammerfrau kaum seine Worte. Doch mußte sie Paul Lohmer völlig verstanden haben, denn er verbeugte sich:

„Ew. Hoheit haben zu befehlen; es sind mancherlei Versuche möglich! Allein meine Pflicht gebietet mir, vorauszusagen, daß sie keinen Erfolg haben können. Auch müssen Ew. Hoheit einem von uns Ärzten zunächst gestatten, Sie in Höchst Ihre Zimmer zu geleiten und Sorge zu tragen, daß Ew. Hoheit Kraft behalten, den harten, furchtbaren Schicksalsschlag zu bestehen. Ihre Hoheit —"

„Es ist gut, ich danke Ihnen!" unterbrach ihn der Herzog rauh und mit einem beinahe wilden Blick. „Wenn meine Tochter in ein besseres Jenseits abberufen ist, habe ich nur zu wünschen, ihr bald folgen zu dürfen — jede Sorge für mich ist überflüssig! — Geben Sie mir den Brief, Mühlmann, den ich vorhin nicht nehmen wollte! — Meine arme, arme Stephanie!"

Der Herzog war an das Lager, auf dem die schlanke Gestalt seiner Tochter gebettet lag, dicht herangetreten. Er beugte sich tief zu dem bleichen Antlitz der Toten herab, hauchte einen Kuß auf die kalte Stirn und drückte die Augen, in die er nicht mehr sehen wollte, zu. Dann

aber wandte er sich um und nahm aus den zitternden Händen Mühlmanns einen kleinen Brief entgegen, den dieser inzwischen dem Schreibtisch der Prinzessin entnommen hatte. Er befahl der jetzt eingedrungenen, laut und heftig weinenden Kammerfrau sich zu fassen und den Anzug der Prinzessin wieder zu ordnen. Mit starker Stimme, die aber doch zitterte, setzte er hinzu:

„Frau von der Lasseburg und Fräulein von Thieboldsheim, — Sie bleiben zunächst hier im Salon. Sie behalten Staudinger als Schutz bei sich — es ist jedermann untersagt, diese Zimmer zu betreten, bis ich das weitere entschieden habe. Sie Herr Geheimrat — Doktor Lohmer, auch Sie, Stecknitz, folgen mir hinüber, wir werden — einiges zu ordnen haben."

Er war in den Salon hinausgetreten, im gleichen Augenblick sprangen sein junger Adjutant und Doktor Lohmer auf ihn zu, denn der gewaltige Mann stand in Gefahr, umzusinken. Doktor Paul war so glücklich, ihm den Arm zu bieten und eine Minute genügte, dem Herzog Bernhard seine Haltung und Energie zurückzugeben. Ohne sich wieder umzublicken, ging er durch den Salon und das Vorzimmer und winkte Lorberg, mit ihm zu kommen, während er dem Hofmarschall von Stecknitz sagte:

„In zwei Stunden erwarte ich Sie, Stecknitz, um die nötigen Befehle zu erteilen! Jetzt sorgen Sie, daß die Leute im ganzen Schloß zu ihrer Pflicht zurückkehren und ihnen ruhig bekannt gegeben wird, daß es Gott gefallen hat, meine Tochter zu sich zu rufen. Folgen Sie mir, meine Herren!"

Sie kamen in den Gemächern des Herzogs an — niemand hatte bei dem traurigen Gange über die Galerie und durch den großen Korridor ein Wort gesprochen, nur

der Kammerdiener bezwang sich nicht und klagte laut um die gute, liebe, schöne Hoheit. Drüben raffte er sich jedoch sofort soweit auf, um seinen Dienst wieder zu übernehmen. Auf einen Blick des Herzogs ließ er hinter diesem nur die beiden Ärzte eintreten. Herzog Bernhard ging zunächst an das offene Fenster seines Arbeitszimmers und las hier schweigend jenes Blatt, das ihm Mühlmann im Schreibzimmer der Prinzessin übergeben hatte. Es zuckte dabei wundersam in seinem Gesicht und die hellen Tränen, die vorhin in seinen Augen standen, versiegten an der Zornglut, die jetzt aus diesen Augen sprühte. Der unglückliche Fürst mußte sich offenbar erst auf die Anwesenheit der Ärzte besinnen, aber er bemeisterte sich mit einem schweren Atemzuge und fragte Geheimrat Dorau:

„Sie haben sich eine Meinung über den erschütternden Fall gebildet? Was ist die Todesursache meiner armen Tochter?“

„Ihre Hoheit scheint einem Herzschlag erlegen zu sein!“ versetzte Dorau mit unsicherer Stimme und versuchte dabei zugleich durch einen auffordernden Blick Paul Lohmer zu einer Bestätigung seiner Antwort zu veranlassen. Das Gesicht Doktor Pauls blieb unbeweglich — der Herzog sah den jüngern Arzt scharf an: „Und Ihre Meinung, Doktor Lohmer!“

„Ich habe hier keine Meinung auszusprechen und das Urteil des Herrn Geheimrats kann genügen, Hoheit!“ entgegnete Doktor Paul.

„Ich will Wahrheit,“ sagte streng der Herzog. „In solcher Stunde gibt es nur eine Pflicht!“

„Ew. Hoheit Befehl zwingt mich demnach zu sagen, daß Ihre Hoheit Prinzessin Stephanie einem raschwirkenden Gift erlegen ist, das sie selbst genommen hat.“

Doraus Gesicht verzerrte sich zu einer künstlichen Entrüstung. Aber der Herzog achtete nicht auf ihn, tonlos sagte er zu dem jüngeren Arzt: „Ich wußte es, Herr Doktor. Ich wünsche nur über eines Ihre Meinung — wie war es möglich, daß Stephanie, daß die Prinzessin je in den Besitz eines so furchtbaren Mittels kam?“

Und jetzt war es an Paul Lohmer einen Augenblick mit seiner Antwort zu zögern — er wußte, daß er alles aufs Spiel setzen müsse, was er bis heute hier gewonnen hatte. Er sah klar in diesem Falle, und es war möglich, daß dem Herzog die volle Wahrheit imponierte. Er senkte daher sein Haupt und sagte leise:

„Ew. Hoheit — ich muß fürchten, daß Ihre Hoheit indirekt das Gift aus meiner Hand erhalten hat. Ew. Hoheit erinnern sich vielleicht, daß vor einem Jahre, als es sich darum handelte, den Schoßhund Ihrer Hoheit zu beseitigen, die Prinzessin in begreiflicher Aufregung für ihren Liebling eingriff und mir ein silbernes Büchschen mit schärfstem Gift entriß. Ich habe damals sofort, wie mir Herr Geheimrat Dorau bestätigen wird, meine schweren Bedenken über den Verbleib dieses Giftes geäußert — der Herr Geheimrat übernahm es, dasselbe von Ihrer Hoheit zurückzuverlangen und ich nahm an, daß dies geschehen sei. Nach der erschütternden, unbegreiflichen Katastrophe von heute scheint der Herr Geheimrat in seinen Bemühungen nicht glücklich gewesen zu sein —“

„Wie ist's denn, Dorau — was haben Sie damals getan?“ sagte der Herzog mit drohendem Stirnrunzeln.

„Ihre Hoheit versicherten, in jener Zeit, das silberne Büchschen weggeworfen zu haben —“

„Und Sie haben sich dabei beruhigt?“ fragte der

Herzog, indem sein eisigster Blick den bestürzten, zitternden Leibarzt traf. „Ich sehe, daß Ihnen der Dienst im Schlosse zu beschwerlich geworden ist und dispensiere Sie von dieser Stunde an von demselben. Ich werde Ihnen, durch Althen meine weiteren Entschlüsse kundgeben.“

Der Geheimrat war in dieser Minute so froh, dem Zimmer und dem unbarmherzigen Blick des Herzogs zu entrinnen, daß er die Schwere der Ungnade, die ihn traf nicht einmal empfand. Er raffte sich im nächsten Zimmer, wo er den erschütterten Lorberg fand, soweit zusammen, um mit scheltenden Worten seine Meinung über Doktor Paul Lohmer, der die Gefühle Seiner Hoheit und den Ruf Ihrer armen seligen Hoheit nicht schone und selbst in diesen furchtbaren Stunden an seine Karriere denke, zu eröffnen. Indes fand der Leibarzt bei der im ganzen Residenzschloß herrschenden schmerzlichen Bestürzung keine geneigten Hörer und entzog sich endlich der schwülen Atmosphäre, indem er wankenden Schrittes den Weg zu seiner nahegelegenen Wohnung einschlug.

Drinnen aber stand jetzt Doktor Paul dem Herzog Bernhard allein gegenüber. Der gebeugte, vom brennendsten Schmerz gefolterte Fürst bot seine letzte Kraft auf, um mit einer Art Ruhe an den Arzt die Frage zu richten: „Sie wissen, was meine arme Tochter aus dem Leben getrieben hat?“

„Ich fürchte, es zu wissen!“ entgegnete der Gefragte leise.

„So bitte ich Sie, daß Sie weder zu mir, noch zu andern je wieder davon sprechen,“ versetzte der Herzog. „Sie werden in Zukunft, so lange es denn noch dauern mag, viel um mich sein müssen und dadurch meine Bitte motiviert finden. Ich befehle Ihnen jetzt die Sorge und

die nötigen Anordnungen für die irdische Hülle der Prinzessin an und werde Sie noch diesen Abend oder morgen früh wieder zu mir rufen lassen."

Doktor Paul hatte noch ein Wort als Arzt auf der Zunge, aber Seine Hoheit machte so entschieden das Zeichen der Verabschiedung, daß er nichts mehr zu äußern wagte. Indem er zurücktrat, rief die Glocke des Herzogs den Kammerdiener Mühlmann, der Auftrag erhielt, Herrn von Stecknitz, den Adjutanten, einzuführen. Eine Minute später stand der junge Offizier, noch mit geröteten Augen, jedoch in soldatischer Haltung vor dem Herzog und blickte diesem mit bekümmerter Teilnahme ins Antlitz. Der Herzog ließ ihm indes keine Zeit, ein Bedauern auszusprechen. Er sagte in knappem Befehlston:

„Merken Sie auf, Stecknitz! Sie begeben sich von hier stehenden Fußes in das Haus des Herrn Hofbankier Hildheimer. Sie überbringen dort Herrn Hofkapellmeister Arsakoff meinen Befehl, binnen einer Stunde meine Residenz und vor Abend mein Land zu verlassen. Sie beschränken sich auf Überbringung dieses Befehls ohne jede Erläuterung und melden sich alsbald wieder bei mir."

„Zu Befehl, Hoheit!" antwortete der Adjutant und verschwand einen Augenblick später aus dem Zimmer. Der Herzog schien jetzt mit sich und seinem Schmerz allein bleiben zu wollen, er ging ans Fenster, das er selbst aufriß, und atmete die kühlende Abendluft ein, dann tat er einen Schritt gegen den nächsten Sitz hin. Aber er besann sich plötzlich eines andern. Er trat in das Vorzimmer hinaus, wo er den alten Lorberg in schmerzlichster Aufregung fand. Zum erstenmal in seinem Leben reichte er dem Alten die Hand — zu Wort ließ er ihn nicht kommen. Indem er nach dem Eingang zur großen

Galerie hindeutete, aus der ein summendes Geräusch hervordrang, fragte der Herzog:

„Es sind zahlreiche Leidtragende anwesend? Ist jemand darunter, den ich in dieser Stunde empfangen sollte?"

„Ew. Hoheit würden sicher besser tun, Höchstihre Person zu schonen," sagte der Kabinettsrat mit wehmütiger Stimme. „Unter den Herrschaften draußen sind ein paar von dem Fest im Hildheimerschen Hause, das sofort auseinandergestoben ist, hierhergeeilt. Ganz Forstenburg weiß bereits, daß unsere arme Hoheit vom Herzschlag grausam dahingerafft ist und trauert mit Ew. Hoheit."

„Vom Herzschlag — gewiß vom Herzschlag!" murmelte Herzog Bernhard. Seine Züge hatten einen so wilden Ausdruck verhaltenen Ingrimms, daß Lorberg nur schüchtern weiter zu reden wagte und dem Herzog die Namen der draußen Anwesenden nannte. Der Herzog hörte sie mit kalter Ruhe herzählen, mit einem Male fiel er seinem Kabinettsrat ins Wort:

„Herr von Herther ist zugegen? Ihn lassen Sie eintreten — vielleicht wird es mir gut tun, ihn zu sehen, und er ist der einzige Mensch, dem ich heute eine Art Freude machen kann."

Auch in der Stimme des Herzogs blieb ein Klang, der den alten Privatsekretär durchschauerte. Der Herzog machte nicht Miene, in sein Zimmer zurückzukehren, sondern durchmaß das Vorzimmer hier immer aufs neue mit dröhnenden Schritten. Dazwischen sagte er plötzlich ungeduldig: „Warum führen Sie den Präsidenten nicht ein?"

Lorberg sah wohl, daß der Herzog im Augenblick

nicht wußte, wo er sich befand. Aber er wagte nichts mehr zu erwidern, sondern ging, Herrn von Herther zu rufen und einzuführen. Während der zwei Minuten, die darüber verstrichen, war der Herzog auf einen der im Zimmer stehenden Stühle gesunken; sowie Herr von Herther in tiefster Bewegung vor ihn hintrat, fuhr er empor:

„Guten Abend, guten Abend, Herther! Ich weiß alles, was Sie mir sagen können — sagen wollen — bitte lassen Sie jedes Wort! Von Ihrem Beileid bin ich tief überzeugt, und mir werden Sie den Wunsch verzeihen, daß ich keines Beileids bedürfen möchte! — — Es wird Sie freuen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihren künftigen Schwiegersohn zu meinem Leibarzt ernennen werde."

„Allergnädigster Herr," sagte der Präsident erschüttert, „es kann keine Freude in solcher Stunde geben, und Ew. Hoheit Güte schneidet mir durch die Seele. Wenn Ew. Hoheit jetzt vermögen an andere zu denken —"

„Man muß Landesvaterpflichten üben!" versetzte der Herzog immer in dem gleichen Ton, der vorhin den alten Lorberg erschreckt hatte. „Habe ich nicht auch den vortrefflichen Schwiegersohn des Herrn Hofbankiers mit einem Kapellmeisterdiplom erfreut?"

Die tiefe Bitterkeit, die aus diesen Worten klang, schien Herrn von Herther ein Recht zu einer Erwiderung zu geben. Er trat einen Schritt zurück und sagte: „Ew. Hoheit verzeihen, wenn ich selbst in dieser Stunde die Bemerkung nicht unterdrücke, daß viele Ihrer treuesten Untertanen gewünscht hätten, daß Ew. Hoheit dem abenteuernden Virtuosen niemals Höchstihre Gnade und verschwenderische Gunst zugewendet hätten."

„Jugendsünden, Herther! — Sie wissen ja wohl, Mailänder Jugendsünden. An mir haben sie sich schwerer

gestraft, als an tausend andern.“ — Und der Herzog preßte im gramvollen Nachsinnen seine Stirn wider die Scheiben des großen Fensters und sah es nicht, daß Herr von Herther bei seinen Worten erbleichte.

„Hoheit,“ schlug plötzlich die Stimme des Präsidenten an sein Ohr, „Hoheit — ich will nicht glauben, daß Sie in dem Wahne gestanden haben, dieser Camillo Arsakoff gehe Sie näher an, als daß er — —“

Herr von Herther stockte, der Herzog hatte sich plötzlich nach ihm umgekehrt.

„Näher? Wissen Sie nicht mehr, daß ich damals in Baveno durch Sie erfuhr, daß Nina Peretti dem reichen Russen Arsakoff nach Petersburg gefolgt sei, und durch die Platoff, daß es mit dem Sohne des Herrn Arsakoff eine besondere Bewandtnis habe, und wußte ich nicht zu gut, daß Sie sich im Jahre 1850 geirrt! Freilich wollte ich heute lieber, der Unselige wäre samt seiner Mutter im Elend verdorben, als daß er einen Fuß hierhergesetzt hätte!“

„Ew. Hoheit sind getäuscht worden!“ rief der Präsident. „Schon als Sie sich in Baveno entschieden, den jungen Musiker mit hierher zu nehmen, hat die Gräfin Platoff darüber gespottet und muß bestimmt gewußt haben, daß Camillo Arsakoff nicht ein Sohn der Nina Peretti, die Ew. Hoheit einmal nahe gestanden, sondern ihrer Schwester Bianca war! Und auch nachher und noch ganz neuerlich —“

In seiner Bestürzung und seinem Eifer hatte nun Herr von Herther die furchtbare Wandlung nicht gesehen, die in den Zügen des Herzogs vorging. Der starre Ingrimm wich einem wild-leidenschaftlichen, hastig-bewegten, der Herzog riß an seinem Degen und schmetterte ihn dann

plötzlich auf den Parkettboden des Zimmers hin, als wolle er sich gewaltsam hindern, eben diesen Degen zu gebrauchen, die blauen Adern auf der Stirn des Fürsten schwollen an, und mit einer völlig heiseren Stimme, in der aber doch noch Kraft war, herrschte er den Präsidenten an:

„Das haben Sie gewußt, Herther — seit Jahren gewußt, und mir nie ein Wort darüber gegönnt — haben mich in der Verblendung erhalten, die meinem Kinde Glück und Leben und mir mein Kind gekostet hat?! Sie haben es über sich vermocht, mich den elenden Buben mit Gold und Gnaden überschütten zu sehen und zu wissen, daß er kein Anrecht darauf hat und mir doch nicht die Augen zu öffnen?“

„Ew. Hoheit sind im gerechten Schmerze ungerecht gegen mich!“ entgegnete Herr von Herther. „Ich habe mir keine Deutung der ungewöhnlichen Gunst erlaubt, die Herr Arsakoff bei Ew. Hoheit gefunden und habe sie einfach auf die Verbindung zurückgeführt, in der er mit Erinnerungen Ew. Hoheit gestanden hat. Ew. Hoheit würden den einzigen Gesichtspunkt, den ich hätte geltend machen können, daß es bessere Künstler gibt, daß die Kunst auf andre Weise gepflegt werden müsse, niemals zu dem Ihrigen gemacht haben, und so schwieg ich, wie ich — Ew. Hoheit verzeihen — in tausend Fällen geschwiegen habe.“

„Schön — schön!“ sagte der Herzog, wie im Traume sein Haupt beugend, vor sich hin. Und dann fuhr er plötzlich wieder auf und trat dem Präsidenten noch um einige Schritte näher und rief: „Und es kam Ihnen nie in den Sinn, daß Sie mit mir in Mailand waren, daß Ihre und meine Erkundigungen nach der Vergangenheit meinen Wahn erzeugt haben, daß Sie reden mußten, Herr Präsident?“

„Nein, Ew. Hoheit!“ erwiderte Herr von Herther fest. „Ich habe, wie ich schwören kann, nicht geahnt, wie nahe Ew. Hoheit diesen Herrn Arsakoff in einem begreiflichen Irrtum sich selbst gestellt haben. Allein mein Gewissen verpflichtet mich, Ew. Hoheit nicht zu verschweigen, daß ich ungefragt niemals von dieser Angelegenheit gesprochen haben würde. Ich habe es mir mein ganzes Leben hindurch zum Gesetz gemacht, mich so viel als möglich in klaren, reinen Verhältnissen zu behaupten — ich habe seinerzeit nur mit Selbstüberwindung den Befehlen des höchstseligen Herzogs Ludwig gehorcht und bin vor drei Jahren in Baveno nur mit innerem Widerstreben Ew. Hoheit gefolgt!“

Herr von Herther unterbrach seine weitere Verteidigung, denn er sah ein Zucken im Gesicht des Herzogs, das ihm zum Bewußtsein brachte, daß die Stunde zu einer Ansprache dieser Art schlecht gewählt sei. Er wollte sich mit stummer Verbeugung zurückziehen — aber der Herzog verhinderte sein Gehen.

„Recht, recht, Herther,“ sagte der unglückliche Fürst. „Nur immer selbstgerecht, nur klare, reine Verhältnisse um sich geduldet. Wenn Ihr Schwiegersohn in Kamtschatka wie Sie gedacht hätte, so würde es wohl um die Unantastbarkeit der Familie von Herther stehen! — Dieser Tag hat mir meine Tochter und die letzte Illusion gekostet, unter meinen Dienern einen zu besitzen, der um meiner selbst willen zu mir stand. Gehen Sie mit Gott, Herther, ich werde auch diesen Irrtum zu tragen wissen.“

Der Präsident war über sein ganzes Gesicht erglüht — der gerechte Vorwurf und die ungerechte Härte des Herzogs trafen ihn gleichmäßig. Er schwieg einige

Augenblicke und sagte dann mit mehr Ruhe, als er selbst gehofft hatte:

„Befehlen Ew. Hoheit, daß ich um meinen Abschied nachsuche?"

„Ich bin konstitutioneller Fürst und habe weder Befehle zu erteilen, noch Wünsche auszusprechen, am wenigsten hochverdienten Staatsdienern von fleckenloser Ehrenhaftigkeit," erwiderte Herzog Bernhard mit verbindlichem Hohn.

„So werden Ew. Hoheit doch die Gnade haben, den erbetenen Abschied in Gnaden zu bewilligen!" schloß Herr von Herther. Eine Erwiderung des Fürsten wurde ihm durch den Eintritt des Adjutanten erspart, der betroffen genug war, Seine Hoheit hier im Vorzimmer zu finden, aber sofort mit seiner Meldung vor den Herzog trat:

„Hoheit! Herr Arsakoff stieg mit seiner Gemahlin in den Reisewagen, als ich ihm den Befehl Ew. Hoheit überbrachte."

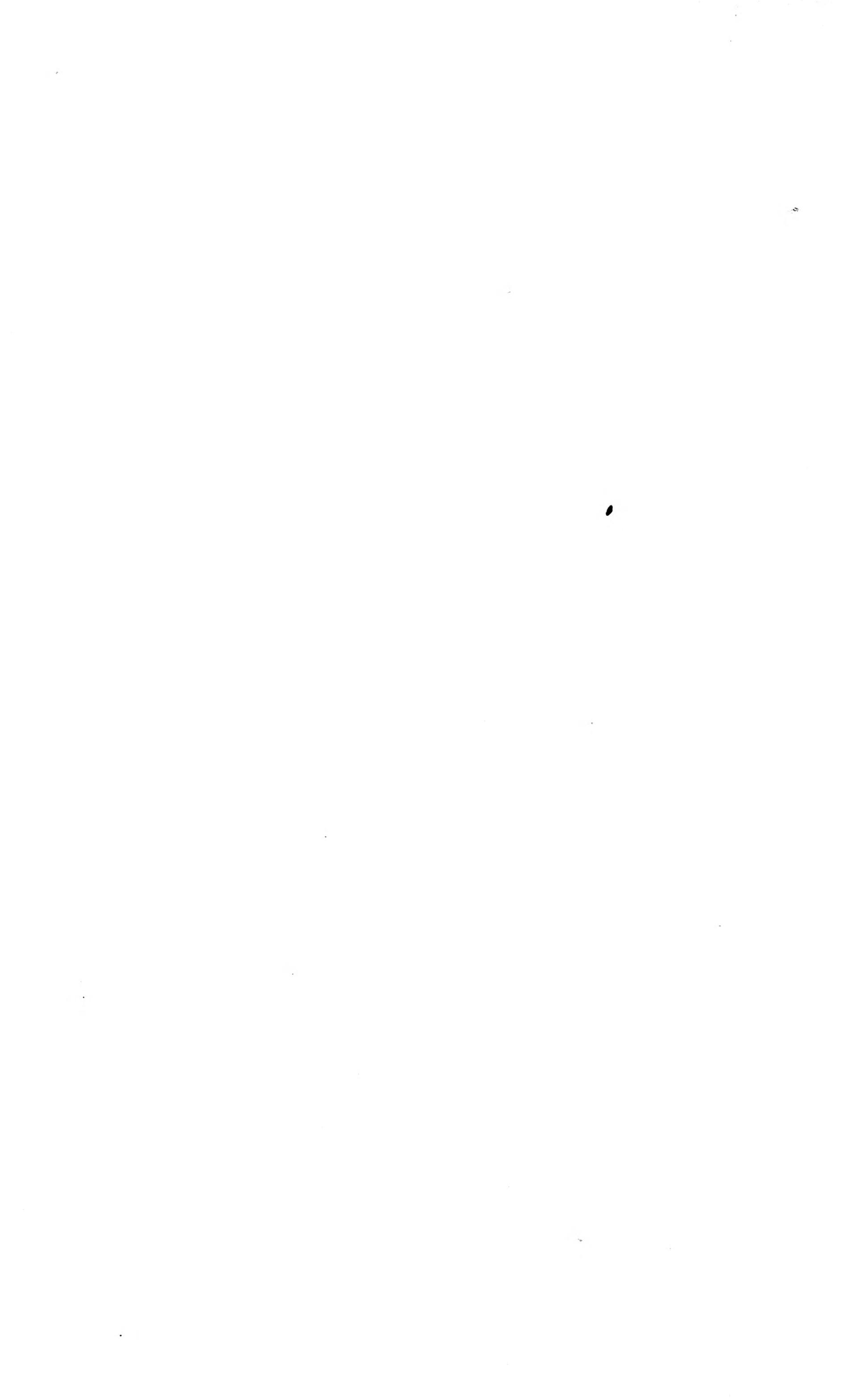
In den Zügen des Herzogs ward ein stummer Kampf sichtbar. Der erste Blitz seiner Augen bei der Meldung des Herrn von Stecknitz verriet, daß ein wilder Zorn in ihm erwachte, es war, als wollte er jäh einen andern Befehl aussprechen, dann spielte ein bitter-verächtliches Lächeln um die bewegten Lippen, und dann kehrte der Ausdruck des starren Grams zurück; der junge Offizier hörte seinen Gebieter vor sich hin sagen: „Auch so — ist's besser, daß er dahinfährt. Um Stephanies willen." Er nickte den Anwesenden flüchtig zu und begab sich endlich in sein Arbeitszimmer zurück, an dessen geöffneter Tür ihn der treue Mühlmann längst erwartet hatte. Herr von Herther hatte sich nach Austausch eines Blickes mit Kabinettsrat Lorberg stillschweigend entfernt.

Auf dem Gange nach seiner Wohnung nahm der

Präsident in den Straßen Forstenburgs deutlich wahr, daß die Kunde vom jähen Hinscheiden der Prinzessin Stephanie und das Gerücht von den eigentümlichen Umständen dieses Todes sich schon überallhin verbreitet habe. Herr von Herther kam in einer Seelenstimmung aus dem Residenzschloß, die ihn jeder Begegnung ausweichen ließ. Als er freilich in der großen Fürstenstraße mit seiner Tochter und Paul Lohmer zusammentraf, mußte er seinen eilenden Schritt Halt gebieten. Felicitas war soeben erst von ihrem Verlobten aus dem Hildheimerschen Hause abgeholt worden — in ihrem Gesicht waren die Spuren der schmerzlichen Erschütterung sichtbar, die die Nachrichten Doktor Pauls und die plötzliche Zerstörung und Auflösung des glänzenden Hochzeitsfestes in ihr hervorgerufen hatten. Aber ehe sie dem Vater ein Wort von den Erlebnissen der letzten Stunde sagen, ehe Herr von Herther berichten konnte, daß die Katastrophe im Herzogsschlosse zu einer Katastrophe auch in seinem Leben geworden sei, wurden der Präsident und Felicitas durch einen plötzlichen Ausruf Doktor Pauls erschreckt. Die Equipage des Kommerzienrats Hildheimer rollte durch die Mitte der Straße, im Rücksitz lehnte Camillo Arsakoff neben seiner jungen Frau. Er sah bleich, erschöpft, düster-unruhig aus und hatte eben den Kutscher angetrieben, rascher zu fahren. Als er der drei in der Straße ansichtig wurde, machte er Gabriele durch ein Zeichen aufmerksam und versuchte bei seinem Gruß zu lächeln. Der Präsident wandte sein Gesicht hinweg, Felicitas grüßte herzlich die junge Frau, die sie dankbar anblickte. — Doktor Paul aber erwiderte den Gruß des Musikers nicht, sondern gönnte sich eine Gebärde des Abscheus und der tiefsten Entrüstung. Camillo Arsakoff lachte laut und

grell auf und wandte sich zu seiner jungen Gemahlin zurück, dem Kutscher noch einmal zurufend, sich zu eilen. Der Wagen rollte blitzschnell in die Bahnhofstraße, hinter dem entrollenden aber klangen die Glocken der Schloßkirche und Ansgariuskirche drein, das erste Trauergeläut für Ihre Hoheit die Prinzessin Stephanie von Forstenburg.

Viertes Buch



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Über den Höhenzügen und Waldgründen des Buchsfeldes waren nach heftigen Gewittern und wolkenbruchähnlichen Regen goldene Spätsommertage aufgegangen. Die zweite Hälfte des August schien für alle Unbill der ersten entschädigen zu wollen und wob um die grünen Vorberge, die wasserreichen Gründe und die weiten Hochflächen so schimmernde Sonnenstrahlen, so leuchtende Farben, daß eine gewisse Strenge und eigentümliche Kargheit dieser mitteldeutschen Landschaft im freudigen Licht gleichsam untertauchte und verschwand. Klare, kühle Morgen waren Vorboten wolkenfreier heißer Tage, deren tiefblauer, glänzender Mittagshimmel fast an den Süden gemahnte. Die Glut reifte den Abhängen entlang das Steinobst, dessen bunte Fülle Tausende von Bäume niederbog und den weiten Talstrecken einen Schein von Üppigkeit lieh, sie schwellte und rötete in diesem Jahre selbst einige Trauben in dem Weinlaube, das sich nach alter Sitte um zahlreiche niedere Häuser und Dächer rankte. Die spärliche Ernte, die man hier im Bergland dem Boden abgewann, war eingebracht — ein Hauch und Duft früher Herbstruhe lag über den wenigen Dörfern und vielen Weilern und glänzte auf den Gesichtern der wenigen Männer, die hier am Werktage vor den Türen ihrer Gehöfte rasten konnten. Denn die stille, rastlose Arbeit unter der Erde, der im Buchsfelde der größte Teil

der Bewohner oblag, kannte weder Lenz noch Herbst, und im heißen, goldnen Sonnenschein lösten sich die Schichten der Bergarbeiter so unablässig und regelmäßig ab, wie im Nebel und Reif des Novembertages. Wo das Buchsfeld von den Höhenrücken des Mittelgebirges überragt ward, die zugleich die Grenze des Herzogtums Forstenburg bildeten, lagen die Hochflächen von Weidenwald, hier standen die Grubengebäude in dichter und fast regelmäßiger Folge, von hier führten lange Linien eingleisiger Bahnen hinab in den Weidenwalder Grund, durch dessen Felswände und Wälder sich die Eisenbahn hinzog. Zwischen dem Grund und der aus ihm aufsteigenden Hochfläche lag hart an der letzten waldgrünen und waldfrischen Ecke das Hofgut Weidenwald, das ursprünglich ein einfacher Bauernhof, von seinem frühern Besitzer, dem Bankrat Lorius, in eine Art Herrenhaus mit Gartenanlagen und einer kleinen Meierei verwandelt worden war. Dem länglichen, einstöckigen Bauernhause von ehedem war ein Geschoß mit hohen, hellen Zimmern aufgesetzt und an der Südseite des Hauses eine große hölzerne Galerie mit zierlichem Schnitzwerk im Stil der reichen Berner Bauernhäuser hinzugefügt worden, deren Treppen unmittelbar in den Garten hinabführten. Hellere und größere Fenster und ein treffliches Relief in Sandstein über der Haupttür hatten das frühere ländliche Aussehen des Wohnhauses völlig verändert. Das Relief, vom Bildhauer Dernburg in Forstenburg, stellte einen Berggeist, eine bärtige Gnomengestalt dar, auf derem breiten, gebeugten Rücken der Fuß einer Fortuna sicherer ruhte, als anderwärts auf der rollenden Kugel.

In dies Haus hatte sich Herr von Herther mit seiner Tochter Felicitas zurückgezogen, seit er seine Entlassung

als Präsident des Handelsgerichts von Forstenburg erbeten und erhalten hatte. Der Präsident hieß hier oben schlechthin der Bergherr, und zum Unterschied von dem verstorbenen Bankrat: der neue Bergherr. Mit dem einen Worte drückten die zahlreichen Arbeiter der Steinkohlenwerke von Weidenwald eine Fülle von Anerkennung und Hoffnung aus — denn so kurze Zeit auch Herr von Herther erst Eigentümer der Gruben war, den vielen Hunderten, deren Schicksal von den Werken und von ihm abhing, war es rasch klar geworden, welch ein Unterschied zwischen dem alten und neuen Herrn sei. Arbeiter und Beamte würden sich des Unterschieds noch vielmehr erfreut haben, hätte der Präsident ein minder düsteres und sorgenschweres Gesicht zeigen können. Sie wußten nichts von den Vorgängen in Forstenburg, wußten nur, daß der stattliche Herr die Werke durch einen ganz besonderen Glücksfall erworben hatte, daß er eine anmutige, ihn zärtlich liebende Tochter besitze, die sie beständig an seiner Seite sahen, die glückliche Braut war, und deren Verlobter, der neuernannte Leibarzt Seiner Hoheit des Herzogs, jede Woche mindestens einmal auf einen Tag, öfters selbst zweimal, aus der Residenz nach dem Herrenhause von Weidenwald kam. Es fanden sich freilich ein paar Scharfsichtige, die behaupten wollten, daß Fräulein von Herther gerade wenn ihr Bräutigam anwesend sei nie ein so glückliches und zufriedenes Gesicht zeige, als wenn sie mit ihrem Vater allein sei. Aber auch wer diese Behauptung für müssiges Geschwätz erachtete und sich darauf berief, daß nicht nur Fräulein Felicitas, sondern auch Herr von Herther selbst in den jungen Arzt verliebt sei, der mußte zugeben, daß der Präsident sich in den neuen eigentümlichen Verhältnissen nicht wohl

zu fühlen schien und mit wenig verhehltem Widerstreben den größeren Teil seiner Zeit in dem Hauptbureau der Weidenwalder Werke zubrachte.

Am heutigen Sonnabend nachmittag hatten der Bergherr und seine Tochter wieder einmal den Weg nach der kleinen Station der Eisenbahn eingeschlagen, von der so unendliche Kohlenzüge ins Land hinausrollten, und auf der so wenige Reisende in diese Täler gelangten. Der Bahnhof, aus einem kleinen Stationshause und einem hölzernen Güterschuppen bestehend, lag so still zwischen den Akazien, die rings um das Haus standen, und am üppiggrünen Garten des Stationsvorstands, daß die Schienenstränge hinter dem Hause und die Signalpfiffe hier immer etwas Fremdartiges behielten. Außer dem Präsidenten und Felicitas gingen nur ein paar Landleute unter den Akazien auf und ab, die eines der Ihrigen von der nächstgelegenen Station her erwarteten. Herr von Herther pflegte bei diesen Gängen zum Empfange Doktor Pauls in der glücklichsten Stimmung zu sein, denn die sichere und energische Weise des Arztes und die eifervolle Teilnahme, die er für den großen Betrieb zeigte, erschienen dem Präsidenten bei seiner ungewohnten Arbeit und ihren mannigfachen Forderungen wie eine Hilfe, obschon Doktor Paul dem ganzen Bergwesen noch ferner stand, als der Präsident. Wenn er daher heute einsilbig neben Felicitas weilte und nur kurze Antworten auf ihre Fragen und Bemerkungen hatte, so verriet er dadurch, daß die Sorgen der verflossenen Woche ungewöhnlich große gewesen sein mußten. Felicitas war diese neue Weise ihres Vaters zu fremd, als daß sie sich leicht darüber hätte hinwegsetzen können. Sie sah daher der Ankunft ihres Verlobten mit größerer Ungeduld als sonst

entgegen — sie hoffte, daß es ihm leicht gelingen werde, den Vater zu beruhigen und zu ermutigen. Seit sie Doktor Pauls Braut war, bekämpfte sie mit tapferer Entschlossenheit jede Regung in sich, die einen Tadel der Anschauungen ihres Verlobten in sich schloß, und betrachtete ihre stillen Wünsche, daß das Herrenhaus von Weidenwald ihrem Vater ohne den sorgenbringenden Besitz zugefallen sein möchte, als eine Torheit, die sie um des Vaters wie des künftigen Gatten willen besiegen müsse. Sie bestand den geheimen Kampf in ihrer Seele meist siegreich und überraschte sogar den selbstbewußten Doktor Paul durch die milde Heiterkeit ihrer Stimmung. Der junge Arzt war freilich ein zu guter Menschenkenner, um nicht zu erraten, daß Felicitas in verschwiegener Nacht noch immer Tränen genug weine und mit allem Pflichtgefühl ihre Sehnsucht nach einer anderen Zukunft noch nicht völlig besiegt habe. Aber er sagte sich auch, daß das wahre Leben des Menschen dem Tag und nicht dem Traume gehöre — und sah mit jedem Tage, an dem er nach Weidenwald kam, die Fügung in ihre Lage, ihre Wärme für ihn selbst und, wie er meinte, auch ihr Verständnis für seine Natur und seine Lebensaufgaben wachsen. Wenn er je eine andere als äußerliche Sorge in seinen Beziehungen zu dem lieblichen und liebenswerten Mädchen empfunden hatte, so war diese längst beschwichtigt. Doktor Paul konnte sich selbst eine Art Stolz auf die anmutige Verlobte, einen lebhaften Wunsch, ihr zu gefallen, und eine leise Scheu, sie zu kränken, nicht hinwegleugnen. Es würde ohne diese innerliche Wandlung die Ungnade, in der der Präsident von Herther vom Hofe und aus der Residenz geschieden war, viel schwerer empfunden und kaum so viele gute Laune bewahrt haben,

als er bei seinen Besuchen in Weidenwald zur Schau trug. Die glänzenden Aussichten, die ihm auf mehr als einem Spaziergang Herr Mertel, der alte Generalinspektor und Buchführer der Weidenwalder Kohlenwerke, über deren Ertrag eröffnet hatte, mochten Anteil an Doktor Lohmers glücklicher Stimmung haben, der Hauptgrund dieser Stimmung war doch die Zufriedenheit, die er mit sich selbst empfand. Ohne daß sie es klar wußte, hatte diese Stimmung ihres Verlobten auf Felicitas zurückgewirkt. Sie freute sich seiner Besuche, und zumal heute — wo Paul nicht allein erwartet ward, sondern das Mitkommen seines Bruders Max angekündigt hatte. Felicitas konnte es nicht hindern, daß sie stets freier atmete, zuversichtlicher und leichter dahinlebte, wenn der Professor neben ihrem Bräutigam war, und so galt diesmal ein Teil ihrer frohen Erwartung der Mitkunft des älteren Bruders.

Herr von Herther, der in äußeren Dingen so selten Ungeduld zeigte, konnte heute ein paar Bemerkungen über das stete unpünktliche Eintreffen der Züge nicht unterdrücken. Felicitas fing an mit ihm besorgt zu werden, daß die diesmalige Verspätung einen andern Grund haben möge, als den alltäglichen, und war beinahe in die ganze Unruhe ihres Vaters versetzt, als endlich das Herannahen des Zuges signalisiert ward. Herr von Herther eilte seiner Tochter vorauf an die Stelle, wo die wenigen Personenwagen der Züge zu halten pflegten, und trat erst dann einige Schritte zurück, indem er sagte: „Ich will dir den ersten Gruß Pauls nicht rauben, mein Kind!“ Felicitas war es in diesem Augenblick doch zumute, als ob sie diesen ersten Gruß gern ihrem Vater überlassen würde — allein sie ging dem langsam einfahrenden kleinen

Zuge entgegen. Aus dem Fenster eines Waggons schaute Professor Max Lohmer, doch nicht ihr Bräutigam heraus. Sie konnte, das Coupé durchblickend, erkennen, daß ihr künftiger Schwager allein darinsitze. Gleichwohl war der Ausdruck der Züge des Professors ein so entschieden froher und humoristischer, daß ihr jede Bestürzung erspart blieb. Ihrem und dem fragenden Blick des Präsidenten antwortete aber Max Lohmer, noch ehe der Schaffner den Wagenschlag öffnen konnte, indem er hinausrief:

„Ich komme allein — Paul wird erst mit dem nächsten Zuge anlangen. Er bestand auf meiner Vorausfahrt, um Ihnen alle Unruhe zu ersparen!“ Und sobald er ausstieg und Herrn von Herther und Felicitas begrüßte, fügte er erläuternd hinzu: „Der Herzog ist diesen Morgen so ernstlich unwohl geworden, daß Paul schon fürchtete, heute überhaupt nicht abkommen zu können. Seit Mittag steht es besser mit Seiner Hoheit, und der Herzog beharrt selbst darauf, daß Paul den Besuch bei seiner Braut in keinem Fall unterlasse. Paul wird sonach kommen, ist aber noch einige Stunden in Forstenburg geblieben, um den Erfolg eines Bades abzuwarten, das er dem Herzog verordnet, und seinen Assistenten, den Doktor Fabricius, zu instruieren. Er hat mir die innigsten Grüße aufgetragen und mich versichert, daß ich inzwischen allein herzlich willkommen sein werde! Wir dürfen ihn gegen acht Uhr hier erwarten.“

Felicitas' Gesicht ließ keinen Zweifel, daß sie den Bruder des Verlobten freudig begrüße, Herr von Herther dagegen hatte einige Mühe, seine Enttäuschung und eine gewisse Verstimmung zu verbergen, was dem Professor nicht entging. Der Präsident mochte selbst fühlen, daß seine Miene einer Entschuldigung bedürfe und sagte:

„Sie müssen mir verzeihen, wenn ich mich über Pauls Ausbleiben nicht alsbald zufriedenstellen kann. Ich hatte gerade heute auf seine pünktliche Herkunft gerechnet und habe ein paar dringende Geschäfte, die ich ohne seine Mitwirkung nicht erledigen mochte — und die doch im Grunde keinen Aufschub dulden. Ich sehe wohl ein, daß ich mich in Geduld zu fassen habe, aber ich werde jetzt wenigstens vorläufige Vorkehrungen treffen müssen. Wenn Paul diesen Abend kommt, ist es für manches zu spät. — Ich erzähle Ihnen nachher, worum es sich handelt. Felicitas wird Sie jetzt zu unserm Hause führen und Sorge tragen, daß Sie eine Erfrischung erhalten. Ich muß mich entschließen, nochmals nach den Werken zu gehen, und bitte Sie, mein ungastliches Verhalten mit der Notwendigkeit zu entschuldigen. In zwei bis drei Stunden finde ich mich im Hause ein, hole Sie und Felicitas ab und wir treten noch einmal den Weg hierher an."

Er stand am Wege still und trocknete den Schweiß von seiner Stirn. Indem er den Hut abnahm, zeigte er dem Ankömmling sein Gesicht und die sorgengefurchte Stirn — Max Lohmer blickte betroffen auf ihn und sagte hastig:

„Sie sehen angegriffen und überernst aus, Herr von Herther, ich bedaure jetzt doppelt, daß Paul nicht mit mir gekommen ist, Sie hätten ihn gleich für sich selbst zu Rate ziehen müssen. Diese Kohlenwerke tun Ihnen wie ihm nicht gut! Aber wenn Sie dringende Geschäfte haben und ein unpraktischer Gelehrter Ihnen irgend einen Dienst leisten kann —"

„Ich fürchte, lieber Professor, daß Ihr guter Wille mir wenig zu helfen vermag. In den eigentlichen Ge-

schäften bin ich vielleicht noch unpraktischer als Sie — es handelt sich um Entschließungen, die bald gefaßt werden müssen. Ich wollte Paul zur Besichtigung einiger Mißstände, die in den Werken vorhanden sind, einladen und danach mit ihm eine Entscheidung über das, was geschehen soll, treffen. Nun, vielleicht läßt sich die Sache noch um einige Tage aufschieben, obwohl sie mir Unruhe verursacht. Jetzt müssen Sie vor allen Dingen unter Dach kommen, unser Weg ist, wie Sie wissen, noch eine Strecke lang ein gemeinsamer und Sie sagen mir inzwischen, wie es mit dem Herzog eigentlich steht, und ob Paul ernstliche Besorgnisse hegt."

„Gegen mich hat er dergleichen nicht geäußert!" entgegnete Max Lohmer. „Auch mag's für den besten Arzt schwer sein, über den eigentlichen Zustand des Herzogs ins klare zu kommen. Er hält sich gewaltsam aufrecht, trägt den Kopf höher wie je, sitzt straff und stattlich zu Rosse und duldet nicht die geringste Änderung in seiner gewohnten Lebensordnung! Dabei ist's aber gewiß, daß er wenig Schlaf findet, daß er kaum die notdürftigste Nahrung zu sich nimmt, bedenklich zu Ohnmachten neigt und erschreckend gealtert ist. Es ist Pauls Schwäche als Arzt, die psychischen Momente von seiner Diagnose so viel als möglich auszuschließen — er sollte wirklich dem Schmerz des Herzogs um seine Tochter ein größeres Recht zugestehen, als den Nachwirkungen der alten italienischen Feldzüge und der Jagdstrapazen."

Eine verlegne Pause entstand, es kam dem Professor erst durch sie zum Bewußtsein, daß er einen scharfen Tadel des Bruders ausgesprochen hatte. Felicitas war zumute als wälze sich wiederum eine unsichtbare Last auf ihre Seele — sie brach endlich das eingetretene Schweigen, indem sie leise sagte:

„Und der Herzog trauert also wahrhaft um die arme unglückliche Prinzessin Stephanie?“

„Auf seine Art!“ versetzte Max. „Sie wissen, daß er sie an ihrer Lieblingsstelle im Wellerswaldauer Park, von der sie noch den letzten Morgen gesprochen, hat beisetzen lassen. Er fährt wöchentlich ein paarmal nach Wellerswaldau — die Forstinspektionen geben immer den Vorwand, aber er unterläßt nie, das Grab der Prinzessin zu besuchen. Dernburg hat Auftrag zu einer Art Mausoleum, sein Entwurf ist schön und sinnvoll, der Herzog verbringt sodann ganze Stunden in dem Bildhaueratelier und treibt, obschon er nie ein drängendes Wort spricht, unsern Freund zur höchsten Eile bei seiner Arbeit. Ich fürchte, daß am Leben des Herzogs nicht bloß der Schmerz um die Tochter nagt, die er auf so furchtbare, seinen Stolz zerschmetternde Art verloren hat, sondern auch die Reue darüber, wie er sich zur Prinzessin bei ihrem Leben gestellt hatte.“

Herr von Herther blieb schweigsam — er wußte nicht, warum ihn die einfache Äußerung Lohmers so wundersam berührte — er sah keinen Vergleich zwischen sich und dem Herzog und suchte doch nach einem solchen. Die drei waren den Grund entlang gegangen und jetzt nur wenige hundert Schritte vom Herrenhaus von Weidenwald entfernt. Hier teilte sich der Weg, eine breite Fahrstraße, neben der Eisenschienen hinliefen, führte zur Hochfläche mit den Kohlenwerken. Herr von Herther trennte sich von seinem Gast und versprach nochmals, in kürzester Frist zurück zu sein. Felicitas sah ihrem Vater besorgt nach, und als sie sich nach ihrem Begleiter umwandte, nahm sie den gleichen Ausdruck von Besorgnis in dem offenen Gesicht des Professors wahr. Sie sagte daher rasch:

„Sie müssen mich beruhigen, Max, und müssen von

Papa erfahren, was ihn in den letzten Tagen bedrückt hat. Ich wünschte, Sie könnten ihn überzeugen, daß ihm hier nicht eher wohl werden wird, als bis er einen andern Mann, als diesen Herrn Mertel, den Generalinspektor, zur Seite hat. Ich verstehe ja nichts von diesen Dingen, aber das fühle ich doch, daß es meines Vaters unwürdig ist, durch solchen Mann mit den Arbeitern zu verkehren. In jeder Hütte, die ich betrete, höre ich laute oder unterdrückte Verwünschungen und Flüche über ihn!“

„Vielleicht galten diese Flüche seinem Amte und nicht dem Manne, liebe Felicitas,“ erwiderte der Professor. „Stellungen, wie sie der Herr Mertel hier bekleidet, sind aller erdenklichen Verkennung und selbst offenbarer Gehässigkeit ausgesetzt. Auf alle Fälle wäre ich kaum der Mann, dem Ihr Herr Vater einen Einfluß auf seine Entschließungen zugestehen möchte, haben Sie nicht mit Paul über Ihre Empfindung gesprochen?“

Ein glühendes Rot übergoß Felicitas' Gesicht, sie glaubte eine Mahnung in der Antwort ihres künftigen Schwagers zu erkennen und hatte in der Tat mit Doktor Paul nicht über das gesprochen, was jetzt ihre Vorstellung erfüllte. Sie ward aber zugleich inne, daß sie dem Verlobten nur ungern und ohne sonderliche Hoffnung gehört zu werden, mitgeteilt haben würde, was sie gegen den Professor unbefangen geäußert hatte. Sie sagte daher, indem sie mit schnelleren Schritten dem längst sichtbaren Hause zuzueilen begann:

„Ich habe gerade erst in der letzten Woche eine immer tiefere Abneigung gegen den Generalinspektor gefaßt. Vielleicht erst seit ich wahrgenommen habe, daß der Verkehr mit ihm den Papa angreift und aufregt. Und dann hat es der Zufall gefügt, daß ich einiges von seinem Verhalten

zu den armen Bergleuten der Kohlenwerke und deren Angehörigen und einiges von den Härten erfuhr, die Bankrat Lorius durch ihn ausgeübt hat. Seitdem habe ich ein Gefühl, als könne dieser Mensch uns Unheil bringen."

„Überlassen Sie sich diesem Gefühl nicht zu sehr, liebe Felicitas. Und glauben Sie mir, daß es für Sie besser ist, Sie beschränken sich ganz auf das, wobei Sie niemand hindern wird, auch Paul nicht! Helfen Sie den Kranken, den Waisen und sonstigen Bedrängten, soweit Ihre Kräfte reichen, und fragen Sie so wenig als möglich nach dem übrigen. Ihr Vater hat die Erbschaft angetreten und muß nun auch, wie mich dünkt, die ganze traurige Vergangenheit dieses Betriebs mit erben, wahrscheinlich läßt sich hier nur allmählich eine Besserung anstreben, und Ihnen möcht' ich wahrlich wünschen, daß Sie so wenig als möglich Ihr Herz damit beschwerten!" — —

Es war ein Klang in den letzten Worten des Professors, als hätte er mehr sagen wollen und dies mehr unterdrückt. Felicitas, die seine warme Teilnahme wohl empfand, erriet, daß Max nicht der Meinung war, ihr Verlobter werde ihrer Anschauung zustimmen. Sie ging nachsinnend neben ihrem Gast her, bis sie diesen beim Eintritt in das Haus nochmals herzlich willkommen heißen konnte. Der Professor zog sich nur wenige Minuten in das für ihn bestimmte Gastzimmer zurück und kam dann in den Teil des Gartens herab, den er als Felicitas' Lieblingsplatz kannte. Es war eine mäßige Erhöhung an der Südseite des Gartens, dicht umwachsen und von einer tiefer stehenden Linde überschattet, daß unter den überhangenden Zweigen eben noch Raum für Tisch und Sitze blieb, die Felicitas hier hatte anbringen lassen. Über die Gartenmauer hin-

weg genoß man von dieser Stelle den freiesten Blick auf das tiefere Tal und die bewaldeten Höhen, die hinter dem Dorfe Weidenwald anstiegen. Im Lichte des Sommernachmittags erschien hier die Landschaft durchaus anmutig und wechselreich, der Platz selbst aber, ohne bestrickend schön zu sein, friedlich und anziehend genug. Felicitas hatte durch eines der Hausmädchen rasch einige Erfrischungen für Max aufstellen lassen und sah ihn mit heimlicher Freude durch den Garten herankommen. Sie war immer gewöhnt gewesen, viel allein zu sein und hätte kaum sagen können, warum ihr eben heute die Einsamkeit minder lieb gewesen wäre, als an andern Tagen. Und doch war's gewiß, daß die letztverflossene Stunde Gefühle in ihr erweckt hatte, die sie für immer gestillt zu haben wähnte: dumpfes Bangen vor ihrer Zukunft und ein plötzliches Bewußtsein, wie verschieden ihre Natur und ihre Auffassung alles Lebens von der ihres Verlobten sei. Sie mußte sich wiederum an die Hoffnung klammern, den Einfluß, den sie auf Paul Lohmer bis jetzt nicht besaß, in künftigen Tagen noch zu erringen. Das Herz ward Felicitas bei dieser Hoffnung nicht leichter und darum atmete sie auf, als der Professor jetzt endlich an ihrer Seite saß und ein fröhliches Behagen an ihrer Gesellschaft, an dem schattigen Platz, dem reizenden Fernblick und dem goldnen Wein zeigte, mit dem sie ihn bewirtete. Sie richtete einige Fragen nach Freundinnen in der Residenz an Max, die er alle mit gutem Humor zu beantworten vermochte. Und so ging sein Behagen allmählich auch auf Felicitas über und scheuchte selbst die bangenden Gedanken an den Vater aus der Seele des Mädchens.

„Sie bleiben mit Paul einige Tage hier, Max, oder lassen es sich noch länger bei uns gefallen?“ fragte Felicitas,

als etwa eine Stunde im Gespräch mit dem Professor verronnen war. „Sie haben jetzt lange Ferien vor sich und könnten uns einen Teil davon schenken. Auch den Papa würde Ihre Anwesenheit aufheitern —“

Sie hielt inne, denn sie las die verneinende Antwort schon auf seinem Gesicht. Max Lohmer war errötet und sah nicht Felicitas an, sondern blickte in den Talgrund hinaus, über dem sich der Himmel mit rosig angehauchten und goldnen Wolken zu färben begann.

„Ich kann leider nur einige Tage hier bleiben, liebe Felicitas,“ sagte er. „Ich beabsichtige, wie Sie wissen, einige Wochen an der Küste der Insel Sardinien meine Beobachtungen über die Tierwelt des Mittelmeers zu vervollständigen. Eine Wanderung durch die tirolischen Alpen soll vorangehen und ich habe einigen Freunden auf einen bestimmten Tag eine Begegnung versprochen.“

Er hätte weder in seiner Auskunft zu stocken, noch in den Abendhimmel zu sehen brauchen. Felicitas wußte, wer die Freunde waren und wohin ihn seine Reise zunächst führen sollte. Sie empfand seine Verlegenheit, wie eine Verkennung und brach eben darum das Gespräch nicht ab, das ohne ihr Verschulden auf diesen Pfad geraten war. „Sie werden Erich Franken in München sehen und mit ihm gemeinsam nach Tirol gehen,“ fuhr sie ruhig fort. „Und da Sie einmal seiner gedacht haben, Max, so will ich auch die Frage nicht unterdrücken, ob Sie Gutes von ihm wissen und ob er glücklich ist, wie er es verdient?“

„Ich hoffe es so, Felicitas,“ entgegnete der Professor, welcher plötzlich sehr ernst geworden war. „Ich habe so gute Nachrichten von ihm, als ich nur irgend erwarten konnte und — und ich erwarte, ihn in der Isarstadt nicht

mehr einsam zu finden. Sie werden es gerne hören, daß auch sein Lebensschiff wieder durch frischere, hellere Flut streicht, daß er Hoffnungen hegt und sich neu gekräftigt fühlt!“

„Ich weiß es und danke Gott dafür,“ sagte leise Felicitas, aber vor ihren Augen meinte sie einen feuchten Schleier zu fühlen, und sie sah das Gesicht des Professors wie in einem Nebel. „Ich wollte Sie bitten, Max, Erich Franken einen Gruß von mir zu bringen, ihm zu sagen, daß ich ihm das reinste Glück von ganzem Herzen gönne und von Ihnen zu hören wünsche, daß er vollen Ersatz für alles gefunden hat, was ich ihm je hätte sein können. Ich werde Paul selbst sagen, daß ich Sie um diesen Gruß gebeten habe!“

Der Professor sah jetzt still vor sich nieder. Durch sein Erinnern flog alles, was ihm Erich seit dem Frühling aus München geschrieben, er durfte zweifeln, ob seines Freundes neues Glück den Vergleich mit dem verlornen ertrage. Und doch hätte er Felicitas seine Zweifel niemals verraten mögen — er las deutlich genug in ihren Zügen, daß sie selbst mit der falschen Vorstellung von Erichs Lage und Stimmung keine volle Beruhigung gewann. Er faßte die Hand des Mädchens und hob im herzlichsten Ton wieder an:

„Ich will mich Ihrem Gruß nicht weigern, liebe Felicitas. Aber damit lassen Sie es genug sein! Sie sollen gelegentlich erfahren, wie sich Erichs Leben gestaltet hat, darüber grübeln und träumen dürfen Sie nicht. Kein Schmerz endet ganz von selbst — wir müssen auch den Willen haben, ihn zu enden — oder er vergiftet uns das Leben!“

Felicitas antwortete längere Zeit nichts — sie war an

die Gartenmauer hingetreten, ihr Auge folgte der Eisenstraße, die sich durch den Grund hinzog, und an deren Ende sie über viele Meilen hinweg Forstenburg mit seinen Häusern und seinem Park vor sich zu sehen wähnte. Sie war, wie sehr sie auch dagegen angekämpft haben mochte, mit einem Male in vergangene Tage zurückversetzt, und ihr befangen-wehmütiger Ausdruck erweckte dem Professor, der seinen Sitz verließ, um Felicitas zu dem ihrigen zurückzugeleiten, teilnehmende Besorgnis. Seine herzlichen Worte vermochten ihr Schweigen nicht zu lösen, welches er selbst erst hervorgerufen hatte. Als ihn Felicitas endlich wieder wahrnahm, sah sie ihn ein paarmal ungewiß an, ob sie ihm auch völlig vertrauen dürfe. Und dann sagte sie mit ernstem, festem Tone:

„Nur der Augenblick und der Zufall haben mich hinreißen können, von — von ihm zu sprechen. Aber da es geschehen ist, Max, muß ich Ihnen doch noch eine Frage vorlegen, die mich oft unruhig macht und ohne die wohl mein guter Wille, den Schmerz zu enden, schon bessere Frucht getragen hätte. Sie sind Pauls Bruder, aber Sie sind auch Erichs Freund. Sind Sie ganz überzeugt, daß ich im vorigen Sommer und Herbst alles getan habe, was meine Pflicht gewesen wäre, dem Verlobten gegenüber, den ich mir frei erwählt hatte?“

„Felicitas! Sie wühlen gewaltsam alte Schmerzen in sich empor!“ rief der Professor. „Kommen Sie — lassen Sie uns einen Gang durch den Garten tun! Es frommt dem Menschen nicht, zurückzusehen, die Zeit reißt uns vorwärts und alle unsre Hoffnungen liegen vor uns!“

„Nein, nein! Ich will Ihre ehrliche, innerste Meinung!“ wiederholte Felicitas beinahe heftig. „Mir ist oft zumute, als hätte ich anders fühlen, anders handeln sollen, als

hätte damals nur er, nur Erich das Rechte getan, weil er wohl empfand, daß mir die Kraft fehle, die seine Liebe in mir gewähnt hatte. Mir ist, als hätte es einen andern Ausweg aus dem Dunkel geben müssen, einen, der gerechter gegen Erich gewesen wäre. Ich sehe mit allem Nachsinnen den Weg nicht, den ich hätte gehen können — aber die Ahnung — ich sollte sagen die Furcht —, daß es einen solchen gegeben hat, kehrt mir immer wieder!"

„Wenn Sie so fortfahren, liebe Felicitas," erwiderte der Professor mit mildem Ernst, „so werden Sie mich, den Bruder Ihres Verlobten, zwingen, Ihnen zu sagen, daß Sie mit diesem Weh im Herzen nicht Pauls Frau werden dürfen! Erschrecken Sie nicht — ich weiß, wie gut Sie sind und welches Kleinod, trotz allem, Paul an Ihnen besitzen wird. Meine redliche Meinung ist's, daß, wie Sie erzogen und mit Ihrem Vater verwachsen waren, nichts anderes kommen konnte, als was gekommen ist. Nicht Sie hätt' ich je anders wünschen mögen, Felicitas, aber — da es doch einmal heraus soll! — Herrn von Herther gar oft und gar sehr! Und nun fassen Sie sich und lassen diese Stunde die letzte sein, wo Sie sich und denen, die Sie lieb haben, unnütze Qual verursachen. Ich bin noch immer gläubig genug, um zu wähnen, daß so reiner Wille, wie Sie ihn auf den neuen Weg mitbringen, nicht völlig verloren sein kann, und hoffe auf eine lichte Zukunft!"

Felicitas fühlte mit ihrem künftigen Schwager, daß das Gespräch zu Ende sein müsse — aber Beruhigung hatte sie aus den Worten des Professors nicht geschöpft. Sie strebte wenigstens äußerlich die Fassung wiederzugewinnen, die sie gezeigt hatte, ehe Max seiner Reise gedachte. Die unerwartet frühe Rückkehr ihres Vaters von

den Werken kam ihr dabei zu Hilfe. Herr von Herther war mit einem Male auf der Treppe sichtbar, die von der hölzernen Galerie des Herrenhauses in den Garten herabführte. Sowie der Zoolog seiner ansichtig ward, atmete er erleichtert auf; auch Felicitas gewann fast augenblicklich ihr früheres Aussehen zurück — sie nahm von ferne wahr, daß die Miene ihres Vaters minder sorgenvoll sei, als vorhin, und zugleich, daß er das blaue Kuvert einer Depesche in seiner Hand hielt und ihr grüßend entgegenschwenkte. Im Näherkommen rief er:

„Dein Bräutigam kommt also bestimmt, mein Kind! In der Residenz steht es nach Verhältnis leidlich — und Paul muß bereits hierher unterwegs sein. Die Wahrheit ist, daß es mir vorhin keine Ruhe ließ, bis ich ein Telegramm an ihn abgesandt und seine Rückantwort empfangen hatte. Sie ist daher auch an mich und nicht an dich gelangt, Felicitas! Wir werden diesen Abend noch Geschäfte besprechen müssen, und ich habe den Herrn Generalinspektor gebeten, zu Tisch zu kommen und uns nachher eine Stunde in meinem Arbeitskabinett zu schenken."

Felicitas erklärte, wegen des unerwarteten Gastes noch einige Anordnungen treffen zu müssen — sie enteilte nach dem Hause und ließ die beiden Männer allein; Herr von Herther rief ihr noch nach, daß man in kurzer Zeit wieder den Gang zur Bahnstation antreten müsse, dann nahm er neben seinem Gaste Platz und sagte sofort:

„Sie stehen an der Schwelle Ihrer Ferien, lieber Professor, und sehen wieder einmal reichen Reisegenüssen entgegen. Für mich wird's lang währen, ehe sich mir wieder eine solche Aussicht eröffnet. Ich habe mir im stillen gelobt, hier nicht vom Platze zu weichen, als bis ich wenigstens klar sehe, ob ich diesen großen und

mannigfach unheimlichen Betrieb zu leiten und zu beherrschen vermag, oder ob dessen Verkauf notwendig wird. Paul sträubt sich fast heftig dagegen — aber ich würde einer beständigen Erneuerung der Sorgen nicht gewachsen sein, die die neue Lebensaufgabe mit sich bringt und für die ich durch nichts in meinem seitherigen Leben vorbereitet bin."

„Und darf ich fragen, welche besondere Sorge so hart an Sie herantritt, daß Sie ihr selbst den Abend opfern wollen?" versetzte der Professor. „Ich habe durch Paul einiges vernommen, er sieht in Ihren Befürchtungen wegen des schlechten Zustandes Ihrer Kohlenwerke einfach Hypochonderie!"

„Möchte er recht haben," entgegnete der Präsident, vor sich niederblickend. „Ich komme immer wieder auf meinen ersten Eindruck zurück, daß die ältesten Werke in frevelhaftem Leichtsinn, auf rascheste Ausbeutung, ohne den Schatten einer menschlichen Fürsorge für die Häuer und ohne das leiseste Gefühl einer Verantwortung angelegt sind. Es mag manches nachgebessert sein, und ich selbst habe in den Monaten, wo ich hier bin, schon einiges tun können. Aber die erste Anlage ist gewissenlos, und ich kann mich der schwersten Besorgnisse nicht entschlagen! — Namentlich die große Grube ‚Gut Heil', die Unheil heißen sollte, die den reichsten Ertrag gibt, flößt mir als Laien Entsetzen ein. Mertel und die Steiger, mit Ausnahme des einen, versichern fortgesetzt, daß keine Gefahr dabei ist, und daß es im Grunde in keinem dieser Werke anders sei, noch sein könne. Doch in verflossener Woche sind wiederum zwei anonyme Briefe bei mir eingelaufen, die von den bedenklichsten Zeichen in der Zimmerung des Schachtes und an den Wänden desselben sprechen."

„Glauben Sie anonymen Briefen irgendwelchen Wert beilegen zu müssen?“ fragte der Professor.

„In diesem besonderen Falle vielleicht,“ erwiderte Herr von Herther. „Der Generalinspektor Mertel steht mit Recht oder Unrecht im Ruf, überstreng gegen die Leute zu sein. Paul sagt, solche Strenge sei notwendig, ich habe noch kein klares Urteil darüber. Jedenfalls fürchten sie, ohne weiteres entlassen zu werden, wenn sie eine mißliebige Anzeige erstatten oder Furcht vor der Gefahr äußern. Sind die Mitteilungen, die ich mir heute wieder verschafft habe, nur irgend wahr, so machen sich sehr ernste, tief in den Betrieb eingreifende und auch kostspielige Maßregeln notwendig! Ich wünsche, daß rasch geschieht, was am Ende doch geschehen muß. Denn ich vermag nicht, mich außer Verantwortung zu stellen, obwohl mir alle Welt, die sonst beteiligt ist, versichert, daß mich keine Verantwortung treffen könne.“

Herr von Herther nahm seinen Hut ab und kühlte seine Stirn, indem er sie dem leisen West darbot, der mit den Abendwolken durch das Tal zog und die Lindenzweige über den Häuptern beider Männer rührte. Der Professor blieb längere Zeit stumm, sein Gastfreund hätte wahrnehmen können, daß er mit sich kämpfe, ob er überhaupt reden solle oder nicht. Max Lohmer bedauerte innerlich beinahe, hierher gekommen zu sein, wo er genötigt wurde, Dinge auszusprechen, die er sonst still in sich verschloß. Aber seine ehrliche Natur trug in diesem Kampfe rasch den Sieg davon, er sagte ruhig aber nachdrücklich zu dem Präsidenten:

„Ich kann mich in Ihre Lage versetzen, Herr von Herther, ich würde empfinden wie Sie. Darf ich mir erlauben, einen Rat zu geben, so ginge er dahin: was Sie

tun wollen und können, zu tun, ohne Beratung mit Paul. Er ist mein Bruder, und es kann mich nur freuen, daß und wie Sie ihn hochhalten. Doch ist's sein Schicksal, daß er sich härter stellen muß, als er ist, und daß er, wie heute so viel Tausende, jede Gemütsregung und jede sorgende Teilnahme für andere als eine Schwäche und ein Zeichen der Beschränktheit ansieht. Sie sind Eigentümer der Kohlengruben hier, und mein Bruder ist eben nur Ihr künftiger Schwiegersohn und Freund! Mich dünkt, er habe kein Recht, Ihre Vorsätze zu kreuzen!"

Der Präsident blickte voll Befremdung auf den Gast, aus dessen Worten ein etwas klang, das ihn in den letzten Monaten immer nur flüchtig, doch jedesmal schmerzlich ergriffen hatte, ein empfindliches Mißfallen an einzelnen Eigenschaften Paul Lohmers. Und obwohl Max Lohmer nur aussprach, was Herr von Herther mehr als einmal selbst gefühlt hatte, so war dem Präsidenten gerade in diesem Augenblick der Ton und vielleicht noch mehr der ernste Blick peinlich, mit dem der Professor seinen Rat begleitet hatte. Er schüttelte mißbilligend den Kopf und erwiderte:.

„Es war nicht freundlich für Paul, was Sie da sagten, lieber Max! Ich hoffe doch, Sie werden mit mir darin übereinstimmen, daß die kalten, schneidigen Äußerungen, in denen sich Ihr Bruder gelegentlich gefällt, mit seinem Herzen und seiner menschlichen Natur nichts zu schaffen haben. Ja, es würde mir beinahe wie eine Beleidigung vorkommen, wollte ich ihm nicht sagen und mit ihm nicht beraten, was mich bewegt."

Der Professor vermied es, Herrn von Herther anzusehen. Felicitas' Rückkehr aus dem Hause ersparte ihm eine unwahre oder nichtssagende Erwiderung. Er hatte

jederzeit gewußt, daß Herr von Herther dem Wesen seines Bruders aus der eignen Seele lieh, was Paul fehlte, und er fühlte sich nicht berufen, mehr zu sagen, als er schon gesagt hatte. Er erhob sich daher mit einer gewissen Hast von seinem Sitze, um Felicitas entgegenzugehen. Der Präsident vermochte aus Max' Bewegung die Antwort zu erraten, die ihm versagt blieb. Und weil er sie erriet, beklagte er innerlich die Ungerechtigkeit des von ihm hochgeschätzten Mannes und war geneigt, sich selbst glücklich zu preisen, daß er ein besseres Verständnis für Paul Lohmers Natur erlangt habe, als der eigne Bruder. Und dennoch — dennoch war ihm bei all diesem Bewußtsein seltsam gepreßt zumute, als er sich jetzt anschickte, mit Felicitas und dem Professor zum zweitenmal nach der Station zu gehen.

Schweigsam und jedes von seinen eignen Gedanken bewegt, gingen die drei im Abendlichte durch das üppige Grün des kleinen Waldes, der an das Herrenhaus von Weidenwald stieß, durch baumreiche Wiesen der Station zu; der Sommerabendhauch spielte um ihre Stirnen, ohne daß sie seiner inne wurden. Hunderte von Bergarbeitern in ihren Grubenkitteln, deren Schicht geendet war und die eben den fröhlichsten Heimweg der ganzen Woche antraten, begegneten ihnen und grüßten ehrerbietig den Bergherrn, seine Tochter und den Fremden, von dem nur einer und der andere schon wußte, wer jener sei. Auch der Anblick dieser Begegnenden weckte kein Gespräch, sondern scheuchte Herrn von Herther, wie Felicitas und Max Lohmer in die Betrachtungen zurück, mit denen sie ihren Weg angetreten hatten. Und so kam es, daß sie es zuletzt alle drei wie eine Befreiung und einen Mahnruf frischen Lebens empfanden, als der von Forstenburg

kommende Zug signalisiert ward und sich aus einem Fenster des ersten heranrollenden Wagens Doktor Paul beugte, der ihnen seinen Gruß zurief.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Auch die nächsten Stunden nach der endlichen Ankunft des Langerwarteten waren heiterer und frischer verlaufen, als wenigstens Felicitas nach den Erlebnissen des Nachmittags gehofft hatte. Ihr Verlobter war offenbar glücklich, sich neben ihr zu sehen und zeigte sich an der Abendtafel fast zärtlich dankbar dafür, daß sie aus Rücksicht auf ihn dem Generalinspektor der Weidenwalder Kohlenwerke, Herrn Mertel, der heute der dritte Gast des Hertherschen Hauses war, wenigstens nicht unfreundlich begegnete. Doktor Paul atmete daneben mit so vollen Zügen die Freiheit, die er hier genoß, die Sicherheit vor einer plötzlichen Abrufung, daß Felicitas die stillen Wünsche, die sie für einige Kranke in Dorf und Tal gehegt hatte, auf morgen verschob. Herr von Herther war durch das bloße Erscheinen seines künftigen Schwiegersohnes, durch den Blick in das Gesicht des jungen Arztes, der ihm bei Tisch gegenüber saß, in eine andre Stimmung versetzt worden und zürnte jetzt insgeheim dem Professor, obschon dessen erste Vorhersagung pünktlich eintraf. Schon auf dem Gange von der Eisenbahnstation nach dem Herrenhaus und noch entschiedener am Abendtisch sprach Doktor Paul seine Meinung über den Zustand des Herzogs Bernhard aus. Mit der ihm eignen Schärfe betonte er, daß der Kummer des Herzogs um den Tod seiner Tochter,

über den er kein Urteil habe, an den er jedoch nicht glaube, oder gar die Reue über das gleichgültige Verhältnis, in dem Seine Hoheit bei Lebzeiten der Prinzessin Stephanie zu dieser gestanden haben solle, den geringsten Anteil am betrübenden Zustand des erlauchten Herrn trügen. „Wir besitzen nur Mittel für physische Übel und dürfen uns auf nichts einlassen, wohin unsere Wissenschaft nicht reicht. Selbst ein Flachkopf, wie Dorau, der mir nicht verzeiht, daß ich seine Stelle einnehme und der daher mein schärfster Kritiker ist, wagt nicht zu behaupten, daß beim Herzog irgend welche psychische Störungen eingetreten sind. Die schlecht geheilten Wunden des alten Soldaten und mancherlei Nachwirkungen des Lebens sind mir Ursachen genug für seine Krankheit!" Max Lohmer und Felicitas hatten bei diesen Worten Pauls einen bedauernden Blick gewechselt, in der Seele des Präsidenten aber war eine feste Zuversicht erwacht. „Er ist immer klar, entschlossen und hilfsbereit, wo er Dingen gegenübersteht, welche sich sehen und fassen lassen. Die Übelstände, die mir das Herz bedrücken und die schreiend Abhilfe fordern, sind wahrlich physische, sehr physische!" sagte sich Herr von Herther. Und um so mehr setzte er sich vor, nichts ohne den Rat und die Mitwirkung seines künftigen Schwiegersohns zu tun. Weder Felicitas noch der Professor sollten in diese rein geschäftlichen Angelegenheiten hineingezogen werden, und so schnitt er ein paar Versuche, die der Generalinspektor machte, von den Aussichten der Kohlenwerke oder von der Unbotmäßigkeit der Arbeiter zu sprechen, kurzerhand, aber immer mit einem Scherz und einer besonders liebenswürdigen Bemerkung für Herrn Mertel ab. Der selbstgefällige und redselige Mann sah sich dadurch freilich zum dritten Gesprächsthema, das er

kannte, der unablässigen Wiedererzählung alter Kalenderanekdoten, verurteilt. Aber er fand an dem Präsidenten und an Max Lohmer, der still seinen eigensten Gedanken nachhing, scheinbar geduldige Zuhörer und blieb darum ein erträglicher Tischgast.

Die Erscheinung des würdigen Generalinspektors stand zur Erscheinung aller sonst im Speisezimmer Anwesenden in einem auffälligen Gegensatz. Herr Mertel überragte die schlanke und hohe Gestalt des Präsidenten noch um halbe Hauptеslänge und glich mit seinen kräftig-breiten Schultern, den muskulösen Armen, mit seinem runden, rot und voll erglänzenden Gesicht einem Förster oder Großbauern. Nur die kleinen scharf und klug hervorblitzenden und dann in sackähnlichen Fältchen wiederum versinkenden Augen, die schlaffen blutleeren Lippen und ein paar tiefe Furchen, die von der Nase bis fast zum Kinn herabreichten, verrieten einen Mann, der doch reichlich die Hälfte seines Lebens in Schreibstuben zugebracht hatte. Wenn der Generalinspektor sich behaglich gehen ließ, wie etwa jetzt, sah er aus, wie ein gutmütig-roher Genußmensch — und schien die Abneigung, mit der ihn Felicitas betrachtete, durch nichts zu verdienen. Er fühlte sich durch die Einladung des Präsidenten hochgeehrt, aber er wußte sehr gut, daß er diese Ehre der Tochter des Hauses nicht verdankte. Er zeigte sich unterwürfig gegen Herrn von Herther und verstand dabei mit großem Geschick, den Bergherrn fühlen zu lassen, daß Herr von Herther ohne ihn den Betrieb der ausgedehnten Werke nicht hätte übernehmen und durchführen können. Völlig zutraulich erwies er sich nur gegen Doktor Paul Lohmer, obwohl gerade dieser kein Herz für Herrn Mertels beste Anekdoten hatte. Er wußte, daß der herzogliche Leibarzt

dafür andre Dinge und Eigenschaften als seine Unterhaltungsgabe wohl zu würdigen verstehe, und ließ sich gern gefallen, daß Doktor Paul nur mit seiner anmutigen Braut sprach und der übrigen Unterhaltung an der Tafel nur dann und wann flüchtig ein Ohr schenkte. Ja fast gewann es den Anschein, als ob der junge Arzt sein Gespräch und gelegentliches Geflüster mit Felicitas geflissentlich ausdehne, um die Beratung, die ihn danach im Arbeitskabinett des Präsidenten erwartete, möglichst abzukürzen.

Herr von Herther fand es gegen das Ende der Tafel schwer, den liebenswürdigen Wirt zu spielen und unbefangen zu erscheinen. Er hatte Doktor Paul von Herzen eine Erholungsstunde nach der Reise gegönnt, aber doch keinen Augenblick vergessen, warum er heute den Bräutigam seiner Tochter so ängstlich-sehnlich erwartet und Herrn Mertel in sein Haus geladen habe. Als Doktor Paul in seinen lauten und leisen Mitteilungen an Felicitas ruhig fortfuhr, erhob sich der Präsident endlich und sagte mit etwas gezwungenem Lächeln:

„Sie verzeihen mir, lieber Paul, daß ich Sie für eine Stunde von Felicitas trenne. Aber ich sagte Ihnen schon am Bahnhof, daß eine wichtige Angelegenheit, die ich nur schweren Herzens bis heute aufgeschoben habe, eine Konferenz erheischt. Auch unser Herr Generalinspektor wird wünschen, nicht zu spät nach seinem Hause zurückzukommen.“

„Ich habe Zeit!“ bemerkte Herr Mertel ruhig und sicherte sich in Eile noch ein volles Glas Rotwein. „Wenn der Herr Doktor unsre Konferenz lieber auf morgen zu verschieben wünscht, komme ich gern wieder.“

Aber Doktor Paul hatte sich bereits erhoben und bat um Entschuldigung, daß er die Wünsche Herrn von Herthers

so lange vergessen habe. Er wandte sich an seinen Bruder und forderte ihn heiter auf, Felicitas inzwischen zu unterhalten, so gut er vermöge, er werde sicher sein Bestes tun, so rasch als möglich in den Salon zurückzukommen. Max, der bei der Anrede des Bruders wie aus einem Traume auffuhr, flüsterte ihm eilig zu: „Gib den Wünschen Herthers auch gegen deine etwaige Ansicht nach, Paul! Er muß beruhigt werden und es wird dir und Felicitas zugute kommen, daß er innerliche Ruhe und Zuversicht gewinnt. Am Ende hat er dir nachgegeben, als er dies Erbe antrat."

„Mich dünkt, es sei dem Präsidenten zugute gekommen, daß er sich meinen Rat gefallen ließ," entgegnete Doktor Paul gleichfalls leise, aber mit einer Betonung, aus der sein Bruder einen harten Entschluß heraushörte. „Kommen Sie, lieber Papa," rief der Arzt dann laut, „es möchte sonst zu spät werden, Felicitas noch um etwas Musik zu bitten!"

„Jedenfalls lassen Sie mich gleich jetzt ein Stück Beethoven hören," sagte Max Lohmer und reichte Felicitas den Arm, um sie in den Salon hinüberzuführen. „Mir wird es heute besonders wohl tun, in seine Klänge unterzutauchen." Die beiden andern Gäste Herrn von Herthers traten mit diesem in sein Arbeitszimmer, das Felicitas dem gleichem Raume in Forstenburg so ähnlich als nur immer möglich eingerichtet hatte. Der Präsident war sichtlich erleichtert, daß er von dem sprechen konnte, was seine ganze Seele erfüllte. Noch auf der Schwelle und während er den jungen Arzt und den Generalinspektor mit einer Handbewegung zum Sitzen einlud, begann er:

„Die Sache ist die, lieber Paul, daß meine alten Sorgen über den Zustand der Grube ‚Gut Heil' in letzter

Woche durch neu erhaltene Nachrichten verstärkt worden sind und daß ich es für unumgänglich erachte, die Frage zu entscheiden, ob wir nicht, gleichviel mit welchen Opfern und Kosten, unverzüglich für eine völlig neue Zimmerung des Schachtes zu sorgen haben."

„Erlauben Sie mir, Herr Präsident," fiel der Generalinspektor ein, dessen weingerötetes Gesicht jetzt von einer gewissen Erregung noch röter ward. „Die Sache ist die, daß wiederholt eine sinnlose, ganz infame Denunziation, die auf die Unkenntnis und das gute Herz des Herrn Präsidenten spekuliert, eingelaufen ist und daß eine Bande fauler und nichtsnutziger Arbeiter darauf rechnet, während des Baus, der Wochen in Anspruch nehmen muß, halbe Feiertage zu haben, die sich in der Bergschenke und beim Mohrenwirt recht ersprießlich verwenden ließen."

Herr Mertel saß rittlings auf einem Lehnstuhl, auf dessen Rücklehne er sich nach vorne stützte und sah im Gefühl seiner Überlegenheit und Sachkenntnis herausfordernd Herrn von Herther an, der an der Seite Doktor Pauls auf dem Ledersofa Platz genommen hatte. Der Präsident zuckte leicht die Achseln und versetzte mit einer leichten Ungeduld:

„Den Wert der Anzeige haben wir eben zu erörtern. So ganz sinnlos, wie der Herr Generalinspektor meint, kann sie nicht sein — weil die Angaben, soweit ich sie zu vergleichen vermag, nicht unwahr sind. Es wäre vielleicht meine Pflicht, bis in die Tiefe des Schachtes einzufahren und zu versuchen, aus eigner Anschauung ein Urteil zu gewinnen. Aber dieser Entschluß ist mir unmöglich, er widerstrebt zu sehr den Gewohnheiten eines Lebens, in dem ich alt geworden bin, ich scheue die Stickluft, den Schmutz, die Finsternis — ich würde von alle-

dem so befangen werden, daß ich doch zu keinem klaren Urteil gelangte. Ich habe es vorgestern und gestern zweimal versucht, wenigstens ein Stück hinabzugelangen und bin bis zur zweiten Bühne unter dem Mundloch gekommen. Ich habe bestätigt gefunden, daß die Zimmerung an mehr als einer Stelle ein bedenkliches Aussehen zeigt und daß jedenfalls ein starker Druck gegen sie stattfindet. Beachten Sie wohl, lieber Paul, daß der Herr Generalinspektor uns keine Garantie geben kann, daß es tief unten — dreihundert Meter tief! — besser steht, denn auch Sie sind seit Jahren nicht in der Tiefe des Werks gewesen, Herr Mertel!"

„Es ist nicht meines Amts, da drunten herumzukriechen," versetzte mürrisch der Generalinspektor. „Die Steiger, die dafür verantwortlich sind und ihr Leben so gut aufs Spiel zu setzen haben, als die Häuer, versichern, daß alles in bester Ordnung sei. Geld ist wenigstens genug für Nachzimmerung und Verbesserungen aller Art ausgegeben, ja weggeworfen worden."

Der Präsident blickte wie hilfesuchend auf den jungen Arzt. Doktor Paul, der am liebsten mit einem kalten Wort jede weitere Verhandlung abgeschnitten hätte, fühlte, daß er der Eigenart seines künftigen Schwiegervaters Rechnung tragen müsse. Er überlegte einige Minuten und sagte dann:

„Das beste wird sein, zunächst den Schacht von ‚Gut Heil' durch einen fremden Steiger oder Bergingenieur untersuchen zu lassen. Die Leute hier können aus Gewöhnung oder selbst aus Eigennutz irre gehen, ein dritter sieht vielleicht klarer. Ich will sofort nach meiner Rückkehr nach Forstenburg, Herrn Konrad Hiller aufsuchen, der, soviel ich mich erinnere, mit mehreren Bergingenieuren

der großen königlichen Werke von Sebastiansberg befreundet ist.“

„Sie vergessen, Paul, daß es sich um meine Seelenruhe und um die heiligste Pflicht handelt, die einem Menschen auferlegt sein kann,“ rief der Präsident. „In dem Schacht sind täglich Hunderte von Menschen bedroht.“

„Hundertundzehn bei jeder Schicht,“ schaltete der Generalinspektor trocken ein.

„Wenn die warnende Anzeige, die ich Ihnen hier vorlege, auch nur zur Hälfte wahr ist, so darf keine Woche mehr in dem Schachte gearbeitet werden, bis neue Sicherheitsmaßregeln getroffen sind. Bis ein Bergingenieur zu einer genauen Untersuchung hierher kommt, vergeht Zeit und wir haben keine zu verlieren. Lesen Sie, lieber Paul, und ermessen Sie danach, wie mir innerlich zumute ist.“

Doktor Paul las das Blatt, das der Präsident ihm hinreichte, anscheinend einige Male mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, dann entgegnete er ruhig und kühl:

„Die Tragweite der anonymen Anzeige vermag ich technisch nicht zu beurteilen. Ich weiß jedoch längst, daß die gewöhnlichen Arbeiter gern von frevelhafter Sorglosigkeit, ja Vermessenheit in feige Furcht übergehen und die letztere scheint mir zu diesem Brief den Ton gegeben zu haben. Es muß doch zunächst festgestellt werden, ob eine unmittelbare Gefahr in Wahrheit oder nur in der Phantasie des Briefschreibers vorhanden ist.“

„Es existiert gar keine Gefahr, als die gewöhnliche, die mit jedem Bergbetriebe verbunden ist und gegen die Sie mit zehntausend Schutzmaßregeln nichts ausrichten können,“ rief der Generalinspektor Mertel mit äußerster Entrüstung. „Irgend ein Schuft von Arbeiter hat die

Bosheit ausgedacht und ein Schuft von Schulmeister sich zum Schreiben hergegeben. Die Herstellung einer neuen Zimmerung würde den halben Jahresertrag aller Werke verschlingen und den Betrieb des ausgiebigsten Schachtes zwei Monate so gut wie lähmen. Die Arbeiter, die der Herr Präsident während dieser Zeit füttern will, würden vollends unbotmäßig werden und sich in Zukunft alle Monate auf ein neues Unheil besinnen, womit sie den Herrn Präsidenten schrecken können. Der Teufel mag danach Generalinspektor der Weidenwalder Steinkohlenwerke sein — nicht ich."

„Herr Generalinspektor, ich schätze Ihre Dienste, aber ich werde Sie niemals gegen Ihren Wunsch und Willen bei mir festhalten!" entgegnete Herr von Herther so würdevoll, daß Doktor Paul begriff, es sei die höchste Zeit, vermittelnd einzugreifen. Er sagte mit einem mißbilligenden Blick in das erhitzte Gesicht Herrn Mertels:

„Sie berücksichtigen die pflichtmäßigen Gewissensbedenken und die natürlichen Besorgnisse des Herrn Präsidenten viel zu wenig. In seiner Lage würde ich empfinden und handeln wie er! Und ehe wir einen Schritt weiter gehen, muß ich die Frage an Sie richten: sind Sie überzeugt, wissen Sie, daß die Herstellung der bewußten Zimmerung, die Anlage des ganzen Schachtes eine vorzügliche, völlig sichere und sorgsame gewesen ist?"

Herrn von Herthers sorgenvolles Gesicht zeigte jetzt einen frohen Ausdruck — Paul Lohmer bewährte sich, wie er es gehofft, ja ersehnt hatte, seine Kälte war eben nur Schein und äußerliche Gewöhnung des heutigen Geschlechts. Der Präsident hatte das blitzschnelle fragende Augenzwinkern des Generalinspektors und den Blick, mit dem der Arzt antwortete, nicht wahrgenommen, er lauschte voll Spannung

der Erwiderung Herrn Mertels, die so langsam hervorkam, als überlege dieser jedes einzelne Wort:

„Was soll ich Ihnen darauf sagen, mein verehrter Herr Hofrat? Die Grube ‚Gut Heil' ist so sorgfältig ausgebaut und verzimmert worden, wie irgend eins der Steinkohlenwerke im ganzen Buchsfelde. Es mag ein paar Schächte geben, in denen mehr Holz und Arbeit verschwendet worden ist — aber es ist bei unsrer Anlage geschehen, was notwendig und unerläßlich ist, Leben und Gesundheit der Arbeiter zu sichern. ‚Gut Heil' ist seiner Zeit vorschriftsmäßig von einer fachmännischen Kommission geprüft und wird in jedem Jahre vom herzoglichen Berginspektor revidiert. Die Revision hat diesesmal erst im Juni stattgefunden und es ist alles in bester Ordnung befunden worden. Der Schacht ist etwas tief, einzelne Förderstrecken sind unbequem, die Temperatur könnte einen oder zwei Grad weniger hoch sein, aber davon abgesehen, hat sich kein Arbeiter zu beklagen und auf meiner Seelen Seligkeit, wenn es nicht Bosheit und Faulheit ist, was die Leute zu Besorgnissen treibt, so ist's eitel Gespensterfurcht."

Herrn von Herther litt es nicht länger auf seinem Sitze, er sprang empor und sagte vor Erregung zitternd: „Aber das alles beruhigt mich nicht — ich verlange, daß etwas Entscheidendes geschieht. Sie lenken die Angelegenheit immer von dem ab, was für mich die Hauptfrage ist. Ich will Sicherheit, daß alles vorgekehrt wird, was in Menschenkräften steht, um ein Unglück zu verhüten. Und ich glaube, daß das nur in der Weise geschehen kann, die ich Ihnen mehrfach entwickelt habe."

„Und was wünschen Sie — wie denken Sie vorzugehen, lieber Papa?" fragte Doktor Paul zurück. „Die

Auskünfte des Herrn Generalinspektors sind doch derart, daß eine unmittelbare Gefahr in keinem Falle zu fürchten ist. Ich erkläre mich bereit, morgen in dem Schachte anzufahren und die Verhältnisse selbst zu untersuchen — ich bitte Sie, nur Felicitas nichts davon zu sagen, die sich unnötigen Besorgnissen hingeben könnte."

„Der Herr Präsident denken sich die Zustände da unten viel schlimmer, als sie sind. Das Schlimmste wäre eine Unterbrechung der Förderung gerade jetzt. Die Kohlenpreise werden und müssen zum Herbste ein wenig anziehen und es stehen hohe und sichere Gewinne in Aussicht. Wird jetzt eine neue Schrotzimmerung beliebt, so müßte sie von oben herab, Bühne für Bühne, erfolgen und der Abbau eingestellt werden, bis man mit der Zimmerung im Tiefsten angelangt ist."

„Ganz recht, ganz recht," versetzte Herr von Herther, „genau das ist meine Meinung."

„Das scheint mir denn doch zu weit zu gehen!" sagte Doktor Paul, und er hatte Mühe, den ruhig-gefälligen Ton beizubehalten, den er dem Präsidenten gegenüber meist anschlug. „Ich fordere es als mein gutes Recht, mich morgen selbst von der Sachlage zu überzeugen, und ich werde auf alle Fälle das Eintreffen eines vorzüglichen Bergingenieurs im Laufe der Woche veranlassen. Bis dahin wird wohl die Arbeit im Schacht, die der Herr Generalinspektor für so wichtig und notwendig erklärt, ihren Fortgang haben können — ich setze voraus, daß auch dabei besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, wär's auch nur zu Ihrer Beruhigung."

Der Präsident kämpfte mit sich, ob er dem künftigen Schwiegersohne auch diesmal recht geben solle. Aber die Gewohnheit, dies immer zu tun, war schon zu mächtig in

ihm — er raffte sich zu keinem entschiedenen Widerspruch auf, sondern sagte unmutig:

„Sie sind nicht dauernd hier, lieber Paul, — Sie können unmöglich wissen, wie mir zumute ist bei der Vorstellung, daß etwas, das möglich wäre und in meinen Kräften steht, verabsäumt würde! Ich zähle auf Sie — muß Ihr Erbieten für morgen annehmen, wenn Sie sich der Auffassung des Herrn Generalinspektors anschließen, daß die Arbeit im Schachte ‚Gut Heil' nicht eingestellt werden soll. Und ich beschwöre Sie — bieten Sie allen Ihren Scharfblick auf! Stehen die Dinge in der Grube so, wie dieser Brief hier angibt, so muß auch ein Laie etwas davon wahrnehmen können und je nach Ihrem Bericht wollen wir dann die letzte Entscheidung morgen Abend treffen. Schlimmstenfalls können ja die Arbeiter, die sich Montag früh einfinden, vor Beginn ihrer Schicht entlassen werden!"

„Die Burschen werden arbeiten, Herr Präsident!" entgegnete Herr Mertel und erhob sich zum Gehen. „Es ist kein tatsächlicher Grund zu einer Besorgnis vorhanden außer den beständigen Besorgnissen, die vom Bergbau leider unzertrennlich sind. Ich will wahrhaft nicht damit freveln, daß ich die Arbeit in den Schächten als gefahrlos hinstelle, jede Stunde könnten mich schlagende Wetter oder sonst ein Unglück Lügen strafen! Aber dagegen hilft keine Vorkehrung, und diese Gefahr ihres Berufs kennen die Arbeiter so gut wie wir! Der Herr Doktor wird sich also überzeugen, daß ich Ihnen klare Wahrheit berichtet und Sie dürfen ruhig schlafen — heute, morgen und alle folgenden Tage!"

Herr Mertel machte eine plumpe Verbeugung und lachte so vergnügt und zuversichtlich, als sei er unmittel-

bar von der Abendtafel und der Erzählung seiner letzten Kalenderanekdote aufgestanden. Der Präsident schickte sich an, seinen Gast bis in den Salon zurückzugeleiten, aber der Generalinspektor erklärte, daß er sich dem gnädigen Fräulein und dem Herrn Professor empfehlen lasse und nahm nur die Begleitung des jungen Arztes an, der mit ihm die Treppe und bis in das Vorhaus des Erdgeschosses ging. Unterwegs bat Doktor Paul, für morgen Vormittag die nötigen Arbeiter zum Schachthause zu bestellen, um die Anfahrt unternehmen zu können.

„Und Sie wollen wirklich morgen hinab?“ fragte mit leisrer Stimme der Generalinspektor und schaute vorsichtig die Stufen hinauf, ob ihnen Herr von Herther nicht doch gefolgt sei. „Ich rate Ihnen, es dem Herrn Präsidenten noch auszureden — es ist vollkommen unnötig und die Spitzbuben würden doch einen Sieg über mich und meine Dispositionen in der von Ihnen geleiteten Untersuchung erblicken.“

„So glauben Sie doch, daß Gefahr vorhanden ist?“ gab Doktor Paul zurück. „Mir dürfen Sie reinen Wein einschenken, Herr Mertel, ich bin, wie Sie wissen, von der nervösen Ängstlichkeit, wie vom Humanitätsdusel meines ehrenwerten Herrn Schwiegervaters völlig frei. Allein ein Ignorieren eines wirklich erkennbaren und abstellbaren Übelstandes würde ich so wenig dulden, wie der Präsident, die Folgen dürften nachteiliger und kostspieliger sein, als der unliebsame Aufwand für eine Reparatur.“

„Himmeltausenddonnerwetter!“ schrie der Generalinspektor, alle scheue Vorsicht vergessend, „nun fangen Sie auch noch an! Ich wiederhole Ihnen, daß der Schacht gut angelegt, die Zimmerung von Kernholz und im besten Stand ist, und daß wir mit fünfzig Prozent Verlust,

statt mit fünfzig Prozent Gewinn arbeiten würden, wenn die Meinungen des Herrn von Herther, der von der ganzen Sache nichts versteht, zur Geltung kämen. Da Sie sich durchaus das Vergnügen machen wollen, die schmutzige Höhle zu sehen, werde ich die nötigen Vorkehrungen treffen — ich sage Ihnen im voraus, daß Ihre Anfahrt unnötig ist, und daß Sie sich ein gutes Bad bestellen mögen, ehe Sie sich wieder vor Ihrer Braut sehen lassen. Auf Wiedersehen also morgen früh zehn Uhr."

Herr Mertel stürmte der Haustür zu und entrann den Fragen, die Doktor Paul noch auf den Lippen hatte. Nachdenklich über alles, was er vernommen, ging der Arzt wieder zu den Wohnräumen hinauf; er fand den Präsidenten wie er ihn verlassen — auch das Blatt, das Paul Lohmer an diesem Abend schon mehr als einmal insgeheim verwünscht hatte, war noch in den Händen des Hausherrn. Doktor Paul trat auf ihn zu und sagte:

„Ich weiß wirklich nicht, lieber Papa, ob meine Pflicht als Ihr Arzt mir nicht vorschreibt, Ihnen das Aufgeben Ihrer hiesigen Tätigkeit zu empfehlen. Sie bringen vorzügliche Eigenschaften zu derselben mit, aber Sie entbehren des kühlen Gleichmuts, ohne den es Ihnen hier nicht gelingen kann, die Autorität Ihres Vorgängers auszuüben. Ich habe Ihnen in Gegenwart des Herrn Mertel nicht sagen wollen und dürfen, was ich von diesem Briefe, der Sie in so große Unruhe setzt, halte. Das Ganze ist eine Infamie von der ersten bis zur letzten Zeile — wäre der Zustand von ‚Gut Heil' wie er hier geschildert wird, so würde kein Arbeiter für den Schacht zu finden sein. Ich werde Ihnen mein Versprechen halten, schon um Ihnen zu beweisen, daß es sich um

keine Gefahr handelt, die ein mutiger Mann nicht jeden Tag auf seinem Berufswege laufen könnte. Aber ich muß Sie dringend bitten, sich unnützer Sorgen und Selbstquälereien zu entschlagen. Die Art, wie Sie die Dinge zu bessern beabsichtigen, schlösse, soweit ich urteilen kann, die Gefahr einer schweren Schädigung, wenn nicht einer völligen Zerrüttung Ihrer Vermögensverhältnisse, also eine Ungerechtigkeit gegen sich selbst und — verzeihen Sie mir — auch gegen Felicitas ein! Es sind aber nicht bloß die ungeheuren Kosten der neuen Schachtzimmerung, — es ist vor allem die Demoralisation Ihrer sämtlichen Knappschaften, die zu fürchten steht. Wenn man merken würde, was sich Ihnen auf so ungehörigem Wege abgewinnen läßt, so würden demnächst die Anforderungen ins Ungemessene, Abenteuerliche steigen! Vertrauen Sie mir — dem Ihre Ruhe, Ihre Ehre so teuer ist, wie Ihnen selbst — die Angelegenheit an und erwarten Sie zunächst meinen Bericht. Ich werde den Steiger von Dorotheengrube, also von den Konkurrenzwerken, mit mir nehmen, dessen Urteil eher gegen als für uns ist."

Herr von Herther begnügte sich mit einem stummen Kopfnicken. In ihm erklang eine Stimme, die alle von Doktor Paul ausgesprochenen Scheinwahrheiten Phrasen hieß, die von einer Lippe auf die andre springen, und er fragte sich jetzt selbst, warum er an diesem Nachmittag den Rat des Professors so unbedingt von der Hand gewiesen hatte. Aber er gab seiner dunklen Mißempfindung keinen Ausdruck — die Gewöhnung, mit seinem künftigen Schwiegersohn in Einklang zu leben, hatte zu viele Macht über ihn gewonnen. Ein schwerer Seufzer und die zerstreute Miene des alten Herrn gaben dem jungen Arzte allein zu erkennen, daß er ihn wieder einmal besiegt, doch

nicht überzeugt habe. Er beeilte sich demnach, den Präsidenten in den Salon hinüberzuführen, aus dem er während der ganzen Unterredung die Töne von Felicitas' Instrument vernommen hatte. Doktor Paul wünschte selbst aufrichtig noch eine lichtere Stunde mit seiner Verlobten zuzubringen, vor allem aber wußte er, daß Herr von Herther die geschäftlichen Sorgen und ernsten Erwägungen des Abends nicht in die Familienzimmer tragen werde. Und es dünkte ihm viel gewonnen, wenn der Präsident für heute auf jeden Einspruch verzichtete — am folgenden Tage wollte er selbst sorgen, das erschütterte Vertrauen des Hausherrn neu zu befestigen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Herr von Herther hatte am Nachmittag des Sonntags seine Ruhe zum größten Teil wiedergewonnen und vermochte sich seinen beiden Gästen aus Forstenburg als liebenswürdigen Wirt zu zeigen. Denn Doktor Paul war vom Schachte „Gut Heil", den er nach seiner Versicherung bis zum Tiefsten befahren hatte, mit den besten Nachrichten zurückgekehrt und hatte in den schärfsten Ausdrücken die Leichtfertigkeit und Böswilligkeit der Anklage verurteilt, die vom schlechten Zustand gerade dieses Werkes gefabelt habe und sich dabei auf die Fachkenntnis des zugezogenen fremden Steigers berufen. Er hatte ausdrücklich hinzugesetzt, daß er trotzdem zur Berufung eines ausgezeichneten Bergingenieurs rate, und seine Vermittlung hierfür dem Präsidenten nochmals angeboten. Herr von Herther hatte mit warmen Dankesworten die aufopfernde

Tätigkeit seines künftigen Sohnes gerühmt und die mancherlei Vorschläge zu Verbesserungen, die dieser, trotz des guten Resultats seiner Untersuchung, ihm vortrug, mit Eifer gebilligt. Doktor Paul war so ruhig, so sicher und anderseits doch so ernst-besorgt erschienen, daß der Präsident wiederum völlig unter seinem Zauber stand und sich innerlich Glück wünschte, ihn zur festen Stütze seines Hauses gewonnen zu haben. Herr von Herther konnte unmöglich wissen, in welch besonderer Weise sich Paul Lohmer der übernommenen Pflicht entledigt hatte. Der junge Arzt berichtete freilich keine Unwahrheit: er war trotz seines Widerwillens gegen die dunkel-schmutzige Höhlung in „Gut Heil“ hinabgestiegen, wenn auch nicht bis zur Sohle des Schachtes, die unter Wasser stand, so doch bis zum ersten Querschlag, der zu den Abbaustellen der Kohlen führte. Er hatte den Steiger des Werkes „Gut Heil“ und den eines fremden Schachtes mit sich genommen, sich von ihnen unterrichten lassen und mit ihnen ernsthaft die Beseitigung gewisser Übelstände beraten. Aber er hatte auch, vor der Einfahrt, in Gemeinschaft mit dem Generalinspektor Mertel, den Steigern den lebhaften Wunsch ausgedrückt, daß die Arbeit in „Gut Heil“ weder eingestellt noch gehemmt werden möge; er hatte, im Falle sich eine solche Maßregel notwendig machen sollte, die Zukunft der Werke und den Erwerb der in ihnen beschäftigten Arbeiter als gefährdet hingestellt und damit in den Steigern das Verlangen erweckt, den Zustand der Kohlengrube so vortrefflich zu finden, wie ihn Doktor Paul Lohmer zum voraus selbst fand. Und Doktor Paul hatte, nachdem er so rasch als nur immer möglich wieder zu Tage gekommen war, seine Begleiter ausdrücklich verpflichtet, dem neuen Bergherrn jede Unruhe zu ersparen, und sich in langer

Unterredung mit Herrn Mertel dahin verständigt, daß im Grunde jede Ausgabe unnütz und alles Erforderliche bereits vorgekehrt sei, daß man aber, um des Präsidenten willen, selbst das Überflüssige tun wolle. Kein Laut von dieser Verständigung war dann im Gespräch mit Herrn von Herther zu Tage gekommen — der Präsident ahnte nicht, wie überlegen sich sein junger Freund auch in dieser Angelegenheit ihm fühlte.

Felicitas war am Morgen bei der Frage nach ihrem Verlobten mit der Auskunft beschieden worden, daß dieser die Erledigung eines mühsamen Geschäftes für ihren Vater übernommen habe. Als sie dann Paul mit frohen Mienen bei der Mittagstafel wiedersah und die glücklich-veränderte Stimmung des Vaters inne wurde, konnte sie nicht anders als dankbar sein und sich freier und glücklicher fühlen, als seit einigen Tagen. Nur wie ein flüchtiger Schatten zog in einsamen Minuten die Erinnerung an das Gespräch von gestern und das Bewußtsein durch ihre Seele, daß ihr künftiger Schwager schon morgen abend in München sein und dort ihn wiedersehen werde, den sie erst in vielen, vielen Jahren wiederzusehen hoffen durfte. Ihre reine Natur empfand es als ein Unrecht gegen den Verlobten, daß überhaupt solche Gedanken in ihr erwachen konnten. Sie vermied es darum, heute mit Max allein zu bleiben, und stimmte dem Vorschlag des Vaters, am Abend einen Spaziergang nach dem Herlaswalde, oberhalb des Dorfs und des Herrenhauses zu unternehmen, eifrig bei. Sie hoffte Gelegenheit zu finden, Paul einzugestehen, daß sie durch den Professor einen herzlichen Gruß an Erich Franken sende. Ihr war's, als müsse er ihr zustimmen, sie träumte selbst, ihm bei diesem Anlaß ihr Herz mehr als seither zu erschließen.

Es war ein köstlicher Sommerabend, an dem der Gang durch die frische Waldung um den kleinen, tiefgrauen und schilfreichen Herlassee angetreten ward. Der Präsident und Professor Max schritten vorauf und mußten ein paarmal durch das dichte Haselgezweig, das üppig über die engen Pfade wuchs, Bahn brechen — Felicitas folgte am Arme ihres Verlobten und blieb oft mit ihm eine Strecke hinter ihrem Vater und seinem Begleiter zurück. Doktor Paul empfand mit einiger Befriedigung, daß sich die anmutige Braut heute inniger an ihn anschmiegte, daß ihre schönen, hellen Augen ihm unablässig zugewandt blieben und nur dann auf den kleinen See und seine Waldufer gerichtet wurden, wenn der junge Arzt selbst auf die Flut, die im Sonnenlicht glänzte, oder auf die wundersame Spiegelung der alten Stämme und hohen Laubkronen im dunkeln Wasser hinwies. Sie wehrte heute keine der Zärtlichkeiten ab, die sein Recht waren, — und sie sehnte sich nach einem Augenblick, der ihre Lippen erschließen würde.

Aber auch unter den grünsten, lauschigsten Zweigdächern, durch die die Abendsonne hindurchblitzte, und zwischen den Küssen des Verlobten, wollte der Augenblick nicht kommen. Der Abend war still friedlich, und Herr von Herther ließ sich von seinem Gaste, dem Zoologen, über das Leben der kleinsten Waldtiere aufklären, das tausendfach um die Spaziergänger schwirrte und wimmelte. Doktor Paul jedoch hatte seine schlimme Stunde. Er schlang seinen Arm um Felicitas und pries mit hundert Schmeichelworten sein Glück, sie gewonnen zu haben, und erschreckte sie dabei durch herbe Urteile und harte, hochmütige Worte über Menschen, die ihr lieb waren. Felicitas' bittende Blicke nahm er nicht wahr oder beachtete sie nicht.

Er hatte seit gestern zu vielmal seine innerste Meinung verbergen müssen und wollte überdies Felicitas an seine Weise gewöhnen. Er ahnte nicht, daß er in diesem Augenblick ihr Vertrauen zurückscheuche und sie verstummen mache, während sie nach einer herzlich offnen Aussprache mit ihm verlangte. Das Brautpaar blieb währenddes immer weiter und weiter hinter den Voraufgehenden zurück — obschon Felicitas ein paarmal vorschlug, den Vater rasch einzuholen. Doktor Paul war heute des Herrn von Herther so müde, daß ihm beinahe ein schlimmes Wort auch über diesen entschlüpft wäre. Er bezwang sich noch zur rechten Zeit, aber er schickte sich nicht an, rascher zu gehen, sondern fuhr fort, das ängstlich lauschende Mädchen in seine Ansichten über Welt und Menschen einzuweihen. So empfand es Felicitas schließlich als eine glückliche Fügung, daß ihr aus der Mitte einer kleinen Lichtung ein Gruß in der Landesmundart entgegenklang und sich zu gleicher Zeit eine ältere, weißhaarige Frau mit tiefgefurchten Zügen und ein junger fünfzehnjähriger Bursch von den bemoosten Baumstumpfen erhoben, auf denen sie gesessen hatten. Doktor Paul blickte verwundert und fast mißmutig auf; er war nie besonders erfreut, wenn sich Leute wie diese, Felicitas vertraulich näherten. Er sah und hörte, wie die Alte in einer Art freudigen Stolzes einen großen Korb mit frischen Haselnüssen und einen ähnlichen voll köstlicher schwarzer Brombeeren aufzeigte und wie seine Verlobte ihre Verwunderung über den reichen Vorrat aussprach, den sich die Frau Erk und ihr Enkel für die Woche sicherten. Aber die Alte machte eine verneinende Bewegung und deutete auf den Burschen, der beim Beerensammeln einen alten Grubenkittel trug und sich vor dem stattlichen jungen

Herrn an der Seite des Fräuleins scheu gegen die Büsche zurückzog.

„Das ist nicht für uns," sagte sie in einem halbfeierlichen Tone. „Sondern, weil es notwendig wird, daß der Christian ein neues Leben beginnt, leite ich ihn an, sein Brot mit dem zu erwerben, was Gott im Walde wachsen läßt. Er soll mir morgen zum erstenmal in die Stadt hinein, ich habe ihm meine alte Kundschaft abgegeben!"

„Christian? Der Bergmann?" fragte Felicitas verwundert zurück. „Wollen Sie ihn seinem Beruf entziehen, Frau Erk?"

„Er ist mein einziger Enkel und soll mir nicht in der gottverfluchten Grube erschlagen werden oder verschmachten!" entgegnete die Alte in gleichem Tone, und ihre dunkeln, noch scharfen Augen hefteten sich fest auf Felicitas. Doktor Paul sah seine Verlobte und dann die Alte spöttisch an und bemerkte:

„Ihr Gottvertrauen scheint nicht groß, gute Frau! Ein rechter Bergmann darf Gefahren nicht scheuen, und beim Beerenlesen und Besenbinden wird der Bursche ein Vagabund werden und knapperes Brot essen, als bei seinem Beruf!"

„Wenn der Christian hungern muß, soll er's unter Gottes freiem Himmel und nicht da unten!" versetzte die alte Frau. „Er kennt keine Furcht — aber weiter in ‚Gut Heil' anfahren, heißt Gott versuchen. Ich leide es keine Woche mehr. Ich weiß, was sich die Häuer an jedem Feierabend in ihren Hütten erzählen! Gar manchen Männern, die Herz genug haben, graut vor jeder neuen Schicht in der schlimmen Grube. Wenn die andern denken, daß sie's für Weib und Kind tun müssen — für

mich soll's der Christian nicht tun. Gott wird auch helfen, daß es mal in den Werken da besser wird — jetzt soll er mir nicht mehr hinab."

Felicitas, die von den Worten der Alten bestürzt und seltsam ergriffen worden war, wollte eilig ein paar Fragen an diese richten. Aber Doktor Paul ließ ihr dazu keine Zeit — er zog ihren Arm fester an sich und führte sie, mit einem raschen, unfreundlichen „Guten Abend!" an die Alte, von der Lichtung hinweg. Er war gereizt, daß ihm das Gespenst des gestrigen Abends und dieses Vormittags solchergestalt wieder vor die Seele trat — und sagte, während er mit raschen Schritten den Präsidenten und seinen Bruder einzuholen strebte:

„Du siehst, Felicitas, wie weichlich und furchtsam sich diese Leute ihren Besorgnissen überlassen. Sie sind abgehärtet, ja stumpfsinnig gegen wirkliche Gefahr, aber hoffnungslos und kleinmütig, wenn sie der Gedanke an das Ende einmal packt."

Felicitas, die sonst von dem scharfen Tone Pauls eingeschüchtert ward, blieb diesmal nicht stumm. In ihr klang jedes Wort der alten Frau nach, und sie sah das erdfahle Gesicht des halbwüchsigen Burschen mit dem halb wehmütigen, halb glückseligen Ausdruck vor sich. Sie erwiderte daher zum erstenmal, seit sie mit dem Arzt verlobt war, mit einer gewissen Heftigkeit:

„Ich kann es nicht so ansehen, Paul. Alle diese Leute scheuen die Mühsal ihres Lebens keineswegs und schrecken nicht leicht vor etwas zurück. Es scheint wirklich mit dem Schacht, den Frau Erk nannte, eine besondere Bewandtnis zu haben; wir müssen dem Papa sagen, was wir eben erlebt."

Doktor Paul Lohmer hatte in diesem Augenblick

eine Anwandlung, als ob er das besorgte Mädchen gewaltsam fassen und heftig aus ihrer Stimmung emporrütteln müsse. Er wußte zu gut, was er als gebildeter Mann ihr und sich selbst schuldig sei, um etwas anderes zu tun, als seinen eiligen Schritt zu hemmen und zu Felicitas zu sagen:

„Das hätte denn noch gefehlt. Ich muß dich geradezu bitten, gegen deinen Vater unbedingt zu schweigen. Er hat sich über Albernheiten und kindische Besorgnisse, wie sie die alte Frau zum besten gab, schon derart aufgeregt, daß ich als Freund und Arzt Mühe genug gehabt habe, ihn zu beruhigen. Wenn ich dir sage, daß ich diesen Morgen in den Schacht ‚Gut Heil' eingefahren bin — alles in guter Ordnung befunden habe und, wie du siehst, mit heiler Haut und ohne jede schlimme Nachwirkung heimgekehrt bin, daß ich außerdem, sowie ich nach Forstenburg komme, einen Sachverständigen senden werde, daß dies alles unnötig ist und nur um deines Vaters willen geschieht, so wirst du begreifen, daß ich nicht wünschen kann, ihn mit der feigen Furcht der alten Bergmannswitwe zu behelligen!"

Felicitas ward in der Tat durch die unerwartete Mitteilung ihres Verlobten so überrascht, daß ihr jeder Einwand, den sie noch zu äußern vermocht hätte, auf den Lippen erstarb. Sie sah zugleich das Gesicht des jungen Bergmannes und das lächelnde Pauls vor sich — und der Widerspruch, daß der Bräutigam dasselbe gewagt, was der Knabe und seine Großmutter dort am Waldrand aufs äußerste scheuten, verwirrte sie für den Augenblick so, daß sie den Unterschied zwischen dem, was Paul einmal getan und was er andern ansann, völlig übersah und nur aufatmete, daß er dem dunkeln drohenden

Etwas entronnen war, das sich in ihrer Phantasie mit der Grube „Gut Heil“ verknüpfte. Sie suchte nach einem Wort und fand wie so oft dem Verlobten gegenüber keines; sie sah ihn mit einem halb teilnehmenden, halb erschrockenen Blicke an, der ihn doch nicht völlig entwaffnete. Denn er sagte nach einigen Minuten wieder:

„Du siehst also abermals, Felicitas, wie töricht es ist, sich sogenannten Gefühlseindrücken zu überlassen! Und du wirst mir gern versprechen, dem Vater kein Wort von den blödsinnigen Befürchtungen deiner Frau Erk zu sagen. Es wäre gut, wenn du dich in Zukunft minder rasch zu Gemütsbewegungen hinreißen ließest!“

Er brach ab, denn sie hatten jetzt Herrn von Herther und Max Lohmer fast eingeholt. Der Präsident sah sich eben nach seiner Tochter und deren Bräutigam um, er blieb stehen, als Felicitas näherkam — ein Ausdruck in ihren Zügen mochte ihm doch auffallen. Aber da sie ihm nur freundlich zulächelte und Doktor Paul völlig ruhig und heiter erschien, so unterdrückte auch Herr von Herther jede Frage. Man vereinigte sich wieder und trat gemeinsam den Heimweg an, der über einen der Abhänge des großen Hainbergs nach dem Hofgut zurückführte. Die Männer ergingen sich in eifrigen Gesprächen über den künftigen Zustand des Landes, falls der Herzog Bernhard früh aus dem Leben scheide — keiner nahm wahr, daß Felicitas völlig schweigsam neben ihnen ging, und nur Doktor Paul begegnete einmal mit strafender Miene einem Blick, den sie von einer Waldblöße aus nach der Hochfläche hinüberwarf, auf der die Schachthäuser der großen Kohlenwerke emporragten.

Am Abend hatte Felicitas jede leichte Verstimmung und die Erinnerung an die Begegnung im Walde über-

wunden. Max Lohmer, der befürchtete, daß seine gestrige Unterredung mit der Braut seines Bruders in ihrer Seele nachklinge, bot alles auf, um die Stunden, in denen man noch beisammen war, zu lichten und frohen zu machen. Er riß mit seiner sprudelnden Lebendigkeit selbst Doktor Paul hin und veranlaßte ihn, ein paar Erlebnisse seiner Polarfahrt, die der Präsident und Felicitas noch nicht kannten, zu erzählen. Herr von Herther, von dem Drucke befreit, der seit längerer Zeit auf ihm gelastet hatte, empfand das Behagen dieses Abends lebhaft und entfaltete wieder einmal den alten Zauber seiner Liebenswürdigkeit. Der Zufall wollte es, daß keines von den vier im Herrenhaus von Weidenwald wieder an die Sorge gemahnt ward, die in grundverschiedener Weise heute alle bewegt hatte. Als man sich um elf Uhr trennte, um die eignen Zimmer aufzusuchen, wollte sich der Professor bei dem Präsidenten und Felicitas verabschieden. Er hatte mit dem Zuge, der kurz nach sieben Uhr Weidenwald verließ, seine Reise nach München und weiter südwärts anzutreten. Aber Felicitas bestand darauf, das Frühstück noch gemeinsam unter der großen Linde zu nehmen, da es hier auf dem Lande nicht ungewöhnlich sei, sich halb sechs Uhr morgens im Garten zu vereinigen. Doktor Paul, der mit dieser Sitte nicht völlig einverstanden schien, hatte Ursache, seiner Verlobten heute nicht mehr entgegenzutreten, und so versprach auch er, zu der frühen Stunde am Kaffeetisch nicht zu fehlen.

Der Morgen des Montags war golden und licht, wie alle Morgen seither. Taunaß, aber sonnenüberglänzt lag der Garten hinter dem Herrenhause, die kleine Terrasse neben dem mächtigen Lindenbaum bot den Ausblick auf die morgenfrische Landschaft, und durch die Lindenzweige

stahlen sich schon Sonnenstrahlen genug auf die Häupter der hier Sitzenden. Felicitas waltete ihres Amtes als Wirtin mit stets gleicher Anmut; Professor Max, der bereits die Reisetasche neben sich stehen hatte, zeigte sich heute doppelt aufmerksam und ritterlich gegen sie. Er erriet, daß seine Abreise, sein Reiseziel Felicitas ernster stimmen müßten, und wollte sie hindern, in Betrachtungen zurückzusinken, wie er sie am Nachmittag seiner Ankunft vernommen hatte. Dafür zeigte sich Doktor Paul an diesem Morgen wenig liebenswürdig, er war immer gereizt, wenn Max eine jener größeren Reisen antrat, von denen er behauptete, daß sie sein Bruder weder genußreich noch vorteilbringend für sich zu gestalten wisse. Nur aus Rücksichtnahme auf Herrn von Herther, der seinen Gast nicht allein nach der Station gehen lassen wollte, entschloß er sich, Max gleichfalls bis dahin zu begleiten. Als der Aufbruch nicht länger verzögert werden konnte, reichte der Professor dem jungen Mädchen die Hand — er vernahm von ihr nur die Worte: „Glückliche Reise, Max — und auf ein frohes Wiedersehen!“ Aber aus ihren Augen sprach die stumme Bitte, den Gruß nicht zu unterlassen, den er vor zwei Tagen übernommen hatte, und ihr Nachricht von dem Glück zu geben, in dem er voraussichtlich Erich Franken finden würde. Max Lohmer konnte nichts tun, als gleichfalls mit einem Blick sein Versprechen erneuern — und gleich darauf ließen die drei Männer Felicitas allein.

Von draußen, vom Weg längs der Gartenmauer, drang noch ein lauter Gruß zu ihr herein, sie hörte die Stimmen ihres Vaters und ihres Verlobten, die zu dem scheidenden Gast sprachen, dann wurde es still um sie her, daß sie das Surren der Bienen deutlich hörte, die über

ihr durch die Lindenäste schwärmten, und das Rauschen der Blätter, die ein letzter Morgenhauch von den Waldhöhen rührte. Das junge Mädchen hatte ihr Haupt tief herabgeneigt — nicht auf die Arbeit, die in ihrem Schoß lag. Sie blickte zu Boden und zürnte sich selbst. So vielhundertmal hatte sie sich gelobt, nicht mehr an das zu denken, was doch vergangen sein mußte! — Und heute wie gestern und vorgestern hatte sie der Erinnerungen nicht mächtig werden können, und vermochte es auch jetzt nicht. Sie hätte wünschen mögen, Paul und ihren Vater alsbald wieder neben sich zu haben, um den Träumen, die so müßig, so nichtig und ein Unrecht gegen den Verlobten zugleich waren, nicht ferner überlassen zu sein. Aber sie durfte beide erst in Stunden zurückerwarten. Herr von Herther hatte beim Frühstück Doktor Paul gebeten, ihn nach „Hoffnung Fundgrube', seinem entferntesten Kohlenwerke, zu begleiten, wo einige Geschäfte zu ordnen waren, in die der Präsident den künftigen Schwiegersohn, wie in alle seine Angelegenheiten, einweihte. — So kam es, daß die stille Morgenstunde hinrann, ohne daß Felicitas wieder völlig Herrin ihrer selbst wurde. Sie vernahm den Pfiff der Lokomotive, die ihren bisherigen Gast aus dem Tal hinwegführte; sie hörte noch deutlicher und näher die Turmuhr von Weidenwald acht Uhr schlagen und hatte doch ein Gefühl, als gehe dies alles unendlich fern von ihr vor — bis sie sich endlich mit gewaltsamem Entschluß emporraffte und nun erst inne ward, daß mehr als eine Stunde in dem halbwachen, schmerzlichen Traum verstrichen sei. Sie trocknete entschlossen die feuchten Augen und sagte mit leiser Stimme vor sich hin: „Es soll, es muß das letzte Mal gewesen sein!"

Dabei blieb sie immer allein und war die Stille des

üppiggrünen Gartens und des Raumes zwischen Garten und Dorf so gewöhnt, daß ihr um die Mitte der neunten Stunde gewisse Laute, herüberhallende Rufe und das Geräusch von hastigen fernen Schritten nach dem Dorfe und vom Dorfe her auffielen. Um diese Morgenzeit drang sonst selten ein Schall des Lebens von Weidenwald bis zum Herrenhaus — und Felicitas mußte eine ungewöhnliche Bewegung in dem stillen Tal wohl wahrnehmen. Sie horchte zwei-, dreimal verwundert auf den Widerhall eines verworrenen Getöses, und sie sah selbst noch ohne besondere Gedanken mehrere Gestalten keuchend und in eiligem Lauf aus dem Dorfe der Fahrstraße zufliegen, die zu der Hochfläche hinaufführte. Mit einmal aber schlug ein so deutliches markerschütterndes Wehgeschrei an ihr Ohr, daß sie erschrocken aufsprang, ihre Arbeit fallen ließ und sich über die Gartenmauer beugte, unter welcher der Weg hinlief. Sie nahm wahr, daß drüben auf den Feldern der andern Talseite die Feldarbeiter ihre Werkzeuge wegwarfen und in wilder Hast, mit seltsam heftigen Gebärden nach der großen Straße hinstürmten. Sie sah Staubwolken in rascher Folge dort aufwirbeln und vernahm immer lauter, immer deutlicher ein Getümmel, aus dem sie einzelne Wehlaute und Hilferufe unterschied. Sie dachte an Feuer im Dorf und schaute doch weder Flamme noch Rauch; sie wollte hinweg und nach dem Hause eilen — und fühlte sich doch wie gelähmt und dabei gezwungen, dort hinüberzublicken, wohin sie Feldarbeiter, Weiber und Kinder aus dem Dorfe und den jenseit gelegenen Weilern hasten sah. Es war die Fahrstraße zu den Kohlenwerken — kein Zweifel, daß dort ein plötzliches Unglück geschehen sein mußte! Ihr Auge erspähte in einer Staubwolke, die von der Fahrstraße her und dem Pfade zukam, auf den

sie zunächst blickte, einen daherfliegenden älteren Mann, der mit heiserer Stimme „Leitern! Leitern!“ rief und offenbar halb von Sinnen war. Felicitas fühlte alles Blut nach ihrem Herzen zurückströmen, aber sie hatte doch noch Kraft und Besinnung genug, um dem Arbeiter im blauen Staubhemd zuzuwinken und ihm entgegenzurufen: „Hier herein, Mann! — vorn im Hof sind Leitern genug! Um Gottes willen, was gibt es?“ Der Aufgehaltene starrte zu der Frauenerscheinung im lichten Kleide wie geblendet empor, dann schien er sich zu besinnen, wen er vor sich habe, und ein Zittern durchlief die kräftige Gestalt des Mannes. Er öffnete die Lippen mehreremal, ehe er zu sprechen vermochte: „Der ‚Gut Heil‘-Schacht bricht ein — es sind hundertundzwanzig Arbeiter unten verschüttet!“ — — —

Felicitas blieb noch aufrecht, obwohl jeder Blutstropfen aus ihrem Gesicht wich und die großen Lindenäste über ihr sich plötzlich in eine dichte dunkle Decke wandelten. Sie wiederholte tonlos noch einmal: „Kommen Sie in unsern Hof — Sie sollen haben, was Sie bedürfen!“ Sie war bereits die Stufen der kleinen Terrasse herab und flog durch den Garten dem Pförtchen zu. Im Augenblick, wo sie dort anlangte und zugleich der Arbeiter, den sie hereingerufen, die Seitenpforte der Meierei erreichte, rasselte ein kleiner Bauernwagen an die Auffahrt zum Herrenhaus heran. Felicitas erkannte in den im Korbe des Wagens aufrechtstehenden bleichen Männern ihren Vater und ihren Verlobten — der erstere schien zwanzig Jahre älter, als sie ihn vor wenig mehr als einer Stunde noch gesehen hatte. Sie wollte auf den Wagen zustürzen, aber jetzt versagte ihr die Kraft, und mitten im Hofe, ein paar Schritte von der Brunnenbank,

die sie noch hatte erreichen wollen, brach das junge Mädchen mit einem einzigen Wehlaut ohnmächtig zusammen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Herr von Herther und Paul Lohmer sprangen zugleich von dem Wagen, als sie Felicitas zu Boden sinken sahen, und eilten ihr zu Hilfe. Der junge Arzt hatte sich schon herabgebeugt und sagte: „Es ist nur eine Ohnmachtsanwandlung — sehr zur unrechten Zeit," ehe der Präsident noch völlig heran war. Herr von Herther erwiderte nur kurz: „Wir wollen Felicitas ins nächste Zimmer tragen, und dann sogleich weiter!" Indem er gemeinsam mit Doktor Paul seine Tochter emporzurichten suchte, kamen Leute aus der Meierei zu Hilfe — gleichzeitig aber schlug das junge Mädchen schon wieder die Augen auf und erhob sich, allein von den Armen ihres Vaters gestützt. Sie tauschte mit diesem nur einen Blick — in dem ihren lag eine stumme, angstvolle Frage, ob das Ungeheure wahr sein könne, in dem seinen eine Bejahung tief-schmerzlicher Art. Dann flüsterte der Präsident: „Wenn du Kraft genug hast, Felicitas — so bringen wir dich ins Haus — wir müssen nach dem Unheilsort hinauf — es ist keine Zeit, an uns zu denken!"

Felicitas lehnte sich nur noch einen Augenblick an ihren Vater an, als sie aber Doktor Paul umfassen wollte, wehrte sie ihn ab und sagte plötzlich erglühend:

„Nein, nein, Paul — ich muß allein gehen können

— denk jetzt nur an die Verunglückten!“ Der Präsident aber rief zu gleicher Zeit: „Haben Sie Ihr Besteck, Paul, und was Sie sonst mitnehmen wollten? — Rasch, rasch — der Boden hier brennt mir unter den Füßen!“ Doktor Lohmer flog schon nach der Haustür; Herr von Herther starrte ihm wie geblendet nach und lächelte bitter, als sein Blick das Dernburgsche Relief über dem Eingang, den Gnomen, der die Glücksgöttin trug, streifte. Er führte Felicitas die wenigen Schritte bis zur Tür und gewann die Beruhigung, daß sie sich, mit jeder Sekunde mehr, kräftiger fühlte und vollkommen verstehe, was er rasch zu ihr sprach. „Biete all deinen Willen auf, dich für die nächsten Stunden und Tage leistungsfähig zu erhalten. Ich kann den Umfang des Entsetzlichen noch nicht ganz ermessen, aber selbst im glücklichsten Falle wird viel von uns gefordert werden. Halte Leinwand und Decken, und was man sonst für Verwundete braucht, bereit, auch Wein und Stärkungsmittel! Ich werde dich wissen lassen, was sie da oben bedürfen! — Für alle Fälle ist hier der Schlüssel zu meinem Schreibtisch, in der Kassette rechts findest du einige hundert Taler, wenn du Geld nötig hast. Und nun, Gott behüte dich, mein Kind! Kommen Sie, kommen Sie, Paul!“

Die letztern Worte rief er dem bereits aus dem Innern des Hauses wiederkehrenden Arzte entgegen und schwang sich mit fast jugendlicher Elastizität auf den leichten Wagen. Doktor Paul hatte Felicitas noch rasch die Hand gereicht und ihr zugeflüstert: „Ich werde Sorge tragen, daß sich in all dem Unheil nicht auch noch der Vater aufopfert.“ Dann nahm auch er seinen Sitz wieder ein, und der Wagen flog davon, der großen Fahrstraße nach der Hochfläche mit dem Schachthaus von „Gut Heil“ ent-

gegen. Felicitas blieb am Eingang des Hauses zurück. — Ihr war, als ob sie dem Vater und Bräutigam nachrufen solle, sie mitzunehmen, aber sie erinnerte sich der Pflichten, die ihr die nächsten Stunden auferlegen würden, und ging, um sich für diese vorzubereiten. Die schwerste von allen blieb freilich die Pflicht des nächsten Augenblicks: das stille Warten auf eine Botschaft, eine klare Nachricht, mit der Gewißheit eines furchtbaren Unglücks und tausend marternden Vorstellungen über das Kommende in der Seele. Erst bei den Worten, die ihr Verlobter zu ihr gesprochen, trat es in Felicitas' Erinnerung, daß Doktor Paul gestern selbst die unheilvolle Grube befahren hatte, in deren Tiefe in diesen Minuten der namenloseste Jammer herrschen mußte, und daß er leicht von dem Verhängnis hätte ereilt werden können, das er noch gestern mit kühler Sicherheit für unmöglich erklärt hatte. Felicitas fühlte sich zu gebrochen und schmerzbetäubt, um den Gedanken völlig ausdenken zu können — ein Schauer durchlief sie, und sie empfand zugleich innigen Dank und ein tiefes Grauen vor den Möglichkeiten des Lebens.

Indes hatten Herr von Herther und Doktor Paul das Herrenhaus von Weidenwald schon weit hinter sich gelassen. Ihr Wagen überholte im Staub der Straße dahineilende Gestalten, jammernde und den Bergherrn unter lautem Weinen anrufende Gruppen, Männer, Frauen und Kinder bunt durcheinander. Der Präsident, der mit bleichem Gesicht und in tiefster Erschütterung neben seinem künftigen Schwiegersohn saß, ließ von Zeit zu Zeit halten und rief den Klagenden ein paar tröstliche Worte zu, daß geschehen solle und werde, was in Menschenkräften stehe. Die meisten schienen ihn kaum zu

hören — eine schluchzende Frau gab zur Antwort: „Ach Herr, der Schacht ist viel zu tief für Menschenhand und Menschenhilfe!“ Herr von Herther, der bis hierher kein Wort mit Doktor Paul gewechselt, wendete sich an diesen, und sagte mit einer Stimme, die wenigstens etwas von der Qual, der Scham und Reue verriet, die sich des unglücklichen Mannes seit der ersten Unheilskunde bemächtigt hatten: „Fürchten Sie nicht auch, Paul, daß das arme Weib die trostlose Wahrheit spricht?“

Doktor Paul, der eben finster zur Seite geblickt hatte, weil ihm die ganze Situation, in der er sich plötzlich fand, im höchsten Maße widerstrebte, entgegnete mit einiger Schärfe: „Sie regen sich unbedingt zu sehr auf — das Unglück ist sicher nicht halb so schlimm, als das Gerücht es darstellt! Lassen Sie uns erst sehen, was geschehen, und überlegen, was zu tun ist. Vor allen Dingen sollte man die heulenden Weiber und schreienden Kinder fernhalten, sie können bei dem Schacht sicher nichts nützen und die etwa notwendigen Rettungsarbeiten nur hemmen. Wahrscheinlich handelt es sich um ein weit kleineres, vorübergehendes Unheil und die Menschen haben, wie gewöhnlich, den Kopf verloren.“

„Gebe der Himmel, daß Sie recht behalten!“ rief der Präsident. „Auch ein kleineres Unglück, wie Sie's nennen, werde ich mir nie vergeben können, wenn es Menschenleben kosten sollte! Und was gibt Ihnen die Zuversicht, daß nicht alles, alles wahr ist, was wir am Mohrenkrug erfuhren?“

„Weil das Leben nicht ist wie die schlechte Komödie!“ versetzte Doktor Paul, und die mühsam verhaltene Erbitterung brach jetzt hervor. „Ein Unglück kann jederzeit

erfolgen — aber doch nicht just auf Bestellung von Leuten, die darauf warten und ihren Vorteil dabei finden. Ich wiederhole Ihnen, daß ich gestern im Schacht keinerlei drohende Anzeichen erblickt habe — daß alles in der erforderlichen Ordnung war!“

„So müssen Sie sich eben doch getäuscht haben!“ gab Herr von Herther zur Antwort, und aus seinen Blicken war ein unausgesprochener Vorwurf deutlich zu lesen. „Ich aber hätte meiner ursprünglichen Empfindung folgen und bereits in voriger Woche die Arbeit im Schacht einstellen lassen müssen. Ich messe Ihnen keine Schuld an meiner Pflichtverletzung bei.“

Und nun, während der Wagen sie dem gefürchteten und doch so heiß ersehnten Ziele rascher zuführte, blickte Herr von Herther stumm und gramvoll vor sich nieder. Er kämpfte gegen die Erinnerung an den Abend des vorgestrigen und den Mittag des gestrigen Tages. Er wollte sich nicht zurückrufen, wie ihm sein erster ernster Vorsatz entwunden worden war — und schärfte seine Selbstanklage, um jeden Tadel Doktor Pauls zu vermeiden. Seinerseits wagte der junge Arzt das Stillschweigen nicht zu brechen. Er hätte freilich am liebsten mit einem zornigen Wort über krankhafte Empfindelei und törichtes Aufbäumen gegen den ehernen Gang der Welt seiner Beklemmung Luft gemacht. Aber teils befing ihn der erste Eindruck der Unheilskunde noch, die Herr von Herther und er auf dem Wege von der Eisenbahnstation nach ‚Hoffnung Fundgrube‘ vernommen hatten, teils fühlte er, daß er den Präsidenten schonen müsse, um seine Herrschaft über ihn zu bewahren. So begnügte er sich, die chirurgischen Instrumente und die Binden, die er mit sich genommen hatte, noch einmal still prüfend zu übersehen

und darnach von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Fahrstraße zu werfen, die um so belebter erschien, je näher sie dem Schauplatz des Unheils kamen. Auf der linken Seite der Straße standen in kurzen Zwischenräumen Lastwagen mit Steinkohlen angefüllt, deren Führer die Pferde abgesträngt hatten, um nach dem Schacht zurückzueilen. Auch ein Wagenzug auf den Gleisen, die von den Kohlenwerken zur Eisenbahn führten, schien mitten im Lauf unterbrochen und von seinen Leitern verlassen worden zu sein. Die Gruppen der Hinaufeilenden wurden dichter und sowie man den Rand der Hochfläche erreicht hatte und das hohe Schachthaus von ‚Gut Heil' in der Ferne aufragen sah, nahm man zugleich wahr, daß eine schon nach Hunderten zählende Menge um den Bau hin und herwogte. Das Gefährt, in dem Herr von Herther und Doktor Paul saßen, konnte in der Tat nur bis einige hundert Schritte vor das Gebäude gelangen, das in seinem Innern die Einfahrt in den Schacht barg. Sobald der Bergherr und sein Schwiegersohn erkannt wurden, machte man ihnen Platz, da und dort, wo man das graue Haar und die schmerzgefurchten Züge des Präsidenten zu sehen vermochte, mit einer Art achtungsvollen Mitleids — in andern Gruppen mit angstvollen Zurufen um Hilfe und Rettung der verschütteten Männer und Väter — an einigen Stellen mit einem Gemurmel, dessen eigentliche Bedeutung nur Doktor Paul erriet. Der junge Arzt vernahm ganz deutlich um sich und hinter sich die Flüche und Verwünschungen über das frevelhaft-leichtsinnig angelegte Werk, den Geiz und die Härte des Generalinspektor Mertel, er hörte zwischen dem Schluchzen und Wehklagen wilde Zornausbrüche, aus denen er entnahm, daß das Gerücht diesmal nicht gelogen habe und das

Entsetzliche im vollen Umfange wahr sei! Herr von Herther kam zu keinem klaren Bewußtsein: er schritt neben Paul durch die dichtgedrängte Menge, er sah Gestalten in rußigen Grubenkitteln und mit geschwärzten Gesichtern, Arbeiter seiner andern Werke, Frauen und Kinder in dürftigen Kleidern, zerlumpt, bestaubt, wie sie von der Haus- und Feldarbeit hinweg den langen Weg hierher geeilt waren — bleiche, verweinte, angstvoll-erregte Gesichter zu Hunderten und hatte den Eindruck, daß sie alle mit stummem Vorwurf auf ihn blickten und daß er doch aufrecht zwischen ihnen hindurch müsse. Er stand plötzlich und ohne zu wissen, wie er dahin gelangt sei, vor dem Eingang des Schachthauses zwischen dem Generalinspektor Mertel und einigen Steigern und Bureaubeamten seiner Werke, die hierher geeilt waren und mit Anstrengung und persönlichen Bitten an eine Anzahl zuverlässiger Arbeiter die Zugänge zu der eigentlichen Unheilsstätte gegen den Ansturm der Masse abgesperrt hatten. Eben erst war ein Bote an Herrn von Herther abgesandt worden, den man noch ununterrichtet glaubte. Sein plötzliches Erscheinen rief eine schwache freudige Bewegung bei einigen der Männer hervor, die hier mit sorgenschweren Mienen, in gedrückter Haltung, beisammen standen. Selbst durch die gemischte Menge lief ein beifälliges Gemurmel, als ob die persönliche Gegenwart des Bergherrn eine Art Hoffnung bringe. Herr von Herther nahm sich keine Zeit, den unterwürfigen und bedauernden Gruß des Generalinspektors zu erwidern, er ergriff die Hand des einen Steigers und fragte mit gewaltsamer Fassung: „Was ist geschehen — wie ist's geschehen, Eckhold? Was können und müssen wir tun?“ Der Steiger entgegnete: „Es ist schlimmer gekommen, als ich Ihnen ein paarmal vorausgesagt habe,

Herr Präsident! Zwischen der fünften und zehnten Bühne der Fahrt sind die Gesteinwände hinausgebrochen, haben die Zimmerung in Trümmer geschlagen und hundertundzehn oder hundertundzwanzig Mann, die drunten arbeiten, lebendig begraben. Die Gefahr war lange vorhanden — 's ist eben unverantwortlich bei Anlage des ganzen Schachts gehandelt worden. Wie die Armen da unten gerettet werden sollen, weiß ich noch nicht! Es bricht noch immer Gebälk und Gestein nach und verstopft die Tiefe des Schachtes. Aber man muß hoffen, daß ein Teil des Schachtes noch frei oder doch nur so gefüllt ist, daß sich nachhelfen läßt, die frischen Wetter strömen noch, wenn auch nur schwach aus! Vielleicht gibt's Rettung — obschon ich sagen muß, Herr Präsident, daß der Fall verzweifelt aussieht."

Herr von Herther wandte sich zuerst zu dem Steiger und dann an alle Umstehenden zugleich: „Die Verschütteten sollen und müssen gerettet werden und ich beschwöre und verpflichte Sie, alle Ihre Kraft dafür einzusetzen — keine Kosten zu scheuen, ich würde ohne Zaudern mein ganzes Vermögen dieser Rettung opfern."

„Hier wird zunächst wenig auf Geld, alles auf entschlossenen Mut ankommen!" versetzte ernst der Steiger Eckhold. „Wir müssen die Zimmerung, soweit sie noch steht, befestigen und verankern und dann sehen, ob wir ein Stück in den Schacht hinab genügend festen Fuß gewinnen können, um nur erst den ganzen Umfang des Unglücks zu untersuchen."

Die umstehenden Männer, mit Ausnahme des Generalinspektors, nickten zustimmend. Einer der untern Bureaubeamten, der durch die Katastrophe besonders erschüttert schien, setzte hinzu: „Ich habe bereits zwei mutige Leute

gefunden, die bereit sind, den Versuch zu wagen, soweit hinabzugehen, als der Schachtbruch das zuläßt. Ich glaube, daß es möglich ist, eine Tonne an Ketten in die Tiefe zu bringen — Erdmann und Herwig sind beide erbötig, sich diesem Fahrzeug anzuvertrauen. Die Leitern reichen noch etwa fünfzig Meter hinab, die Bruchstelle ist unmittelbar darunter."

„Und wo befinden sich die Unglücklichen?" fragte der Präsident. „Wie ist's möglich, daß man noch nicht einmal ihre Zahl genau kennt?"

Auf Herrn von Herthers Frage folgte peinliches Schweigen. Der Steiger Eckhold brach dasselbe und sagte mit einem finstern Blick auf den Generalinspektor: „Weil die Zahl der regelmäßig anfahrenden Arbeiter hundertundzehn ist — Herr Mertel aber Strafschichten angeordnet hat und uns nicht einmal sagen will, wer von der Nachtschicht unten zurückgehalten worden ist."

Ein mißbilligendes Gemurmel durchlief erst den kleinen Kreis um den Präsidenten, dann die dunkle Masse, die sich an die hemmenden Balken vor dem Eingang zum Schachtgebäude herandrängte. Ein paar gelle und ein paar von Schluchzen halb erstickte Stimmen riefen: „Mein Mann!" „Unser Vater!" und aus der Menge streckten sich braune nackende Arme, drohende Fäuste gegen den Generalinspektor hin. Herr Mertel wich hastig durch das offne Tor des Schachthauses ins Innere und herrschte von dort aus halb angstvoll, halb trotzig den Steiger an: „Sind Sie verrückt, Eckhold, daß Sie die Halbwahnsinnigen dort gegen mich aufhetzen, jetzt, wo nur Ruhe und Besonnenheit helfen kann und wo unbedachte Anschuldigungen das Unheil nur vermehren können? Was haben die Strafschichten mit dem Schachtbruch zu tun?"

„Sie haben recht — die Erörterung über diese Ungehörigkeit muß auf bessere Tage verspart werden!“ entgegnete Herr von Herther, der, gefolgt von dem Steiger und einigen der Beamten, gleichfalls in den hohen Raum getreten war. „Damit wir uns aber ganz ungestört dem Rettungswerk widmen können, werden Sie gut tun, sich rasch in Ihre Wohnung zu verfügen und dort still zu halten. Sie erinnern sich vielleicht, wie ich am Samstag fast flehentlich zu Ihnen gesprochen und was ich hundertfach vorgeschlagen habe und Sie sehen, wo wir in dieser Unglücksstunde stehen! Wir bedürfen Ihres Rates hier nicht mehr!

Es war zu dunkel zwischen den Mauern, um Herrn Mertels Erglühen wahrnehmen zu können. Aber mit rauher Stimme, in der die ursprüngliche Grobheit des Sprechenden die Angst dieser Stunde und die Gereiztheit des Augenblicks wunderlich zusammenklangen, rief der Generalinspektor:

„Es ist wohlfeil, mich aufzuopfern! Damit machen Sie keinen von denen, die drunten tot liegen, wieder lebendig! Ich habe Ihnen nach meiner Pflicht geraten und würde morgen im gleichen Falle das gleiche tun — wider die Gewalt der Natur kann niemand, und Sie werden das mit aller Humanität heut und morgen noch genugsam erfahren!“

Er ging trotzig hinweg und zog sich in einen kleinen Raum zurück, der sonst zum Aufbewahren von allerhand Arbeitsgerät diente. Obschon er am liebsten der Weisung des Präsidenten gefolgt wäre und seine Wohnung aufgesucht hätte, wagte er doch nicht, durch die erbitterten Massen draußen zu gehen und begriff wohl, daß in diesem Augenblick niemand hier Sinn oder Zeit habe, ihn zu

geleiten. Auch blickte ihm von allen Anwesenden nur einer nach — Doktor Paul Lohmer. Dieser hatte ein paar Minuten lang in die dunkle Tiefe des Schachtes hinabgespäht, aus deren erster Strecke eine Anzahl von Grubenlichtern heraufglänzten. Einzelne mutige Zimmerlinge waren unter Anleitung des Steigers Eckhold bereits beschäftigt, die noch stehende Zimmerung zu verstärken. Von Zeit zu Zeit tauchte eine braune halbnackte Gestalt empor und forderte mit heiserer Stimme ein Werkzeug, oder brachte eine Nachricht von der letzten Bühne herauf, bis zu der sich die Arbeiter jetzt wagten. Denn aus der unsichtbaren Tiefe erklang immer noch in kurzen Pausen ein donnerähnliches Getöse. Eckhold sagte dem Präsidenten, der unbeweglich bei dem Fahrschacht stand, daß die ungeheure Bruchmasse weiter hinabstürze. Herr von Herther richtete dann einen angstvoll fragenden Blick auf den Steiger, den dieser nur zu wohl verstand. Er beeilte sich daher hinzuzufügen:

„Diese Nachstürze halten uns auf, sie erschweren uns, die Sachlage klar zu übersehen. — Aber wenn es eben nicht neue Bruchmassen sind, so kann es nicht schaden, wenn die alten mehr zur Tiefe gehen — wir können dann eher hoffen, zum ersten Arbeitsort durchzudringen, wo sich die Häuer vereinigt haben werden!“

Doktor Paul ward inne, daß ihn eben jetzt niemand, auch Herr von Herther nicht, vermissen werde. Er beeilte sich daher, dem verschwundenen Generalinspektor in den abgesonderten Raum zu folgen, der nur eine offene Tür hatte und in den das Licht eines einzigen runden Fensters von oben hereinfiel. Er fand hier, da die Werkzeuge alle weggeholt waren, die nackten vier Wände und, auf einem Handkarren sitzend, der draußen überflüssig war, Herrn

Mertel. Er trat ihm ganz nahe und sprach ihn mit einem Ton an, der zwischen ernstem Groll und einer Art Vertraulichkeit schwankte:

„Ihre Gewährsmänner, die Sie auch mir aufredeten, haben sich schlecht bewährt, Herr Generalinspektor! Der Präsident wird mich wie Sie für die eingetretene Katastrophe verantwortlich machen. Sie hätten etwas besser vorsorgen und etwas mehr Rücksicht auf den Mann nehmen sollen, dem die Werke nun einmal gehören.“

„Hole Sie der Henker!“ fuhr Herr Mertel heraus. „Die verfluchte Zimmerung hätte ohne irgend einen blödsinnigen Wasserlauf, oder Gott weiß was, noch fünf, sechs Jahre halten können, dem Herrn von Herther und seiner Furcht zum Trotz! Es ist eben gegangen, wie's oft geht in der Welt; der mutige, praktische Mann behält unrecht und der Angsthase und unpraktische Träumer kommt scheinbar zu Recht! Verantwortung?! Sind Sie verantwortlich, wenn unter Ihre Patienten plötzlich die Cholera oder der Typhus oder sonst eine große Viehseuche kommt?“

„Unter Umständen doch,“ versetzte der junge Arzt. Selbst er ward durch die unverhüllte Roheit und brutale Gleichgültigkeit, die der Generalinspektor zur Schau trug, verletzt. Aber er überlegte im nämlichen Augenblick, daß er nur durch diesen Mann erfahren könne, was er zu erfahren wünschte, und so bezwang er sich und sagte:

„Alle nachträgliche Anklagen fruchten nichts! — Das Unglück ist geschehen und ist allerdings furchtbar. Was denken Sie über die begonnenen Rettungsversuche? Glauben Sie, daß wir damit zum Ziele kommen werden und daß die Leute da unten wirklich noch leben?“

„Wer kann's wissen?“ versetzte Mertel und sah den Doktor Paul, wie es diesem vorkam, beinahe höhnisch an.

„Möglich, daß eine Anzahl erschlagen sind und eine andre Anzahl in Numero Sicher auf uns warten. Im eigentlichen Schachte hatte, als der Bruch eintrat, keiner etwas zu suchen. Sie müssen ja als Arzt besser beurteilen können als ich, wie lange ein Mensch in solcher Luft, wie sie da unten herrschen muß, ausdauert und wie lange er allenfalls hungern und dursten kann. Heute und morgen werden Eckhold und seine Getreuen nicht hinabgelangen, das ist sicher."

„So ist Ihre klare Meinung?" fragte Doktor Paul, zögernd — denn es begann auch seinem Sinne zu widerstreben, daß er irgend eine Gemeinschaft des Vertrauens und der Ansichten mit diesem Manne haben solle — aber er fragte dennoch.

„Daß es schade um jeden Taler und jede Stunde verbummelter Zeit ist, die man an die Rettungsarbeiten wenden wird," erwiderte grob und trotzig der Generalinspektor. „Daß man aber die Mohren nicht weiß wäscht und das Ding seinen Lauf haben muß. Vielleicht gelangt man, wenn man recht wacker bei der Arbeit bleibt, tief in den Beutel greift und noch ein paar Dutzend Leben aufs Spiel setzt, in acht Tagen zu den Leichen!"

Vom freien Felde herein und mitten durch das dumpfe Getös, welches die Zimmerarbeiten verursachten, klang deutlich das herzzerreißende Schreien und Weinen von Frauen und Kindern wie die brausende Bewegung der Masse, die den Bau umstand und umdrängte. Doktor Paul fühlte doch ein innerstes Widerstreben, gegenüber alledem die Verschütteten ohne weiteres für unrettbar zu erklären. Er teilte im Grunde die Meinung des Generalinspektors, allein den rohen Zynismus des Mannes mochte er nicht teilen. Er sagte daher rasch:

„Sie können recht haben und bis zum Unsinn darf man die Dinge nicht treiben. Aber wenn rasche Rettung möglich ist — und sie allein wäre Rettung! — so darf man auch ein Opfer nicht scheuen. Ich rate Ihnen als Freund, mit Ihren Gedanken von der Nutzlosigkeit der ganzen Arbeiten wenigstens heute zurückzuhalten. Und ich selbst fühle mich verpflichtet, bei der Sache mitzuwirken, soweit ich vermag. Ich will mich zunächst um den Wetterschacht und seinen Zustand kümmern und genaue Beobachtungen anstellen, die uns vielleicht einigen Aufschluß geben." Er trat rasch wieder hinaus in den großen Raum über und vor dem Schacht. Sein Blick fiel auf die gleiche Szene wie vorhin, es waren noch mehr Grubenlichter entzündet worden, eine Kette von Arbeitern brachte eben große Drahtseile hinzu, die zur Befestigung des Balken- und Holzwerkes dienen sollten. Der junge Techniker, der im Bureau von ‚Hoffnung-Fundgrube' arbeitete und inzwischen auf dem Schauplatz des Unglücks angelangt war, mußte eben gegen Herrn von Herther geltend gemacht haben, daß die vorhandenen Drahtseile ganz unzureichend seien. Paul Lohmer hörte den Präsidenten kurz fragen, wo man eine größere Menge der Seile erhalten könne, und auf die Antwort „In Wellerswaldau" einem der Bureaubeamten zurufen: „Sie fertigen auf der Stelle eine Depesche mit der Bestellung ab, Herr Seeburg, Sie nehmen dann selbst eine Extralokomotive und die Wagen, die nötig sind, und führen mit Extrazug die Seile hierher. Stellt sich noch eins oder das andre, was wir nötig hätten, heraus, während Ihre Lokomotive geheizt wird, so sende ich Ihnen Boten zur Station. Sie warten aber keinen Augenblick und fahren ab, sobald es angeht. In Wellerswaldau fragen Sie auf dem Bahnhof zuerst

nach Depeschen von hier — und besorgen, was diese fordern werden. Sie können vor Abend zurück sein, die nötigen Gelder lassen Sie sich im Bureau auszahlen. Lieber Paul, wo sind Sie? — Sie können mit Herrn Seeburg zum Bureau gehen, um dort die Expeditionen zu beschleunigen."

So angerufen mußte sich Doktor Paul der Gruppe von Männern wieder anschließen, die ihren Chef umstanden — ein paar Augenblicke später trat er mit dem jungen Seeburg den Weg zum Hauptbureau der Weidenwalder Werke an. Es schien ihm für den Augenblick eine Befreiung, aus dem dumpfen Raum hinaus zu kommen, in dem man das Unglück gleichsam unter den Füßen und die verzweifelte Ratlosigkeit, die am Abgrundsrand nach Strohhalmen hascht, zur Seite hatte. Draußen freilich ergriff der furchtbare Gegensatz zwischen dem milden goldenen Sommersonnenschein auf den Feldern und der Stimmung aller Menschen, auf die man traf, flüchtig auch Pauls harte Natur. Die Volksmassen waren noch zahlreicher geworden, aber sie hatten sich mehr zerstreut. Viele von den Frauen und Kindern der verschütteten Arbeiter saßen und lagen tief erschöpft und meist still weinend auf den Stein- und Schlackenhaufen in der Nähe des Schachthauses. Um sie herum hatten sich Gruppen von Teilnehmenden, tröstlich Zusprechenden gebildet, andre wogten ab und zu, zwischen dem Unheilsschacht ‚Gut Heil' und dem nächsten Kohlenwerke des Herrn von Herther, auf dem die Arbeit eingestellt war und dessen Bergleute eben von ihren Steigern in geordnetem Zuge herangeführt wurden, um bei den Hilfsarbeiten verwendet zu werden. Dichtere Haufen drängten sich auf der Fahrstraße zwischen beiden Werken und einem dritten kleineren seitab ge-

legenen, sehr verfallen aussehenden Schachthaus, das Doktor Paul augenblicklich als dasjenige der Grube erkannte, die der Generalinspektor Mertel für eigene Rechnung betrieb. Dort wurden auch am heutigen Morgen Kohlen zu Tag gefördert, die Arbeit ging ihren ununterbrochenen eintönigen Gang. Es war deutlich zu merken, daß unter den hin und her geschobenen Volksmassen starke Erbitterung über das geschäftige Treiben im kleinen Andreasschacht herrschte. Indem der Arzt mit seinem jungen Begleiter den kurzen Weg zum Hauptbureau zurücklegte, ward er von vielen Seiten gegrüßt, und mehr als einmal mit angstvollen und teilnehmenden Fragen nach dem Stand der Dinge beim Schacht aufgehalten. Mechanisch fielen von seinen Lippen tröstliche, verheißende Worte — er hätte sich selbst schelten mögen, daß ihn die Gewalt der Stunde weichmütig und verlogen mache. Denn in seinem Innersten sprach eine Stimme, daß der vielgeschmähte Generalinspektor recht habe, daß es das Beste sein würde, hinwegzureisen und die Sorge und Verantwortung für das nutzlose Beginnen anderen zu überlassen. Er wußte freilich, daß weder Herr von Herther noch Felicitas von der Stätte des Unheils weichen würden, und konnte zunächst nur hoffen, daß ein paar Stunden später die kühle Vernunft wieder zu Wort kommen werde.

Doktor Paul war trotz dieser Betrachtung keineswegs erfreut, als er plötzlich rasche Schritte hinter sich und Herrn Seeburg hörte und zugleich die Stimme des Generalinspektors vernahm, der ihm nachkeuchte und ein Mal ums andre „Herr Hofrat! Doktor Lohmer!“ rief. Wohl oder übel mußte er Mertel herankommen und sich mit einer Flut von Vorwürfen überschütten lassen. „Warum sagen Sie mir nicht, daß Sie hinweggehen?

Ich soll mich daheim halten und bin in der Tat unter den Herren dort drinnen völlig unnütz. Sie hätten mich hinwegführen sollen, ein paar von den Burschen hinter uns zeigten Lust, ihre unsinnige Wut an mir abzukühlen, und ich habe Sie mit Lebensgefahr eingeholt! Sie tragen reichlich so viel Schuld an der Katastrophe als ich — Sie untersuchten gestern den Schacht, nicht ich, Herr Doktor! Sehen Sie die Rotte da drüben, ich glaube wahrhaftig, sie wollen an mein Schachthaus heran!"

„Sie tun aber auch alles mögliche, die Leute zu reizen und zu erbittern," versetzte Doktor Lohmer, zu gleicher Zeit ärgerlich über den Starrsinn Herrn Mertels und über die Gemeinschaft, die ihm aufgedrängt ward. „Warum lassen Sie heute da drüben fortarbeiten und schicken ihre paar Arbeiter nicht mit hierherüber? Die Welt urteilt nach dem Schein und Sie hätten Ursache sich in einen günstigen zu hüllen!"

„Danke gehorsamst für den guten Rat, Herr Doktor!" antwortete der Generalinspektor mit einem höhnischen Ausdruck auf dem breiten roten Gesicht. „Ich will nicht, daß meine Arbeiter hier noch unnütz herumlungern, und hundert Dinge zertreten und ruinieren, deren Wiederherstellung schweres Geld kostet. Ich will noch weniger, daß mir der karge Ertrag meines eigenen kleinen Werkes geschmälert wird, ich werde ohnehin meinen Teil an der Einbuße und den Kosten alles Hokuspokus, der da hinten versucht wird, zu tragen haben. Ich bin mit einem Teil meines Einkommens auf Tantieme gestellt. Herr von Herther irrt zwar, wenn er meint, daß ich mir so verfluchten Schwindel wie diese Drahtseile, diese Verankerung, diese Extrazüge aufrechnen lassen werde. Aber zu Schaden komme ich doch bei der Geschichte, so oder so! Wenn der

selige Bankrat Lorius in der Weise hätte wirtschaften und bei jeder Gelegenheit dem Schicksal so in den Arm fallen wollen, wie Ihr Herr Schwiegervater, so würde er dem Herrn Präsidenten nichts zu vererben gehabt haben!"

Indes diese Worte an Paul Lohmers Ohr schlugen und ihn mit wachsender Mißempfinduug über seine eigene augenblickliche Machtlosigkeit erfüllten, litt Herr von Herther, der im Schachtgebäude zurückgeblieben war, unsägliche innere Qualen. Er bestand darauf, einen Grubenkittel über seine Sommerkleidung zu nehmen und selbst in den erhaltenen obern Teil des Schachts hinabzusteigen. Man war ihm dabei behilflich, und Steiger Eckhold brachte ihn bis zu einer Stelle, von der aus er mit Hilfe von unter ihm emporgehaltenen Lichtern den Beginn des Schachtbruchs wahrnehmen konnte. Das Holzwerk des Schachts reichte vollständig nur noch ein paar Ellen tiefer als er stand, weiter hinab waren nur einzelne Seitenteile erhalten, an deren Balken er mit einer Mischung von Bewunderung und Grauen mutige Grubenarbeiter niederwärts gleiten sah. Gegenüber dem erhaltenen Holzwerk erblickte er das nackte unregelmäßig brüchige Gestein mit weit ausgebauchten oder gezackten Höhlungen und suchte vergeblich nur bis da hinab zu spähen, von wo die letzten Lichter heraufglänzten. Die schwarze Tiefe war in ihrer Enge und mit ihrer dumpfwarmen Luft für den Präsidenten doppelt unheimlich, aus ihr drang bald nur das Gemurmel der unter ihm arbeitenden, an Balken und in Seilen hängenden Leute, bald ein Knirschen im Gestein und dann wieder das donnerähnliche Dröhnen herauf, das in den letzten Stunden so vielmal gehört worden war und jedesmal die kaum aufgelebte Hoffnung

wieder niederschlug. Die in der Tiefe bedrohten Leute wurden rasch wieder zur letzten unerschütteten Bühne heraufgezogen, der Präsident konnte wohl wahrnehmen, daß sie zitterten und unwillkürlich nach oben blickten, als wollten sie zu Tag. Immer aber bedurfte es nur weniger Minuten, um den wackern Männern die Fassung zurückzugeben. Dem unheimlichen Gedröhn und der Unsicherheit des unter ihnen wankenden Gebälkes zum Trotz, wagten sie sich abermals hinab, die Axt- und Hammerschläge mit denen sie unten arbeiteten, tönten aufs neue herauf, und jeder Schlag, der zur Befestigung des Gerüstes diente, auf dem man hinab mußte, gab eine neue Hoffnung. Eckhold stieg ab und zu, er verständigte sich droben mit dem Techniker, der am Mundloch und im ganzen Schachtgebäude den Befehl übernommen hatte, und stand plötzlich wieder an der Seite des Herrn von Herther, dem er ernst zusprach, sich nach oben zu begeben.

„Sie haben sich vom Stande der Sachen überzeugt, Herr Präsident, soviel es Ihnen möglich ist,“ sagte er gedämpften Tones. „Die Arbeiter haben es hoch aufgenommen, daß Sie sich selbst hier herein gewagt. Weiter vermögen Sie zurzeit nichts. Wir selbst können etwas Ernstliches nicht wagen, bis die Drahtseile zur Stelle sind. Alles was jetzt geschieht, ist darum nicht unnütz, wir sichern uns immer ein paar Fuß tiefer den Boden, von dem aus wir weiter gehen müssen, aber eine genaue Untersuchung des Schachts, soweit er abwärts noch offen ist, dürfen wir erst vornehmen, wenn das Gebälk mit den Seilen verfestigt werden kann. Bis dahin gibt's leider nur Flickarbeit. Ich bitte Sie daher inständig wieder auszufahren und für einige Stunden uns zu vertrauen.“

„Und im Augenblick vermag ich nichts zu tun, für nichts zu sorgen?“ fragte Herr von Herther.

„Doch, doch, Herr Präsident,“ erwiderte der Steiger. „Von den Männern hier denkt freilich jetzt niemand an Essen und Trinken, aber zuletzt werden sie alle Stärkung brauchen. Nach Hause darf niemand, den wir hier brauchen, und auch die andern draußen, die besser daheim wären, werden schwerlich gehen. Wer mag's den Armen wehren?! Wenn nun für sie alle etwas gesorgt werden könnte.“

„Sie haben recht, es müssen sofort Vorkehrungen getroffen werden,“ pflichtete der Präsident hastig bei. Er fühlte sich etwas erleichtert, da wenigstens eine nächste klare Pflicht vor ihm lag. Aber noch von den ersten Sprossen der Leiter, die er zur Ausfahrt betrat, sagte er leiser und verspürte dabei mitten in der heißen Luft einen Frostschauer: „Werden die Leute da unten etwas Nahrung haben?“

„Ihr Mittagessen und etwas Brot für den Nachmittag haben sie mit sich geführt,“ entgegnete mit düsterem Blick der Steiger. „Wenn sie leben, haben ein paar Alte vielleicht so viel Gewalt, daß sie alle sich auf einen Mund voll Nahrung beschränken.“

Mit diesem Bescheid und dem quälenden Gedanken an die mögliche Lage in der Tiefe, mußte Herr von Herther wieder zu Tage. Er begnügte sich, oben dem Techniker Mitteilung zu machen von allem was er wußte und dann zu erklären, daß er mit dem ersten Fuhrwerke, das er erlangen könne, auf eine Stunde nach Hause zurückkehren werde, um dort Anordnungen für die Verpflegung der Arbeitenden wie der Hilfsbedürftigen zu treffen, die sich nach wie vor herandrängten und jedes Wort über die

Möglichkeit einer Rettung der Ihrigen so begierig auffingen wie Verschmachtende einen Tautropfen. Der einfache Wagen, der Herr von Herther und Doktor Lohmer hier heraufgeführt hatte, war glücklicherweise noch zur Stelle. Der Präsident riß ein Blatt aus seiner Brieftasche und schrieb ein paar Zeilen an Paul, in denen er den Arzt bat, seine Rückkunft hier zu erwarten. Dann bestieg er den Wagen und fuhr alsbald im raschen Trabe Weidenwald und seinem Hause zu.

Die Sonne stieg dem Mittag zu, und Herr von Herther, dessen Augen seit einer Stunde unablässig in die dunkle Tiefe gestarrt hatten, mußte die Lider vor dem heißen glänzenden Schein schließen. Seine aufrechte Haltung auf dem Sitze des Wagens bewies den Aufblickenden, an denen das Fuhrwerk vorüberrasselte, daß er nicht schlafe. Wohl war's dem schmerzgebeugten Manne zumute, als sei er todmüde — aber zu gleicher Zeit empfand er eine verzweifelte Gewißheit, daß er nicht wieder ruhen werde, als bis dies vorüber sei. Er vermochte keine klare Vorstellung zu fassen, wie es vorübergehen werde — dunkle Phantasien von den Leiden der drunten Eingeschlossenen und lichte Vorstellungen von dem Augenblick der Rettung und Befreiung kreuzten sich unablässig in seinem Hirn. Und dabei war der schmerzlich Erregte außerstande, seine Gedanken bei dem Unheil dort drüben und bei den Möglichkeiten der Hilfe festzuhalten. Wie in einem schweren Traume, der die entferntesten Dinge verworren miteinander verknüpft, tauchten dem Präsidenten jetzt Bilder aus seinem eigenen Leben auf, die dem Heute und Hier fern und fremd waren. Er empfand — unheimlich genug — in dieser Stunde eine schwere Reue über alle die eitlen Schmerzen, die ihm

seit seiner Jugend der dunkle Teil seiner Familienerinnerungen bereitet hatte. Gegenüber dem wirklichen und großen Unglück begriff er nicht, daß er mit krankhafter Verstimmung über vergangene dunkle Dinge sich und den Seinigen Jahre getrübt habe. Und wieder wie im Traume glitt es durch sein Bewußtsein, daß der Schmerz, der ihm jetzt so nichtig und eitel dünkte, entscheidend für sein und Felicitas' Leben geworden sei. Herr von Herther wollte keine Schuld von sich ab und auf einen andern wälzen, er widerstand jeder Regung dazu, aber er konnte nicht hindern, daß jetzt jene Stunde in sein Gedächtnis trat, in der ihn Paul Lohmer zur Annahme des Loriusschen Vermächtnisses gedrängt, manche andre, in welcher er mit ihm über Lage und Zukunft der unseligen Kohlenschächte beraten hatte, bis auf die letzten verhängnisvollen Stunden am Samstag und gestern. Wohl trug er und er allein die Schuld, daß er sich wider seine ursprüngliche Empfindung zu hinausschiebenden Maßnahmen hatte bestimmen lassen, aber jedesmal und noch eben wieder war es doch Paul Lohmer gewesen, der ihm jene Empfindung gewandelt, sie gleichsam zur Seite geschoben hatte. Der Präsident rief alle seine Vorliebe für Paul, sein dankbares Gefühl, seinen Glauben, daß Felicitas den jungen Arzt innig lieben gelernt habe, seine Zukunftshoffnungen, gegen das dumpfe Bedauern zu Hilfe, daß er seit einem Jahre in allen entscheidenden Fragen Pauls Ratschlägen gefolgt, und daß diese Fügsamkeit ihm zum schwersten Unheil ausgeschlagen sei.

Herr von Herther erreichte sein Haus, er konnte, als er vom Wagen stieg, nur noch einen Gedanken klar fassen, daß Felicitas nicht erfahren dürfe, was ihn außer

dem Grubenunglück schmerzlich bewegte und bedrückte. Felicitas hatte den leichten Korbwagen bereits herankommen sehen, sie erwartete den Vater in angstvoller Spannung schon auf der Schwelle der Wohnung. Sie war freilich nicht ohne Nachrichten geblieben, ein unablässiges Kommen und Gehen fand heute im Hause des Bergherrn statt, hundert Einzelheiten und Gerüchte, bald niederschlagend, bald hoffnungsreich, drangen zu der Tochter des Hauses, die Träger einer guten Kunde waren oft zugleich die einer schlimmen, die jede lichtere Aussicht wieder verdunkelte. Felicitas hatte sich die schweren angstvollen Stunden des Vormittags durch eifrige Vorbereitungen für alle Fälle, die ihr Vater bezeichnet hatte, nur wenig zu erleichtern vermocht. Seine Ankunft erschien ihr daher wie eine Art Erlösung, obschon sie schon von fern an seinem Gesicht erkannte, daß er keine glückliche Wendung der furchtbaren Lage zu verkünden habe. Indem sie ihn vor sich sah, kam ihr wieder zum Bewußtsein, wie schwergealtert, wie tiefgebeugt er gegen den Mann erscheine, der noch am Morgen mit ihr unter der Linde gesessen hatte. Sie unterdrückte, als sie ihren Vater zum Willkomm umschlang, einen Wehlaut nicht, Herr von Herther bezog ihn nicht auf sich, er legte, da er kein beruhigendes Wort für sie hatte, die Hand leise auf ihr Haupt, das sie an seiner Brust barg. Sie ruhte kurze Augenblicke da, dann richtete sie sich auf und fragte: „Wo ist Paul und was bringst du von dort oben?“

Ihre Frage nach dem Verlobten war nur natürlich, und doch durchzuckte es den Präsidenten mit einem Widerwillen, daß er zuerst von ihm und dann von dem sprechen sollte, was jetzt tausendmal wichtiger war. Er antwortete rasch:

„Dein Bräutigam ist wohl, mein Kind, sonst habe ich nichts Tröstliches für dich! Ich kann nur einige Minuten bleiben, komme nur um ein paar Anordnungen zu treffen, deren Ausführung ich dir überlassen muß. Es hat noch wenig zur Rettung der Unglücklichen im Schacht geschehen können, es kann vor Abend nichts Wesentliches getan werden. Die Aussichten sind dunkel — auch im besten Falle werden wir viel Leid tragen müssen! Vorderhand vermögen wir nichts, als etliche Vorkehrungen zu treffen, daß die Männer, die im Schacht arbeiten, und die Angehörigen der Verschütteten, die angstvoll an der Unglücksstätte harren, nicht auch noch darben müssen. Du mußt es einrichten, daß in der Küche unseres Hauses und in der der Meierei drüben einfache kräftige Speisen, eine Suppe mit Fleisch oder was du sonst für gut hältst, in großen Massen bereitet werden. Es muß sich ein Fuhrdienst einrichten lassen, um die Kessel oder Töpfe mit Speise nach oben zu bringen. Bier und für die Arbeiter etwas stärkenden Wein vermag unser Keller zu liefern — es können immer gegen achthundert bis tausend Menschen sein, für die vorläufig gesorgt werden muß. Die bloß Neugierigen, die ab- und zuströmen, werden ja in solchem Fall nichts in Anspruch nehmen, und wenn auch, heute ist keine Zeit, eine strenge Sonderung eintreten zu lassen! Getraust du dir aus unsern und den Vorräten der Meierei für heute das Notwendige beschaffen zu können — und alles zu überwachen? Für die Fuhrwerke und den ganzen Transportdienst könnte der Meier Holm sorgen, die Austeilung oben kann unsre alte Magdalene besorgen, und ich werde dann schon zur Hand sein. Gegen Abend, wenn du nicht fürchtest, daß dich der Anblick des Elends zu sehr erschüttert, kommst du vielleicht selbst einmal hinauf

und erfährst sicher manches, was wir sonst tun können. Ich entlasse jetzt meinen Bauerwagen und treffe Anordnung, daß mein kleiner zweisitziger Wagen angespannt wird. Ich schicke dir diesen im Laufe des Nachmittags zurück. Ich will jetzt nur versuchen den ersten notwendigen Bericht an das herzogliche Bergamt abzufassen. Gib mir einen Bissen Brot, einen Schluck Wein, schicke Franz in mein Arbeitszimmer hinauf und hilf sorgen, daß ich in einer halben Stunde wieder oben am Schacht bin."

Er hatte dies alles in fliegender Eile auf dem Wege vom Hauseingang bis zur Treppe in den obern Stock gesprochen. Felicitas konnte kaum erwidern, daß sie inzwischen schon für Vorräte gesorgt habe und die beiden Küchen des Hauses sofort in Tätigkeit setzen werde.

„Ich werde am Nachmittag allerdings selbst kommen!" fügte sie hinzu. „Von uns kann jetzt keine Rede sein, wir sind den armen Frauen und Kindern der Verunglückten jede Teilnahme, jede Hilfe schuldig. Ich werde die Kraft haben, das Schmerzliche zu sehen und zu hören. Dich, lieber Papa, möchte ich flehentlich bitten, ein wenig an dich zu denken — laß dir von Paul helfen, er wird sicher gern alles tun, was du zu tun vermöchtest."

Der Präsident blieb, schon mit einem Fuß auf der Treppe, stehen und sah seine Tochter mit einem merkwürdig ungewissen Blicke an, den sie sich nie erinnerte bei ihm wahrgenommen zu haben. Er kämpfte mit sich, ob er sprechen sollte, und sagte dann: „Ich weiß es, daß er alles tun wird, ich habe ihn herzlich lieb und zürne ihm nicht. Aber ich muß in dieser Stunde wünschen, daß er wie ich niemals etwas von den Weidenwalder Kohlenwerken vernommen hätte, daß es ihm wenigstens am Samstag gefallen hätte, seine vermeinte Einsicht dem

Verlangen eines alten Mannes unterzuordnen, der kaum mehr eine frohe Stunde erleben wird, wenn die hundertundzwanzig da unten nicht gerettet werden können!“

Felicitas fühlte sich von einem Schauer durchrieselt, es war das erstemal, daß ihr Vater in diesem Tone von Paul sprach und ein Wort des Tadels für ihn hatte. Ihr bleiches Gesicht richtete sich fragend nach dem des Vaters, und zitternd, beinahe flehend sagte sie: „Aber Paul hat doch nur geirrt — trägt keine Schuld?“

„Gewiß nicht,“ entgegnete der Präsident sich bezwingend, „verzeih es meinem Schmerz und der dumpfen Furcht vor dem Ende dieses Unheils, daß ich meinem Unmut Worte lieh!“ Damit ging er nach oben und ließ seine Tochter in einer Empfindung zurück, der sie so wenig zu wehren vermochte, als Herr von Herther seiner plötzlich erwachten Erkenntnis. Felicitas wollte jetzt nicht ungerecht gegen Paul Lohmer sein, um keinen Preis. Aber sie sah die harte, hochmütige Miene, die ihr Bräutigam bei dem gestrigen Waldspaziergang gezeigt, das überlegene Lächeln, mit dem er die düsteren Warnungen der alten Bergmannswitwe aufgenommen, sie hörte den kalten, schneidigen Ton, in dem er ihr untersagt hatte, ihrem Vater Mitteilung von der Begegnung mit Frau Erk zu machen. Sie mußte in diesem Augenblick wünschen, minder fügsam gegen Paul gewesen zu sein und damit vielleicht das Entsetzliche abgewendet zu haben, das jetzt auf ihnen allen lastete. Wieder einmal überkam sie die furchtbare Gewißheit, daß sie innerlich in nichts eins sei mit dem Manne, dem sie ihr Leben, ihre Zukunft anheimgegeben hatte, daß sie nie ein volles Vertrauen zu ihm gewinnen werde. Sie entfloh ihren eignen Gedanken zu den Geschäften, die der Vater in ihre Hand gelegt hatte. Als

sie nach einigen Minuten sein Zimmer betrat, fand sie ihn tief über seinen Schreibtisch gebeugt, er schrieb mit fliegender Eile, aber mit fester Hand den Bericht, der das große Grubenunglück der Regierung meldete, die ergriffnen Maßregeln klar darlegte und die Mitwirkung der Regierungsorgane bei den weiteren Rettungsversuchen erbat. Der Präsident täuschte sich nicht darüber, daß dieser Bericht ein Stück Selbstanklage mit einschloß, daß er sich von den Bergbehörden des Herzogs nur geringe Hilfe versprechen dürfe und für die Hauptsache auf eigne Kräfte und Mittel angewiesen bleibe — aber der offne, nichts verhehlende Bericht war ihm Gewissenspflicht — er wollte nichts verabsäumen, was überhaupt noch für die Rettung seiner unglücklichen Arbeiter möglich war. — Felicitas wagte ihn nicht zu unterbrechen, schon eine Viertelstunde später kam er wieder herab in den Flur, wo sie eben mit der Frau des Meiers und den sämtlichen weiblichen Dienerinnen des Hauses in voller Tätigkeit begriffen war. Sein leichter Wagen war inzwischen bespannt worden und harrte vor der Haustür, Herr von Herther übergab seinem Diener den versiegelten Brief an das herzogliche Bergamt und befahl ihm, das Schreiben augenblicklich zur Eisenbahnpost zu bringen. Dann wandte er sich zu Felicitas und sagte ihr: „Ich zähle auf dich, mein Kind. Trage eher zu viel als zu wenig Sorge für die Hungrigen dort oben. Vielleicht — vielleicht dürfen wir morgen für die andern sorgen! Komm in einigen Stunden, sobald ihr alles Notwendige vorausgeschickt habt, nach dem Schachthaus von ‚Gut Heil‘ hinauf! Mein Wagen soll alsbald zu dir zurückkehren und zu deiner Verfügung bleiben. Suche mich im Schachthaus auf und ängstige dich nicht, wenn ich nicht sogleich zur Stelle bin. Und wenn du

hier einen stillen Augenblick gewinnst, bete für die armen Bedrohten, auch für uns, Felicitas! — unsre ganze Zukunft mag vom Ausgang dieser Tage abhängen!“

Sie verstand, was unausgesprochen blieb, sie wußte, daß nichts und niemand ihn abhalten würde, sich selbst in die dunkle, dumpfe, gefahrdrohende Tiefe zu wagen, die er sonst so sehr gescheut hatte. Sie fühlte, daß er nicht anders zu handeln vermochte, und kein Laut der Widerrede ging über ihre Lippen. Sie umschlang ihn einen kurzen Augenblick. „Gott schütze dich! Gott helfe uns!“ Es war ihr, als ob sie auf der Welt mit ihrem Vater allein sei und müsse auch ihn hingeben. Erst wie der Wagen hinwegrasselte, fiel ihr bei, daß sie einen Gruß an Paul vergessen habe. Mit innerem Widerstreben eilte sie über die Schwelle und rief dem Davonfahrenden grüßende Worte nach. Herr von Herther, der seinen Kutscher zur raschesten Fahrt drängte, vernahm ihren Ruf nicht mehr, — er hatte das Unterbleiben des Grußes an den Verlobten seiner Tochter nicht bemerkt. Wie sie ihn vom Staub der Straße umhüllt und in der nächsten Biegung des Weges entschwinden sah, überkam es Felicitas, daß nur ihr Vater bedroht, nur sein Herz von der Bitterkeit dieser Stunde erfüllt sei, und daß Paul auch angesichts dieser Katastrophe immer er selbst bleiben werde. Sie kehrte mit tiefem Seufzer in das Haus zurück — und versuchte nur an das Nächste zu denken, was ihr oblag.

Peinvoll, langsam schlichen die Stunden des langen Sommertages dahin, und glutheiß lag der Mittag über dem ganzen Buchsfelde und dem Talgrunde von Weidenwald. Felicitas fand keinen Augenblick, sich in dem Schatten ihres Gartens zu erquicken, sie trug selbst eine

Art Scheu, unter der geliebten Linde zu sitzen, durch deren Geäst sie in den letzten Tagen so oft zum tiefblauen Augusthimmel emporgesehen hatte. Sie mußte der Männer und Knaben im ‚Gut Heil'-Schacht denken, die in qualvoller Sehnsucht nicht nach der Sonne, nur nach dem ärmlichen Schein des ersten Grubenlichts, das zu ihnen hinabdränge, verlangen würden. Im Laufe der nächsten Stunden empfing sie wiederholt Nachrichten vom Stande der Arbeiten; die Hoffnung, in nicht zu langer Zeit zu den Verschütteten gelangen zu können, wuchs. Paul Lohmer schrieb ihr, daß die Anzeichen am Wetterschacht verhältnismäßig günstige seien. Sie fühlte mehr als einmal die Versuchung, nach der Unglücksstätte hinaufzueilen, aber sie bezwang sich jedesmal und beschleunigte die Arbeit ihrer Dienerinnen, an der sie selbst mit Eifer und Umsicht teilnahm. Der Meier Holm hatte den Transportdienst nach der Höhe von ‚Gut Heil' eingerichtet, die Bauern des Dorfes Weidenwald und der benachbarten Weiler zeigten sich über jede Erwartung hinaus zur Gestellung von Roß und Wagen und zu jeder Hilfeleistung erbötig. Schon bald nach Mittag wußte Felicitas, daß ein Teil der Hungrigen, die um das Schachthaus versammelt waren, mit Speise und Trank versorgt sei, in den nächsten Stunden durfte sie hoffen, allen genug zu tun. Und so wenig diese Arbeit die innere Sorge, die gramvolle Furcht vor dem Kommenden völlig verscheuchen konnte, sie schläferte jene doch auf Minuten ein und verlieh Felicitas die Kraft, wieder zu hoffen. Sie hörte mit ernster Fassung die Berichte, die sie von den traurigen Szenen vor dem Schachthaus empfing und glaubte, als sie endlich gegen Abend mit einer neuen Hilfssendung selbst dorthin aufbrach, den Dingen, die ihrer harrten, gewachsen zu sein.

Die Straße nach den Kohlenwerken war auch jetzt mit zahlreichen Ab- und Zueilenden belebt. Das Gerücht des großen Unglücks im ‚Gut Heil‘-Schacht war inzwischen weit ins Land gedrungen. Von fernher strömten Neugierige und Teilnehmende herzu und zogen nach der Hochfläche empor, der die Tochter des Bergherrn entgegenfuhr. Wo sie erkannt ward, tauschte man ernst-traurige Grüße mit ihr. Schon kamen von oben einzelne der Armen zurück, deren Angehörige schwer bedroht waren; mehr als ein junges Weib, das nur schwache Hoffnung für das Leben ihres Mannes gewonnen hatte, mußte um der kleinsten Kinder willen an die Heimkehr zu ihrer dürftigen Wohnung denken. Die gebeugten Gestalten, die verweinten Gesichter waren schon von fern erkennbar. Felicitas ließ halten, so oft sie einer solchen Frau begegnete, sie bedurfte keiner Frage. Ihr gütiger, teilnahmvoller Anruf ließ regelmäßig den schon versiegten Tränenstrom wieder aus den trockenen, brennenden Augen hervorquellen, unter Schluchzen berichteten die Ärmsten, wie es droben beim Schacht stehe und wie lange es noch währen müsse, bis man nur wissen werde, ob die drunten am Leben seien. Sie forschte nach den persönlichen Verhältnissen jeder einzelnen, spendete ihr etwas von ihren Vorräten und gab ihr eine kleine Geldsumme, die alle kleineren einfachen Bedürfnisse einer Arbeiterfamilie einige Tage decken mochte. Sie entzog sich allen Dankesworten durch rasches Weiterfahren, aber sie ward nicht müde, immer wenige Minuten später eine gleiche Begegnung zu haben. Ihr zur Seite, auf den Schienengeleisen neben der Fahrstraße, wurden große Waggons mit Drahtseilen, eisernen Ketten, Klammern, Bolzen und Ankern dem Schachthaus von ‚Gut Heil‘ entgegengeschoben — Felicitas

wußte schon, daß sie mit einem eigenen Eisenbahnzug von Wellerswaldau angelangt waren. Ein Aufblitzen von Freude auf den ernsten Gesichtern der zur Hilfe herzueilenden Männer entging dem Mädchen nicht, ein und der andre Arbeiter, der sie kannte, deutete mit Genugtuung auf das reich herbeiströmende Material und rief: „Jetzt kann's ernst werden!“ — „Das wird uns rasch fördern!“ In der umgebenden Menge ließen sich hier neben den klagenden auch hoffende Laute vernehmen.

Aber freilich, je näher Felicitas dem Schachthaus kam, um so mehr krampfte sich ihr Herz in Weh und Mitgefühl zusammen. Die Zahl der Angehörigen der im Schacht Verschütteten hatte sich noch vermehrt, in manche abgelegene Hütte war die Unheilskunde vom Morgen erst lange nach Mittag gedrungen. Die meisten der Unglücklichen, darunter ganze zahlreiche Familien, lagerten jetzt dicht gedrängt unter dem Schirm einer großen hölzernen Überdachung, unter welcher sonst die Wagen der Kohlenwerke standen und die Herr von Herther für sie zu räumen befohlen hatte. Mehr als ein angstvolles Gesicht blickte von dort zu Felicitas herüber. Sie nahm wahr, daß ihre alte Dienerin Magdalene unter dem Schuppen ihres Amtes waltete, Nahrung austeilte und tröstlich zusprach. Während die einen still weinend oder mit wehmütig dankbarem Ausdruck in den bleichen Gesichtern die Hilfe entgegennahmen, wiesen andre völlig stumpf oder trotzig jede Teilnahme zurück. Wieder andre drängten immer aufs neue dem Eingang des Schachthauses zu und riefen jammernd aus, daß sie selbst sehen, selbst zu den Ihren hinab wollten. Die wirrsten Gerüchte über das, was in der Tiefe des Schachts vorgehe, was man gesehen und vernommen

habe, flogen durch die schmerzlich erregte, wildbewegte Menge.

Felicitas ließ wiederum halten und schritt durch die Gruppen, die über den weiten Raum vor dem Schachthause verteilt waren und auf die die Abendsonne ihre letzten heißen Strahlen herabsandte. Sie eilte unter das Schutzdach, unter dem sich die Bedrängtesten und Trostbedürftigsten gesammelt hatten. Niemand von den Hunderten, die sonst in banger Teilnahme oder zitternder Neugier hier oben vereinigt waren, machte den Frauen, Kindern oder den greisen Eltern der im Schacht Verunglückten den geschützten bessern Platz oder die Gaben streitig, die ihnen gereicht wurden. Im Gegenteil fanden sich auch aus der Menge Tröster und Hilfreiche herzu — es war leicht zu sehen, wie tief ergriffen und erschüttert selbst harte und leidgewöhnte Naturen von dem großen Unheil waren. Felicitas sprach die Weinenden ermutigend an, wurde von vielen klagend und flehend angerufen und gab mit leiser Stimme ihrer Magdalene und der Frau des Meiers, die ihr auf einem zweiten Wagen mit Brot und andern Lebensmitteln gefolgt war, ihre Weisungen. Sie sah selbst so bleich aus wie die meisten der Armen um sie her, sie fühlte, daß sie zitterte und daß es ihr schwer ward, sich aufrecht zu erhalten. Doch sie ließ sich nicht beirren und ging durch den langen Holzbau hindurch, bis sie zu den Frauen kam, die nicht vom Eingang des Schachthauses wankten und wichen. Auch hier, mitten unter den ungestüm Vordrängenden, die sich auf den Zehen erhoben und über die Schultern der Männer einander zuriefen, die bald das langsame Vorschreiten der Arbeit, bald den Generalinspektor Mertel und seinen Geiz verwünschten, saß eine blasse, frühgealterte Frau auf einem

Steinkohlenblock, der aus irgend einem Zufall auf dem Zugang zum Schacht liegen geblieben war. Die alte Magdalene hatte noch unter dem Schuppendach hervor ihre Herrin auf die Frau, die in ärmlichster Kleidung wie erstarrt saß, aufmerksam gemacht und hinzugefügt: „Sie ist eine der ersten hier oben gewesen, schon heute morgen um neun Uhr gekommen, und ich kann sie nicht dazu bewegen, auch nur einen Löffel Suppe zu genießen.“

Felicitas, der die Arbeiter ringsum bereitwillig Platz machten, trat auf die Frau zu und rührte leise deren Schultern an — sie blickte empor, schien aber die Tochter des Bergherrn nicht zu erkennen. Das unschöne Gesicht der Arbeiterfrau war tränenlos und zeigte tiefe Kummerfurchen, die Augen blickten aus dunkeln Höhlen, um den Mund war eine herbe Falte, die nicht von heute stammen konnte. Das junge Mädchen sagte sanft und laut, daß sie gehört werden mußte: „Sie müssen etwas Nahrung zu sich nehmen, gute Frau, Sie halten es sonst nicht aus, es wird noch viele, viele Stunden dauern, bis man die Verunglückten wieder heraufbringen kann.“ Die Frau schüttelte den Kopf und erwiderte mit heiserer Stimme und starr-trotzigem Ausdruck: „Ich kann nicht essen — kann nicht — bis ich meinen Mann wiedersehe! Ich bin schuld, daß er da unten hungert, ich habe ihn hinabgetrieben. Er wollte diesen Morgen die Schicht versäumen — ich ließ ihm keine Ruhe!“ Felicitas beugte sich noch etwas zu der Unglücklichen herab und versetzte leise: „Sie haben es wohl gemeint — konnten als wackre Hausfrau nicht anders handeln, wer hätte dies Unheil vorausgesehen.“ Aber indem sie der Arbeiterin zusprach, trat die gestrige Begegnung im Herlaswalde vor ihre Seele, sie empfand die Reue, gestern ihrem Vater nicht alles

mitgeteilt zu haben, schärfer als je zuvor. Sie wandte sich indes noch einmal zu der Frau, die bereits wieder das Haupt auf die Brust sinken ließ, und sagte ihr: „Sie müssen sich bezwingen — Sie sind's Ihrem armen Mann schuldig. Wenn er mit den andern gerettet sein wird, bedarf er der Pflege und soll Sie nicht krank finden — tun Sie sich ein wenig Gewalt an." Die Arbeiterin sah noch einmal zu ihr auf und zeigte ein fügsameres Gesicht als vorhin. „Wenn Sie es denn durchaus wollen!" antwortete sie tonlos.

Felicitas winkte ihre alte Dienerin herzu und trat dann endlich in das Schachtgebäude ein, in dem jetzt wohl hundert Arbeiter zugleich beschäftigt waren. Hier herrschte schon halbe Dunkelheit, am Mundloch des Fahrschachts brannten die Grubenlampen, und an eisernen Haltern schwankten ein paar riesige Laternen und erhellten ein Stück hinab die Einfahrt. Das Getümmel dort war Getümmel der Arbeit, Hammer- und Axtschläge, Knarren und Dröhnen des Holzwerks, Schwirren der Drahtseile, Rasseln der eisernen Ketten, und ward durch Kommandoworte gelenkt. Für Felicitas, die keine klare Vorstellung vom Stand der Dinge in der Tiefe hatte, klang es Hoffnung erweckend. Sie war zugleich so glücklich, ihren Vater und ihren Verlobten zu erblicken und von der geheimen Sorge um sie, die sie doch gehegt, für den Augenblick befreit zu werden. Herr von Herther nahm sein Kind zuerst wahr — er winkte sie näher und deutete auf die im Gang befindliche Arbeit: „Du siehst, daß wir endlich beim Anfang sind. Ich hoffe, daß du inzwischen getan hast, was wir besprochen haben?" „So gut ich's vermochte, Papa," erwiderte Felicitas einfach und reichte Doktor Paul, wie dem Vater die Hand. „Ich glaube, daß für heute gesorgt

ist. Manches soll noch diesen Abend geschehen, sowie ich zu unsrem Hause zurückkomme. Oder denkst du, daß ich hier bleiben soll?" Sie sah sich schauernd in dem Raum um und blickte so vor sich nieder, als könne sie durch den schwarzbestaubten Boden zu ihren Füßen in die Tiefe hinabsehen.

„Gewiß nicht!" riefen der Präsident und Doktor Paul wie aus einem Munde. Der junge Arzt ließ in seinem Blick und im unmutigen Zucken seiner Lippen erkennen, daß er wenig erfreut sei, Felicitas überhaupt hier zu sehen. Er nahm ihren Arm und führte sie, da Herr von Herther eben wieder seine ganze Aufmerksamkeit auf die Arbeiter richtete, zum Eingang desselben abgesonderten Raums, in dem er diesen Morgen mit Herrn Mertel allein gewesen war. Felicitas folgt ihm zögernd, immer nach ihrem Vater zurückschauend — bis die Stimme Pauls zürnend an ihr Ohr schlug:

„Ich bitte dich, laß einen Augenblick dies Grubenunglück, das euch ganz befängt — denk an uns selbst, an deinen Vater. Ich versichre dich — wenn er es forttreibt wie diesen Nachmittag, so werden die verschütteten Bergleute vielleicht gerettet — wenn sie noch leben, was ich mehr und mehr bezweifle — ihm aber ist eine schwere Krankheit gewiß. Er ist hier nicht einmal nötig — er vermag wahrhaftig wenig zu tun und opfert sich unnütz auf. Sprich du zu ihm, da er meinen Rat in unbegreiflicher Hartnäckigkeit in den Wind schlägt."

„Was soll ich ihm sagen, Paul?" fragte Felicitas ernst zurück. „Es ist des Vaters klare Pflicht, soweit seine Kräfte reichen, hier auszuharren und den Leuten bei ihrer schweren Aufgabe Mut zu machen, ihnen Eifer einzuflößen."

„Das alles könnte ein anderer auch," gab Doktor Lohmer grollend zurück und sah mit Befremden einen festen entschloßnen Zug im Gesichte seiner Verlobten, der ihm neu war. „Ich selbst würde gern für ihn alles übernehmen und die Sachlage ruhiger, objektiver beurteilen, als dein Vater es vermag! Ich halte die ungeheuren Opfer, die er bringt, zum größten Teil für nutzlos — doch davon will ich nicht sprechen — aber von der Gefahr, der er sich selbst aussetzt. Ich kann ihn nicht abhalten, immer aufs neue in den noch stehenden Teil des Schachts einzufahren und sich persönlich vom Stande der Arbeiten zu überzeugen. Ich wiederhole dir, daß Gefahr dabei ist, viel größere, als du meinst. Die Dinge da unten stehen schlechter, als die draußen wissen und wissen dürfen!"

„Das alles wird meinen Vater nicht abhalten, zu tun, wozu ihn das Herz und die schwere Verantwortung treibt, die er für das Leben der Bedrohten hat," antwortete Felicitas. „Den Ausgang müssen wir dem Himmel befehlen — dich aber kann ich nur bitten, dem Vater mit aller deiner Kraft und Einsicht beizustehen und an nichts anders zu denken, bis die Armen aus der Tiefe gerettet sind."

„Die Bitte ist nach allem, was ich gesagt, vollkommen unnötig," sagte Doktor Paul mit merklicher Gereiztheit. Er hinderte Felicitas nicht, wieder in den Hauptraum hinauszutreten, für sich selbst, vernehmlich aber auch für sie, murmelte er: „Es bleibt die Torheit der Torheiten, erregtes Blut für eine vernünftige Erwägung besprechen zu wollen."

Draußen kam Herr von Herther seiner Tochter und ihrem Verlobten entgegen. Der spärliche Tagesschimmer,

der gerade an dieser Stelle hereinfiel, ließ einen froheren Ausdruck auf seinem Gesicht erkennen, als ihn Felicitas seit der Frühe dieses Tages wahrgenommen. Er rief schon von weitem: „In einer Stunde wird die Befestigung soweit vorgeschritten sein, daß Erdmann oder Herwig in der Tonne an Seilen und Ketten in die Tiefe des Schachtbruches hinabgelassen werden können. Eckhold sagt, daß es zuverlässige, einsichtige Arbeiter sind, die uns klaren Bericht bringen werden, wie es unten aussieht und was uns zunächst obliegt."

Felicitas sah ihren Vater mit teilnehmender Zärtlichkeit in das Gesicht, das von glücklicher Hoffnung leuchtete. Doktor Paul kehrte sich ab, um den zweifelnden Unmut, mit dem ihn auch diese Nachricht erfüllte, nicht allzu sichtbar werden zu lassen. Er bemerkte dann:

„Eile tut allerdings not, meine Beobachtungen am Wetterschacht sind nicht günstig. Ich will von Herzen wünschen, daß wir bald hinabgelangen. Inzwischen aber möchte Felicitas wohl heimkehren, und wird mir erlauben, sie bis zur Straßenkreuzung vor Weidenwald zu begleiten."

„Ich bitte dich, beim Papa auszuharren. Ich will draußen noch einmal nach den armen Frauen und Kindern sehen und kann dann allein heimfahren," sagte Felicitas hastig. „Deine Hilfe aber könnte hier in jedem Augenblick not tun. Mit Gott, Papa — auf froheres Wiedersehen, Paul!"

Sie ging ernst grüßend hinaus, und Herr von Herther und Doktor Paul wandten sich zu der Arbeitergruppe zurück, die oberhalb der Einfahrt des Schachtes nach Befehlen, die aus der Tiefe heraufklangen, mit Eifer tätig war. Um die Wette griff hier jeder zu, Auge und Ohr aller waren in beständiger Spannung, jeder fühlte die

Verantwortlichkeit des Augenblicks und hätte gerne seine Kraft doppelt und dreifach eingesetzt, um den Erfolg der Arbeit zu beschleunigen. Von Zeit zu Zeit tauchte einer der unten sich Mühenden empor und gab eine Auskunft. Die halbnackten Männer waren in Schweiß gebadet und atmeten begierig die kühlere Luft ein, die im Schachtgebäude herrschte und durch die offnen Türen hereinströmte. Aber keiner zögerte eine Minute länger oben als nötig war, jeder kehrte mutig in die Grube zurück, in der die dumpfe Wärme eher zu- als abnahm. Wenige Worte wurden von allen, die hier tätig waren, gewechselt, und selbst draußen, wo man die umherwogende Masse zurückdrängte und mit Balken, Drahtseilen und Ankern das ganze Schachtgebäude verstärkte, tauschten die Männer nur von Zeit zu Zeit ein Wort der Hoffnung, oder flüsterten sich Besorgnisse zu, die schwer auf jedem Herzen lagen.

Inzwischen rannen die Stunden hin, und über der großen Hochfläche mit ihren wenigen grünen Feldern, ihren öden Strecken und den emporragenden Schachthäusern ward es Dämmerung und Nacht. Die Turmuhr von Weidenwald, deren lauter Schall hier herauf drang, hatte längst die neunte Stunde verkündet, aber wie es Eckhold, der Steiger, vorausgesehen, nur ein kleiner Teil, der hier oben Vereinten schickte sich an, die Unglückstätte zu verlassen. Vergebens erschien der Präsident selbst unter den vor dem Schachtgebäude Harrenden und empfahl ihnen, ihre Wohnungen aufzusuchen, da an einen entscheidenden Erfolg der begonnenen Rettungsmaßregel vor dem nächsten Morgen gar nicht zu denken sei. Man hörte ihn stumm, ehrerbietig an, eine und die andre der armen Frauen nahm ihre müden Kinder bei der Hand,

oder wurde von mitleidigen Nachbarn halb fortgezogen; die meisten aber kehrten sich störrisch ab und gaben höchstens durch eine Gebärde ihre Absicht kund, dennoch hier auszuhalten. Die Spätsommernacht war mild, und die Zitternden, die unter dem großen Schuppen und hinter den Wagen seitwärts vom Schachthaus lagerten, schauerten wenigstens nicht vor Frost. Ein wogendes, wirres Leben erfüllte um den hohen Bau her die nächtliche Stille; von drinnen heraus glänzten die auf- und abtauchenden Grubenlampen wie Irrlicher, außen arbeiteten die Leute beim Schein roter Fackeln, deren Rauch sie halb einhüllte und weit über die Häupter der Zuschauenden hinwegzog.

Als der Präsident den Innenraum des Schachthauses wieder betrat, waren der Steiger Eckhold und der bauleitende Techniker eben zu Tag gekommen. Sie erklärten, daß jetzt alle Vorbereitungen vollendet seien, um die Männer, die sich in die Bruchtiefe hinab wagen wollten, mit möglichst verminderter Gefahr hinunterzulassen. Man hatte bereits eine eiserne Tonne mit Steinen beschwert rasch hinabgleiten lassen und sich überzeugt, daß der Innenschacht auf mehr als hundert Meter frei sei, gleichzeitig freilich entdeckt, daß die Bruchmassen tiefer unten festlagerten und sich nicht leicht durchbrechen ließen. Die Züge der erschöpften Männer hatten einen Ausdruck düsterer Fassung; ohne daß sie es aussprachen, wußte Herr von Herther, daß ihre Hoffnungen gesunken seien. Paul Lohmers Beobachtungen am Wetterschacht waren wiederum günstiger, von Zeit zu Zeit entströmten demselben giftige Wolken, aber Doktor Paul konnte noch immer bestätigen, daß die Luftzirkulation nicht völlig unterbrochen sei. Ohne auf die warnenden Abmahnungen

seines künftigen Schwiegersohnes zu achten, klimmte der Präsident abermals die Leitern der Fahrt mit hinab, um den ersten Wackern, der sich der gefahrdrohenden Tiefe anvertrauen wollte, noch selbst zu sprechen. Doktor Paul folgte ihm — er wollte gleichfalls zu den ersten gehören, die den Bericht des Bergarbeiters vernahmen, und danach seine Maßnahmen treffen. Ohne daß in der herrschenden Verwirrung und Geschäftigkeit irgend jemand darauf geachtet hätte, hatte der Arzt im Laufe des Nachmittags mehrere Depeschen nach Forstenburg entsendet. Er dachte jetzt an diese und daß hoffentlich bald die Stunden zu Ende gingen, in denen er einem greisenhaften Eigensinn und einer eitlen Selbstverblendung zu Liebe seine gesunde Einsicht und sein ganzes Wesen verleugnen müsse!

Die Herzen der Männer, die auf der letzten stehenden Bühne des Schachtes und weiter nach oben das schwankende Tonnenfahrzeug hielten und regierten, das sich langsam in die Tiefe hinabsenkte, schlugen nicht minder, als das des Mutigen, der sich ihnen vertraute. Eine dumpfe Stille herrschte hier unten, man hörte nur das Rasseln und Knirschen der Ketten und Seile, an denen die Tonne hinabgelassen ward. Steiger Eckhold, der das Ganze überwachte, hatte seinen Platz so genommen, daß er die Grubenlampen, die mit hinabgingen, am besten heraufglänzen sah. Wohl zehn Minuten währte es, bis von unten das verabredete Zeichen kam, innezuhalten und dann folgte eine Viertelstunde langer, banger Erwartung. Der Schall des Sprachrohrs drang zu dem kühnen Häuer nicht hinunter, kein Laut klang empor, obschon Eckhold und ein paar der Arbeiter weit übergebogen in die dunkle, schwüle Grube hinablauschten. Da mit einem Male richtete sich der Steiger empor und gab hastig das Signal, die

Tonne an und emporzuziehen. So geschwind, als es ohne Gefahr geschehen konnte, wurden die Ketten und Seile aufgewunden — in der nächsten Minute schon begriff auch Herr von Herther, dessen Atem stockte, was die plötzliche Zutagholung zu bedeuten habe. Denn mit einmal ließ sich wieder lauter, dröhnender, das donnerähnliche Geräusch aus der Tiefe vernehmen, das heute schon zehnmal die Helfer beim Rettungswerk erschreckt und nach oben gescheucht hatte. Mit angstvollem Eifer wanden die Arbeiter am Aufzug — die Lichter wurden wieder erkennbar, aber das Rauschen, Dröhnen und Prasseln von unten schallte immer stärker herauf, an zitternden Schwingungen der Seile merkten sie, daß stürzendes Gestein gegen die Tonne schlug. Und jetzt kam diese empor und ward sicher eingehängt, bebend entstieg ihr der Häuer, der hinabgefahren war, und rang nach Atem und Worten. Die Männer faßten ihn in ihre Arme, Eckhold gab für alle das Zeichen, nach oben zu klimmen, und erst als das Mundloch des Schachtes erreicht war, bis zu dem das unheimliche Dröhnen emporklang, stand der Häuer wieder fest auf seinen Füßen und vermochte zu sprechen.

„Es geht wieder ein Nachbruch in die Tiefe!“ sagte er dumpf. „Drunten sieht’s schon schlimm genug aus — das Gestein, aus dem die zerschellten Hölzer herausragen, liegt dicht, denn es hat sich Wasser darauf gesammelt. Fünf Stellen habe ich gesehen, an denen die Wände gebrochen sind, die zweite Stelle, in der Tiefe, wo sonst die neunte Bühne stand, ist die schlimmste. Die Bruchmasse bis zum Querschlag muß wenigstens zwanzig Ellen dicht sein. Aus der Tonne heraustreten konnte ich nicht — ich hörte es schon über mir knacken und prasseln.

Ich habe aber gut acht gehabt — wenn wir nicht rasch durchbohren können, kommen wir nicht zu den Verunglückten. In den Werken des Baron Rhode hatten sie früher eine große Bohrmaschine, die könnte uns vielleicht helfen."

Der Techniker und Eckhold nickten und lauschten zugleich in die Grube hinab, aus der fort und fort das dumpfe Gepolter nachstürzenden Gesteins hörbar ward. Die Balken der Zimmerung zitterten, so gut man sie auch in den letzten Stunden gesichert hatte. Herr von Herther blickte ratlos und mit tiefschmerzlichem Ausdruck die ernsten Männer an, Doktor Paul neben ihm bezwang sich nicht länger:

„Es ist leider aus und vorbei," sprach er mit dem alten scharfen Klang in der Stimme. „Es würde schon unmöglich sein, den Lebenden Hilfe zu bringen, wenn man die Bruchmassen, die Erdmann gesehn, bewältigen müßte, auch ohne daß, wie jetzt, neue hinzukommen. Das mit der Bohrmaschine halte ich für einen hoffnungslosen Versuch — doch mag er gemacht werden, wenn man die Maschine herzuschaffen kann."

„Wenigstens ist wahr, daß wir heute nichts mehr unternehmen können und erst abwarten müssen, daß der Nachsturz zu Ende ist," bestätigte seufzend der Steiger, der sich erschöpft auf die Balken setzte, die man hier aufgehäuft. „Nach der Bohrmaschine wird hier Herr Möbius sehen, Baron Rhode verweigert sie sicher nicht, und im Notfall müßte sie gekauft werden. Indes ist keine Möglichkeit, sie vor morgen früh in Tätigkeit zu setzen. Ich schicke einen Teil der Arbeiter nach Hause, um zu ruhen, es ist durchaus notwendig, daß ich morgen Leute mit frischen Kräften habe. Während der Nacht lasse ich an

der Neuzimmerung weiter arbeiten, wir kommen nur ein paar Meter tief — aber es geschieht doch etwas, und die Leute hier und draußen lassen den Mut nicht völlig sinken. Sie aber, Herr Präsident, bitte ich, kehren Sie für diese Nacht nach Weidenwald heim — suchen auch Sie zu ruhen, es mögen uns noch schwere Tage und Prüfungen bevorstehen — auch Sie werden Kraft bedürfen, und Sie vermögen hier für heute nichts mehr. Ich bringe Ihnen morgen früh fünf Uhr selbst den Bericht, wie die Nacht verlaufen ist und was dann geschehen muß."

„Und Sie, Eckhold?" fragte der Präsident mit halberstickter Stimme. Doktor Paul hatte bereits seinen Arm ergriffen, um den anscheinend Willenlosen hinauszugeleiten.

Der Steiger versetzte: „Auch ich werde ein paar Stunden schlafen, so gut's angeht dort in dem Raum. Erst will ich nur eine Wache einrichten, die auf alles achten muß, was während der Nacht vorgehen kann. — Gute Nacht, Herr Präsident, geben Sie noch nicht alle Hoffnung auf."

Herr von Herther vermochte nur noch mit einem dankbaren Händedruck zu antworten. Als er aus dem Schachtgebäude trat, nahm er alsbald wahr, daß sich die Kunde von der neuen peinlichen Unterbrechung der Rettungsarbeiten schon nach außen verbreitet hatte. Lauter und unruhiger als zuvor wogte es um die Mauern und über den Weg, jammernde, klagende Rufe schlugen durch die Nacht an sein Ohr und galten ihm für ebensoviele Anklagen. Er ward mit einem Male inne, daß Paul Lohmer ihn führe, und befreite, von einem plötzlichen dunklen Gefühl bewegt, seinen Arm aus dem des jungen Arztes. Der Kutscher, den Felicitas zurückgesandt, hielt wenige

Schritte seitab. Der Bergherr und Doktor Paul stiegen ein, und der letztere schöpfte so tief Atem, wie ein Mann, der sich aus einem großen Schiffbruch durch Wind und Wellen hindurch gekämpft hat und eben den ersten Fuß ans trockene Land setzt. Der Präsident, der nach dem Schachthaus zurück und auf das Feld, unter dem er die Verschütteten wußte, blickte, nahm seine Gebärde und den entschlossenen Ausdruck seiner Mienen nicht wahr. Der Wagen rollte dahin, und die milde, kühle Luft der Sommernacht wehte um die Stirnen der erschöpften Männer, die beide auf der ganzen Fahrt bis hinab zum Herrenhause von Weidenwald in tiefem Schweigen verharrten.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Nur vierundzwanzig Stunden waren vergangen, seit die drei Menschen, die sich um den Abendtisch im Hause des Präsidenten vereinigten, in dem gleichen Gemach, beim Schein der gleichen Lichter gesessen hatten — allen drei aber dünkte es, als seien sie von dem gestrigen Abend durch ein stürmisch-wildes, schmerzensreiches und sorgenschweres Jahr getrennt. Auch Paul Lohmer sah bleich und abgespannt aus, obschon er sein Mißfallen am gleichen Aussehen seiner Braut nicht verbarg. Herr von Herther ließ sich nur durch das dringende Bitten seines Kindes und ein ärztliches Machtwort Pauls bewegen, ein wenig zu essen, dabei blickte er stumm vor sich nieder und erinnerte sich von Zeit zu Zeit, wenn er die Lippen öffnete und wieder schloß, daß sie vor dem Eintritt in das

Speisezimmer vereinbart hatten, wenigstens bei der kurzen Abendmahlzeit nicht von dem zu sprechen, was sie gleichwohl keinen Augenblick aus ihren Seelen scheuchen konnten. Doktor Paul ward es mit jeder Minute klarer, daß etwas Entschiedenes in seinem Sinne geschehen müsse, er erwog nur noch, wie er die beste Einleitung dazu finden könne. Seit der Morgenstunde, in welcher der Präsident am Mohrenkruge das Grubenunglück vernommen, war ein fremder Geist in ihm erwacht, mit dem der Arzt keine Gemeinschaft haben mochte. Dieser Geist mußte gebannt werden oder Herr von Herther lief Gefahr seine eigene, seiner Tochter und seines Schwiegersohnes Zukunft zu gefährden. Es blieb möglich, daß der erregte Mann, wenn er erst nicht mehr unter dem mächtigen Eindruck des Unheils und Jammers hier stehen würde, seine Fassung, seine kühle Ruhe und seine unbedingte Fügung in die Wünsche Doktor Pauls zurückgewinnen würde, jedenfalls wollte der letztere alsbald einen ernsten Versuch dazu machen.

Man war schon im Begriff die trübselige Mahlzeit zu enden, Herr von Herther saß, wie ihn weder Doktor Paul noch Felicitas je gesehen, das Haupt in die Hand gestützt und gab auf einen fragenden Blick seiner Tochter nur mit einem matten Nicken seine Einwilligung, sich vom Tische zu erheben. Da ertönte fast gleichzeitig die Glocke des Hauses zweimal nacheinander und drang aus dem Flur herauf eine laut fragende Stimme bis ins Speisezimmer. Der Präsident, Felicitas und Doktor Paul standen zu gleicher Zeit auf und eilten ins nächste Zimmer; sie vermuteten eine Botschaft, gute oder schlimme, vom ‚Gut-Heil'-Schacht. Herr von Herther hatte vorhin den Befehl erteilt, jedermann, der von dort-

her komme, unangemeldet zu ihm zu führen. Aber der Diener erschien, überreichte drei Telegramme auf einmal an Doktor Lohmer und meldete den herzoglichen Bergamtsassistenten Hart, der aus Forstenburg soeben angelangt sei. Indem Herr von Herther dem letztern bis zur Treppe entgegenging, riß Doktor Paul die Umschläge von den erhaltnen Depeschen und sagte, die gelesnen an Felicitas hinreichend:

„Was ich gefürchtet habe, kommt, ich muß mit dem ersten Frühzug nach Forstenburg zurück. Der Herzog fühlt sich kränker und will nichts von Fabricius wissen."

Felicitas trat an ihren Verlobten heran und faßte seine Hand, ohne die Depeschen, die vom Kabinettsrat Lorberg und des Herzogs Adjutanten Herrn von Stecknitz unterzeichnet waren, nur eines Blickes zu würdigen. „Paul, lieber Paul," sagte sie bittend, „du wirst doch den Vater in dieser Krisis nicht allein lassen wollen?"

„Ich muß meiner Pflicht genügen," versetzte er rasch, und sein Auge ruhte kalt und fest auf ihren schmerzlich erregten Zügen. „Ich könnte nicht bleiben, auch wenn ich wollte; aber da ich nie lüge: ich will auch nicht. Ich glaube, daß hier alles verloren ist, daß dein Vater sein Geld, seine Kraft, seine Gesundheit opfert, ohne an der grausamen Tatsache, daß die Hundertundzwanzig in der Kohlengrube begraben liegen, das mindeste wenden zu können. Seit den letzten Nachbrüchen von diesem Abend, bei denen sicher wieder ein paar tausend Kubikmeter Stein- und Erdmasse hinabgestürzt sind, ist's Wahnsinn oder Hartnäckigkeit, von einer Rettung der Verschütteten zu reden, deren Leiden übrigens der Tod längst beendet

haben wird. Es dünkt mich aber auch unverantwortlich, hier aushalten zu wollen, bis diese unabweisliche Überzeugung von allen geteilt wird. Die unverständige Erbitterung einer leidergriffnen Menge fragt wenig nach den großen Tatsachen und den unerbittlichen Eingriffen der Natur ins Menschenleben, sie sucht immer und überall Schuldige. Heute ist's der Generalinspektor Mertel, morgen kann es dein Vater sein. Im wohlerwognen Interesse unsrer aller liegt es, daß ihr morgen mit mir nach Forstenburg geht und dort den Ausgang abwartet. Hier mag immerhin vorgekehrt werden, daß noch etwas geschieht, meinethalben auch die Bohrversuche! — das alles können Steiger Eckhold, dem dein Vater ja so großes Vertrauen erweist, Möbius und der herzogliche Bergbeamte, der soeben angelangt ist, leiten. Helfen wird's nicht — und eben weil es nicht hilft, solltet ihr hier nicht bleiben, unnötigen Schmerzen, Beängstigungen, Erregungen ja vielleicht Beleidigungen und Gefahren ausgesetzt!"

„Um Gotteswillen, Paul, sprich nicht in diesem Tone," bat Felicitas. „Wenn ich dir wert bin, laß mich nicht glauben, daß du kein Herz für das große, namenlose Unglück hättest — was über uns und die arme Bevölkerung gekommen ist. Schlage meinem Vater nicht einen Schritt vor, den er nicht tun kann und wird, und der seiner unwürdig wäre."

„Du spielst leicht mit großen und harten Worten," unterbrach der Arzt seine Braut. „Weil ich dich liebe, muß ich dir sagen, daß dir und deinem Vater nötig ist, euch aus der krankhaften Empfindung zu reißen, die über euch Herr geworden ist. Es ist ja entsetzlich, daß es wider alle menschliche Voraussicht und trotz vollkommen

ausreichender Schutzmaßregeln zu dieser Katastrophe im ‚Gut-Heil'-Schacht gekommen. Ich spreche gegen keine vernünftige Unterstützung, die man den Hinterbliebnen angedeihen lassen wird. Aber ich kann's nicht gelten lassen, daß ihr euch zugrunde richten müßtet, weil die armen Häuer verunglückt sind. Ihr seid — verzeihe mir! — im Augenblick nicht verständiger als ein Mensch, der einen Toten mit seinen Nägeln aus dem Grabe kratzen will."

Da waren sie wieder: das überlegene, siegreiche Lächeln, der Blick, vor dem Felicitas so oft die Augen beschämt niedergeschlagen. Heute schlug sie diese nicht nieder, aber sie rang vergebens nach einem Wort, das ihr Gefühl ausgedrückt hätte. Und ehe sie noch etwas zu erwidern vermochte, führte ihr Vater den jungen Bergbeamten, mit dem er draußen schon eine kurze erregte Unterredung gehabt, ins Zimmer. Herr Hart hatte ein kluges Gesicht und verriet in seinem ganzen Auftreten eine gewisse Teilnahme an dem schweren Mißgeschick des Hauses, in das er gesendet worden war. „Der Herr Bergamtsassistent will für diese Nacht auf unsre Gastfreundschaft verzichten," sagte Herr von Herther, nachdem er den Bergbeamten seiner Tochter und deren Verlobten vorgestellt hatte. „Sie wollen sofort hinauf zum Schachthaus, und ich darf Ihnen für die rasche Pflichterfüllung nur herzinnig danken, aber Sie nicht aufhalten. Ich wiederhole Ihnen, was ich schon gesagt, zu den Bohrversuchen wie zu dem Einführen eiserner Röhren in den Schacht gebe ich von vornherein meine Zustimmung."

„Unbekümmert um die Kosten," betonte Herr Hart, dem ein Zug von Unzufriedenheit und Gereiztheit im Ge-

sicht des herzoglichen Leibarztes nicht entging. „Unbekümmert um die Kosten und als ein Versuch, für dessen Gelingen ich keine Garantie übernehmen kann."

„Ich stelle Sie zum vornherein außer jeder Verantwortung," bekräftigte der Präsident. „Ihre Ansichten werden sich mit denen des Steigers Eckhold begegnen, eines klugen, tüchtigen Mannes, der mich, leider umsonst, lange zuvor vor einem ähnlichen Unglück gewarnt hat. Lassen Sie sich jetzt nicht durch uns aufhalten, ich selbst komme vielleicht noch einmal in dieser Nacht nach dem Werke hinauf!"

Diese Selbstanklage und das Lob des Steigers und die vorangegangene verschwendrische Vollmacht, welche Herr von Herther erteilt, und die letztausgesprochne Absicht, waren mehr, als Doktor Paul zu ertragen vermochte. Rasch und hart sagte er: „Möge dieser Herr Eckhold Ihr Vertrauen rechtfertigen. Hinter jedem großen Unglück kommen die Unken, die jahraus jahrein Unheil prophezeiten, zu unverdientem Ansehen. Gegen eine nochmalige Fahrt zu dem Schacht hinauf lege ich als Arzt und Sohn entschieden Protest ein. — Der von Ihnen gepriesene Steiger hat es deutlich genug gesagt, daß es Ihrer heute nicht mehr bedarf und die Erneuerung aller Erregungen in dieser Nacht würde wirklich an Selbstmord grenzen."

Der Präsident schwieg auf diese Ansprache zu Doktor Pauls Überraschung still — er begnügte sich, mit einer kurzen Handbewegung anzudeuten, daß seine Angelegenheit die minder wichtige sei, und wandte sich zu dem Bergamtsassistenten zurück, dem er verbindlich mitteilte, daß ein Zimmer für ihn hier im Hause sofort bereit gestellt werden solle, daß er ihn aber jetzt nicht zurückhalten wolle

und könne. „Ich darf ja leider nicht glauben," fügte er mit trübem Lächeln hinzu, „daß Sie in dieser Nacht noch etwas zu tun vermögen, was die ungeheure Last von meiner Seele nimmt, aber Sie bemerken doch vielleicht einen Mangel in unsern Veranstaltungen und können uns mit Ihrer fachmännischen Einsicht einen nützlichen Rat geben."

„Ich werde nichts verabsäumen, Herr Präsident, und fahre sogleich nach Ihren Werken hinauf," sagte Herr Hart, indem er sich zum Gehen anschickte. „Hoffen Sie nicht zu viel, die Lage scheint mir nach Ihrem Bericht verzweifelt ernst."

„Sie ist es!" entgegnete Herr von Herther. „Und eben darum beschwöre ich Sie, setzen Sie alles ein, was Scharfsinn und menschliche Teilnahme in solchem Falle vermögen! Ich werde mein Leben hindurch jedem dankbar sein, der mir in diesen Tagen und in dieser Not Beistand geleistet hat!"

Er begleitete den jungen Bergbeamten hinaus, man hörte beider Stimmen noch von der Treppe herein und vom Flur heraufklingen. Doktor Paul und Felicitas waren wieder allein, sie standen einander stumm gegenüber und jedes schien dem andern das erste Wort überlassen zu wollen. In Felicitas' Seele wachte jede Mißempfindung, jedes Verzagen an Frieden und Glück, das sie seit ihrer Verlobung ergriffen hatte, eben neu auf, und doch war ihr Pflichtgefühl so lebendig, daß sie nochmals einen bittenden Blick auf den finster-schweigsamen Bräutigam richtete und leise mit weicher Stimme seinen Namen nannte. Paul Lohmer hörte auch aus diesem Anruf nur eine Mahnung heraus, sich willenlos in die überreizte Torheit des Präsidenten zu fügen.

Die Rückkehr Herthers ersparte es ihm, seiner Braut ein unholdes Wort zu erwidern. Der Präsident ging, sowie er eingetreten war, auf Felicitas zu und sagte in seiner alten gütigen Weise, über der ein Hauch der Trauer lag: „Geh jetzt zur Ruhe, Kind. Selbst wenn dich die Sorge nicht schlafen läßt, wird es gut sein, ein paar Stunden zu rasten. Der Himmel weiß, welche Anforderungen der kommende Tag an dich, an uns alle stellt."

„Und du, Papa?" fragte Felicitas, und ihre Augen wandten sich von dem finster dreinschauenden Verlobten ihrem Vater zu, während umgekehrt der Präsident auf seinen zukünftigen Schwiegersohn hinblickte und entgegnete: „Ich habe noch mit Paul zu reden, Felicitas — dann will auch ich einige Ruhe suchen. Ich werde in aller Frühe zu den Werken hinauffahren — und glaube, daß ich dich vorher schon wach finden werde."

„Gute Nacht denn, Papa — gute Nacht, Paul!" sagte Felicitas. Sie bot Paul nur ihre Stirn zum Kuß, es war ihr nach dem Gespräch von vorhin zu Mut, als begehe sie selbst damit eine Lüge. Der junge Arzt hatte sein kältestes Lächeln auf den Lippen, als sie von ihm schied, und noch in der Tür sah sie, daß er mit trotzigem Ausdruck und einer Haltung, die bei ihm immer harten Widerspruch weissagte, ihrem Vater gegenübertrat. Herr von Herther, dem zu andrer Zeit der kurze Abschied der Verlobten aufgefallen wäre, hatte heute weder Auge noch Ohr dafür, er harrte ungeduldig des Augenblicks, mit Doktor Lohmer allein zu sein. Sowie sich jedoch die Tür schloß, durch die Felicitas wegging, kam der Arzt der Ansprache des Präsidenten zuvor, indem er kühl anhob:

„Sie haben mit mir zu reden, lieber Papa; erlauben

Sie zuvor, daß ich Ihnen Kenntnis von dem Inhalt der Telegramme gebe, die ich vorhin aus Forstenburg erhielt. Ich muß morgen mit dem Frühzug nach der Residenz zurück — der Herzog ist kränker geworden und verlangt nach mir. Vielleicht, daß diese Tatsache unsrer Beratung eine andre Richtung gibt."

„In der Tat — sie ändert einiges an dem, was ich Ihnen sagen wollte," versetzte der Präsident, mühsam Atem holend und nach Fassung ringend. „Sie wollen reisen und mich hier allein lassen! — — — Der Herzog würde vielleicht, wenn er den ganzen Umfang des Unglücks kennte — Ihnen befehlen, hierher zu eilen. Doch ich will und darf Sie nicht zurückhalten, wenn Sie gehen wollen, gehen können. Zu beraten hatte ich mit Ihnen eigentlich nichts! Ich trug vielmehr eine Bitte auf den Lippen: in diesen Tagen und diesem Unheil gegenüber — mir keinen weitern Rat zu erteilen und mir vielmehr in allem, was die drangvolle Lage heischt und wozu mich die Pflicht treibt, keinen Widerspruch entgegenzusetzen. Ich empfinde ja leider mit Schmerz, daß Ihre Anschauung von dem, was ich meinen so schmählich in Not und Tod gestürzten Arbeitern schuldig sei, weit von der meinen abweicht. Ich mache Ihnen daraus so wenig einen Vorwurf, als aus der Entschiedenheit, mit der Sie bei der vorgestrigen Beratung über die Neuzimmerung des ‚Gut Heil'-Schachtes meine Besorgnisse bekämpft haben. Mir aber werden Sie, nachdem die entsetzliche Katastrophe so eindringlich für mich gesprochen hat, nicht verargen, daß ich Sie bitte, mir nicht wieder in den erhobenen Arm zu fallen. Ich werde jetzt nur noch tun, was mein Gewissen und meine eigne Einsicht, wie schwach sie immer sei, mich als das Rechte erkennen lassen. Doch ist's un-

nötig, daß wir dies des breitern erörtern, wenn Sie nach Forstenburg zurückgehen und dort den guten oder schlimmen Ausgang vernehmen, wird es Ihnen ja ziemlich gleichgiltig sein, was wir hier getan und gelassen haben. Daß Sie mir das beste Ende all dieses Unheils wünschen, bezweifle ich nicht!“

In Paul Lohmers Seele wallte, während Herr von Herther sprach, ein Gefühl der Erbitterung auf. Es war unerhört, wie dieser alte Mann, den er so lange mit einem Blick seines Auges, einem gefälligen Klang seiner Stimme gelenkt hatte, ihm jetzt gegenübertrat. Er sagte sich in rascher Überlegung, daß das ganze Verhältnis zum Präsidenten und selbst das zu Felicitas keinen Wert für ihn habe, wenn er es mit der Selbstverleugnung erkaufen müsse, die heute und hier von ihm gefordert wurde. Ohne zu zögern, aber mit einem Versuch, den alten Ton anzuschlagen, dem der Präsident nie widerstanden, entgegnete der junge Arzt:

„Wir sind freilich viel weiter voneinander, als ich je für möglich gehalten hätte und als Sie selbst ahnen. Sie sind geneigt, mir aus der Abreise von hier, die durch meine nächste Pflicht gefordert wird — einen Vorwurf zu machen, ich bin überzeugt, daß Ihr und Felicitas' Wohl erfordert, oder wenigstens aufs äußerste rätlich macht, daß Sie mit mir Weidenwald verlassen. Ich hoffe, Sie vermögen mich wenigstens in alter Weise anzuhören und meine Gründe in Erwägung zu ziehen!“

„Nein, Paul, ich vermag es nicht,“ versetzte Herr von Herther. „Einen Vorschlag, wie Sie ihn zu machen gedenken, darf ich selbst nicht anhören, weil ich in keinem Falle hier vom Platze weichen werde, als bis die traurige Angelegenheit entschieden ist.“

„Sie ist aber entschieden," sagte Doktor Lohmer mit hörbarer Ungeduld. „Ich will keiner Maßregel widersprechen, die Sie treffen, um Gewißheit zu erlangen, aber mehr als trostlose Gewißheit gibt es hier wahrlich nicht. Sie können im Ernst nicht glauben, daß einer von den hundertundzwanzig Verschütteten am Leben ist, oder wenn in dieser Stunde noch einer und der andre lebt, daß er bis morgen oder übermorgen um die Zeit, wo die Ihren vielleicht bis zu ihm dringen, ausdauern kann. Wenn es der Arbeiterbevölkerung gegenüber vielleicht notwendig ist, die fromme Lüge einer möglichen Rettung noch einen oder einige Tage aufrecht zu erhalten, um den ersten Schmerz und die törichte Erbitterung verrauchen zu lassen, wozu sich selbst belügen? Da es aber so ist, hat Ihr Bleiben hier manche Unzuträglichkeiten, denen Sie am besten dadurch ausweichen würden, wenn Sie mit Felicitas einige Wochen nach Forstenburg gingen, Sie vermögen auch von dort aus für die Hinterbliebenen der Verunglückten zu tun, was Sie für notwendig erachten."

Herr von Herther ging nicht mehr im Zimmer auf und ab, wie er vorhin getan, er war Doktor Paul gegenüber stehen geblieben und blickte mit einer innern Bewegung, der er trotz seines Vorsatzes nicht Herr zu werden wußte, auf den jungen Mann, den er so hoch gehalten, so gut zu kennen geglaubt hatte und der ihm jetzt beinahe ein Gefühl des Abscheus einflößte. Er hatte eine Anwandlung, den Besinnungslosen zur Besinnung zu bringen, zu sich selbst zurückzurufen und versetzte daher hastig:

„Doktor — Doktor — wie können Sie den Anschein annehmen, so ganz herzlos und teilnahmlos, so brutal-egoistisch zu sein, wie Sie sprechen? Es ist ja, als hätten

Sie ganz vergessen, daß es noch am Samstag Abend in unsrer, gestern morgen in Ihrer Hand gelegen hätte, die Verschütteten vor ihrem grausamen Schicksal zu bewahren. Muß denn alles Unheil zusammenkommen und ich just heute einer Sinnesweise bei Ihnen begegnen, die mir sträflich erscheint, mich für das künftige Schicksal meiner Felicitas zittern macht!"

„Ich bin immer, der ich war!" entgegnete Doktor Paul in seinem schneidigsten, kältesten Tone. Er dachte im Augenblick viel weniger daran, den Widerstand des Präsidenten zu besiegen, als diesen kindisch gewordenen alten Mann seine Überlegenheit fühlen zu lassen. „Sie sind es, dem die Wucht des Unglücks den Sinn verstört und alle Fassungskraft raubt, Sie vergessen, was Ihnen sonst als Höchstes gegolten hat, und was ich unablässig im Auge habe: ein festes, unantastbar respektables Haus, eine selbstbewußte Unabhängigkeit! Ich bin es, der festhält, was Ihnen heute nichts mehr zu gelten scheint. Sie gehen zu weit in Ihrer Besorgnis und Furcht, Sie vergessen über den Verunglückten, deren Los ich ja aufrichtig beklage, sich selbst und die Ihren. Sie haben heute Veranstaltungen getroffen, die Ihnen Tausende kosten müssen — Sie scheinen geneigt, weitere Tausende an ganz aussichts- und hoffnungslose Rettungsarbeiten zu wenden, Sie sind in einer Stimmung, in der ich fürchten muß, daß Sie, weil irgend eine unerklärte Naturgewalt eine traurige Katastrophe veranlaßt, Ihre sämtlichen Kohlenschächte für ungenügend angelegt erachten und Unsummen an Verbesserungen wenden werden, die jeden Ertrag Ihrer Werke auf Jahre illusorisch machen müßten! Ich maße mir kein Recht an, in Ihre Handlungen einzugreifen, aber ich bin es Ihnen schuldig, Ihnen meine Meinung nicht zu verhehlen!"

Herr von Herther stand noch immer wie gebannt, die Worte des Arztes schlugen an sein Ohr und jedes brachte eine Erschütterung in ihm hervor. Die unheimliche Empfindung, die er heute so vielmal zurückgedrängt, kam jetzt mit aller Macht über ihn, daß Paul Lohmer ein andrer sei, als er ihn seither gesehen. Nicht vom Antlitz des jungen Freundes fiel die Maske, er hatte recht, er war immer der gewesen, der so sicheren Blickes, so selbstbewußt vor ihm stand, von seinem eignen Auge löste sich eine dichte Binde. Er dachte gleichwohl an Felicitas und versuchte noch einmal ruhig zu Paul zu sprechen:

„Ich wäre sehr unglücklich, wenn Sie mein Prinzip der Familie so mißverstanden hätten, daß Sie mich je für fähig hielten, die heiligsten und nächsten Pflichten zu dessen Gunsten zu verleugnen. Auch mir macht es keine Freude, daß ich die Ordnung in meinen Verhältnissen, die ich ein Leben hindurch bewahrt habe, jetzt vielleicht in wenigen Tagen zerrütten muß. Ich wußte wohl, warum ich widerstrebte, die Loriussche Erbschaft anzunehmen und in einen Kreis ganz neuer Pflichten einzutreten! Mir ahnte, daß mich die Übernahme der Werke in Dinge verstricken würde, wie die, die mir dieser furchtbare Tag gebracht hat! Sie haben damals mein Widerstreben besiegt. Um Ihretwillen, um Ihnen mit Felicitas' Hand auch ein äußeres Glück zu geben, habe ich die ungewohnte Last auf meine Schultern genommen — es wäre an Ihnen, mich jetzt, wo sie mich zu erdrücken droht, nach Kräften zu unterstützen!"

„Aber was will, was tue ich denn anders?" brauste Doktor Paul auf. „Folgen Sie meinem Rat, übergeben Sie die Weiterleitung der Angelegenheit dem herzoglichen

Bergbeamten und dem Generalinspektor Mertel, die kälteren Blutes sind, und entschließen Sie sich, mit Felicitas und mir abzureisen, so werden Sie in zwei, drei Tagen sicher von dem Unglück noch schmerzlich bewegt, aber doch wieder im Gleichgewicht Ihres Wesens sein."

Herr von Herther hörte die Erwiderung Pauls mit gesenktem Haupte an, der Arzt blickte gespannt nach ihm hin — er glaubte wiederum gesiegt und den Präsidenten zu seiner Auffassung bekehrt zu haben. Sowie Herr von Herther den Kopf hob, wußte Doktor Lohmer das Gegenteil — es war ein Ausdruck von Schmerz, verhaltener Entrüstung und tiefer Enttäuschung in den Zügen des Präsidenten, der Doktor Paul — nur flüchtig — mit einer Art Scheu erfüllte. Herr von Herther sagte langsam und als ob die Worte mit Mühe über seine Lippen glitten:

„Ich höre aus allem, was Sie zu mir sprechen, heraus, daß wir uns in dieser unseligen Frage nie verstehen werden, Doktor Lohmer, und ich fürchte — fürchte, daß ich Sie in vielem andern mißverstanden habe. Es fällt plötzlich ein Licht auf den Weg zurück, den wir gemeinsam gegangen sind, und ich muß die Schwäche bekennen, daß ich mein Wollen und Fühlen nur zu oft in Sie hineingetragen habe, daß ich tausendmal hätte wissen können, was ich jetzt zu meinem tiefsten Schmerz weiß."

„Sagen Sie lieber Ihr Wähnen und unklares Wünschen!" fiel Doktor Paul hastig ein. „Ich habe Ihnen nie eine Sinnesweise geheuchelt, die den Jammer der Welt mit Gefühlssalbe heilen will, und mich willig dem harten Gesetz unsrer Zeit unterworfen, daß jeder zu Boden muß, der einen Augenblick sich selbst vergißt.

Ich nahm an, daß Sie, nur minder klar und bestimmt, von gleicher Gesinnung beseelt wären, und Sie sind es auch, das heutige Unglück hat Sie nur momentan überwältigt. —"

„Nein, nein und aber nein!" rief Herr von Herther laut und heftig und mit einer Gebärde unverhohlenen Abscheus. „Wenn in Ihrer Seele das heilige Mitleid und die Pflichttreue, die das eigene Behagen und Gedeihen opfern kann, keinen Raum haben, so nähern wir uns nie wieder. Ich halte Sie hier nicht — ich glaube, daß es in den nächsten Tagen für mich und für Sie besser ist, wir sind jeder allein. — Aber sagen muß ich Ihnen in dieser schweren Stunde noch, daß das, was mich bisher mit Stolz und Glück erfüllte, mein Kind Ihrer Obhut anvertraut zu haben, nun eine Ursache schwerster Beunruhigung, tiefer Sorge für mich geworden ist. Wohin treiben Sie mich, Doktor Paul, warum tun Sie mir das?"

Doktor Lohmer fühlte keine Neigung, dem schmerzerfüllten Manne die milde Antwort, nach der er sich sehnte, zu geben. Die Erbitterung über die plötzliche Selbständigkeit des Präsidenten überwog in ihm jede Empfindung, er erschien sich selbst töricht und armselig, nicht einmal diesen Mann bis ans Ende nach seinem Wunsch lenken zu können. An Felicitas dachte er im Augenblick nicht — doch mehr wie einmal hatte ihn an diesem Abend der Gedanke durchzuckt, daß er mit seinem ersten, so klug erwogenen Schritt ins Haus des Präsidenten und mit seiner beharrlichen Werbung um die schöne Tochter falsch gehandelt habe. Entschlossen, Herrn von Herther jetzt noch herber, noch rücksichtsloser als zuvor gegenüberzutreten, ward er an jeder Erwiderung

verhindert. Denn die gleiche Tür, durch welche Felicitas vorhin hinweggegangen war, öffnete sich — das junge Mädchen trat ein und wandte sich, Paul nur mit einem vorwurfsvollen Blick streifend, zu ihrem Vater, den sie in die Arme schloß und an dessen Schulter sie ihr Haupt lehnte.

„Ich kann nicht ruhen," sagte sie mit wehmütigem Ernst. „Ich hörte euer heftiges Gespräch im Nebenzimmer, ich hoffte von Minute zu Minute, daß Paul sich besinnen und erkennen würde, was er dir schuldig ist. Er hat durch seinen Rat die ungeheure Verantwortung auf deine Seele geladen — er muß sie dir abwälzen helfen, wenn er mich je geliebt hat!"

„Du würdest besser getan haben, zu Bett zu gehen, als dich unnötig zu erregen!" versetzte Doktor Paul, den Felicitas' Erscheinung und ihr bleiches, schmerzüberhauchtes Gesicht mehr reizte, als zur Besinnung brachte. „Mein Unrecht ist gewesen, daß ich deinem Vater abriet, einige tausend Taler wegzuwerfen, und ein unliebsamer Zufall mir nachträglich unrecht gibt. Ich bin müde, die Verstimmung über das Unglück des Tages auf mich gewälzt zu sehen. Es ist heute hier alles, wie in der Komödie: jedes Wort der Vernunft vermehrt den Wirrwarr. Vielleicht sehen die Dinge bei Morgenlicht anders aus, als jetzt. Wenn du keine Ruhe finden kannst, ich bedarf ihrer gar sehr! Gute Nacht, Herr von Herther, — gute Nacht, Felicitas!"

Er ging nach der Tür des Speisezimmers, durch welche er das von ihm bewohnte Gemach am ersten erreichen konnte. Der Präsident, der in den letzten Minuten vor innerer Entrüstung gezittert hatte, eilte ihm nach und sagte mit blitzenden Augen:

„Doktor Lohmer, Sie gehen von uns — Sie gehen, wie Sie es wollen, wie wir's für unmöglich hielten! — Sie scheiden auf Ihre Gefahr — ich weiß nicht, wie ich den Mann wieder willkommen heißen soll, der mich und mein Kind in solcher Stunde so zurückläßt."

Der junge Arzt wandte sich nur halb nach dem erregten Sprecher um: „Ich gehe jetzt, damit nicht härtere Worte zwischen uns fallen. In einigen Tagen, wenn Sie mir recht geben müssen, wird Ihnen und Felicitas leid tun, wie Sie mir begegnet sind. Wir kommen heute zu keiner Verständigung, so aufrichtig ich das bedaure! — ich werde Ihnen schreiben und hoffe von Ihnen Besseres zu hören. Gute Nacht, Herr Präsident, gute Nacht, Felicitas!"

Er schritt hinaus und hatte nicht die Empfindung und nicht den Vorsatz, daß es das letztemal sein sollte — aber er wollte Herrn von Herther ins Unrecht setzen und den Verlauf der Katastrophe abwarten. Trieb der Präsident in seinen Ruin hinein, so war Paul Lohmer durch die Festigkeit, die er in diesem Konflikt gezeigt, in leichtester Weise frei, und kam es nicht soweit, so stand es nur bei ihm, wieder anzuknüpfen, wenn er es noch der Mühe wert erachtete. — Herr von Herther sah ihm durch die Tür nach, als geschehe Unglaubliches — aber ein schmerzlicher Ausruf seiner Tochter brachte ihn rasch zu dieser zurück. Felicitas war schluchzend zusammengesunken, sie kniete am Boden und streckte die Hände, wie Herr von Herther meinte, ihrem Vater flehend entgegen. Er beugte sich erschrocken zu ihr herab und sagte mit angstvollem Ton: „Felicitas, meine Felicitas, was habe ich getan?! Du liebst ihn und kannst ihn nicht mehr entbehren?!"

Das weinende Mädchen machte eine heftig verneinende Bewegung. „Ich bat den Himmel, daß der nie wiederkehre, der so gegangen ist! —“ schluchzte sie. „Wir sind frei, sind erlöst von ihm, Vater — laß uns frei bleiben, und wir werden zusammen auch diese Not bestehen!“

Herr von Herther blieb einige Minuten sprachlos, der plötzliche heftige Gefühlsausdruck seiner Tochter betäubte, bestürzte ihn und ließ ihn doch zugleich erleichtert aufatmen. Er wußte nur zu gut, wie Felicitas neben ihrem Verlobten gestanden hatte und welche bittere Selbstüberwindung in dem Tränenstrom endete, dem sie jetzt freien Lauf ließ. Jetzt, wo ihn die Erschütterung des Tages mit einem Male den klaren Blick für den Wert der Menschen und Dinge zurückgegeben hatte, überwallte ihn die Erinnerung, daß er es gewesen sei, dem zu Liebe Felicitas sich an Paul Lohmer gebunden hatte, mit fliegender Glut. Und doch blieb die Gewohnheit eines langen Lebens selbst in dieser Stunde noch mächtig in dem erschütterten Manne, dumpf sprach er mehr vor sich hin, als zu Felicitas:

„Was wird die Welt sagen — wenn zu unserem schweren Unheil auch noch der Bruch mit ihm kommt?“

Felicitas faßte ihres Vaters Hand und trocknete rasch ihre Tränen. „Laß es dich nicht kümmern, was sie sagt — laß uns nur daran denken, wie elend wir geworden wären, wenn du heute nicht endlich Doktor Lohmers wahre Natur erkannt hättest! Vielemal habe ich ihn so gesehen und gehört, wie du vorhin, und immer ist es mir dann gewesen, als könne ich seine Frau nicht werden. Aber du liebtest ihn und hieltest ihn hoch — ich wäre ihm doch verfallen, wenn uns dies furchtbare Unglück nicht getroffen hätte.“

Ein Schauer ging durch Felicitas' schlanke Gestalt, ihr Vater, an dem sie sich aufrecht hielt, verstand wohl, was er zu bedeuten habe. Sie schrak vor dem Gedanken zurück, daß das Unheil anderer ihr eine Befreiung bringen sollte. In ihm selbst wogten widerstreitende Empfindungen, nur das eine fühlte er mit Felicitas, daß das alte Verhältnis zu Paul Lohmer nicht wiederkehren könne. Indem der Präsident auf die schmerzerfüllten Züge seiner Tochter blickte, überkam ihn ein tiefes Grauen vor der eigenen Kurzsichtigkeit und Härte. Und dann überwältigte doch wieder die allmächtige Sorge des Tages jedes andere Empfinden:

„Wenn uns der Morgen nur ein tröstliches Wort vom ‚Gut-Heil'-Schacht brächte! Alles andere ist ja nichtig gegen das! Aber wir müssen etwas zu ruhen versuchen — gute Nacht, Felicitas!"

Sie erwiderte innig, aber stumm, ihres Vaters Umarmung, dann verließen beide das Zimmer. Felicitas war es wie ein schwerer Traum, daß Paul Lohmer noch unter einem Dache mit ihr weile, und ihr jeden Augenblick begegnen könne. Sie vermochte keine Freude über ihre Befreiung zu empfinden, doch es tat ihr wohl, daß sie in den schweren, dunklen Tagen, die sie vor sich liegen sah, nur um den geliebten Vater sorgen, ihm ungeteilt ihre schmerzliche Teilnahme, ihre Zärtlichkeit widmen dürfe. Bald verhallte auch ihr leichter Tritt und über dem Herrenhaus von Weidenwald lag die friedliche Ruhe einer milden, dunklen Spätsommernacht, deren kurze Stunden rasch verrannen und sich doch den Schlaflosen im Haus endlos hinzudehnen schienen. —

In erster Frühe schon war Felicitas wieder im Garten und erfrischte sich in der Morgenkühle von dem

unruhigen Halbschlummer und dem leidvollen Wachen der vergangnen Nacht. Das Tal lag noch grau, lichtlos und in tiefer Stille vor ihr, über den bewaldeten Anhöhen, die zu der Hochfläche mit den Kohlenwerken emporstiegen, blitzte der Morgenstern, und sie empfand eine tiefe Wehmut beim Gedanken an die Männer, die dies Gestirn öfter gesehen als sie, und es heut' nicht und vielleicht nie mehr sehen sollten. Sie lauschte aufmerksam den ersten Lauten des Tages — aus dem Dorfe klangen Hundebellen und Hahnenrufe an ihr Ohr, von der Landstraße hallten schon feste eilige Schritte herüber, und sie sagte sich, daß die gleiche Unruhe, die sie so früh aus ihrem Zimmer gescheucht hatte, die Männer, die dort gingen, nach der Unglücksstätte emportreibe. Wie sie diese zu erkennen, ihnen nachzublicken versuchte, fiel ihr Auge auf eine dunkle Wolke, die mit purpurnen Säumen über den Himmel zog. Sie wußte selbst nicht, warum sie dieser Botin des Tagesgestirns so teilnehmend, fast sehnsüchtig entgegen schaute — als wäre das kommende Licht schon eine Hoffnung. Dann fiel ihr die Eisenbahnstation in die Augen und sie erinnerte sich, daß Paul Lohmer erst eine Stunde später abreisen könne und sie ihn an diesem Morgen vielleicht noch sehen und sprechen müsse. Sie bangte nicht davor, denn sie wußte, daß er kein Wort zu ihr sprechen würde, was ihr den Entschluß, sich auf immer von ihm zu trennen, erschweren konnte. Selbst wenn es ihm gelänge, ihren Vater noch einmal zu täuschen, für sie war keine Rückkehr zu dem möglich, der vor der Welt noch ihr Verlobter hieß.

Und doch, so fest sie sich fühlte — es ward ihr leichter zu Mut, als eine Viertelstunde später die alte Magdalene zu ihr in den Garten kam und ihr ein paar

kurze Zeilen Doktor Pauls überbrachte. Die Dienerin hatte ihre junge Herrin noch in deren Schlafzimmer gesucht und sagte, da sie Felicitas im Garten fand, mit einer gewissen Hast: „Der Herr Doktor wollte bloß den Schlaf des gnädigen Fräuleins nicht stören, er ist eben erst aus dem Hause, wenn ich ihm nachlaufe und ihm sage, daß Sie bereits wach sind, Fräulein Feli, wird der Herr Bräutigam gern noch einmal zurückkommen!" Felicitas zwang sich zu einem Lächeln und untersagte der Alten den wohlgemeinten Eifer, dann ging sie still den Rebengang hinab, der an der rechten Seite des Gartens hinlief und überlas im Gehen Paul Lohmers kurze Zeilen: „Ich gehe, um Dich und Deinen Vater nicht zu wecken, sogleich zur Station und muß leider allein reisen. In ein bis zwei Tagen, wenn Ihr die Gewißheit über den Ausgang der traurigen Katastrophe habt, die nicht ausbleiben kann, werdet Ihr selbst finden, daß es am rätlichsten sei nach Forstenburg zu kommen. Die einzige Genugtuung, die ich für die Unfreundlichkeit, mit der mir gestern begegnet ward, erwarte und fordre, liegt in der Befolgung meines wohlgemeinten Rates."

Da war nichts Tröstliches wie nichts Drohendes — Felicitas fühlte sich von diesem Abschiedsgruß kälter durchschauert, als vom Morgenhauch, der in ihrem Haar spielte und ihr die blassen Wangen röten wollte. Eben hatte sie die Zeilen noch einmal durchgelesen, als Herr von Herther die Treppe, die von der Galerie in den Garten führte, herabkam und sie voll Ernst und Trauer begrüßte. Doktor Pauls Brief las er, und es zuckte bitter um seine Lippen, aber er äußerte nicht ein Wort über die kalt rechthaberischen Zeilen. Er ging neben Felicitas

im Garten auf und nieder — in sichtlicher Spannung Nachrichten vom Schacht erwartend. Als eine halbe Stunde später das Geläut an der Bahnstation, der Pfiff der Lokomotive und das Rollen eines davonbrausenden Zuges durchs Tal klangen, barg er gleichwohl seine Bewegung nicht, und Felicitas fühlte, als ihr Vater plötzlich ihren Arm nahm, daß er meinte sie stützen zu müssen. Sie zitterte nicht für sich und nicht um den, der sie trotzig und selbstbewußt verließ, sondern nur um den Vater. Denn Herr von Herthers Gesicht trug an diesem Morgen tiefe Spuren der schweren Seelenkämpfe, die ihm der gestrige Tag und die Nacht gebracht hatten. Felicitas fühlte, indem sie in seine Augen blickte und die gebeugte Haltung sah, in der er neben ihr schritt, daß er jetzt, nachdem er von seinem Ratgeber so plötzlich befreit war, sich jede Schuld beimesse, und sich, so heftig er Paul Lohmer zürnen mochte, den Anforderungen des heraufdämmernden schweren Tages gegenüber, allein, völlig allein fühle!

Herr von Herther, den es zwischen den taunassen Büschen fröstelte, wollte eben das Haus wieder aufsuchen, und sprach davon, nach den Steinkohlenwerken hinaufzufahren, als der Bergamtsassistent Hart und der Steiger Eckhold, die er schon ungeduldig erwartet hatte, in den Garten eintraten. Ihr erster Anblick weckte eine plötzliche gleichsam jähe Hoffnung in ihm, er ging ihnen rasch entgegen. Beim Näherkommen sah er wohl an den Gesichtern beider Männer, daß sie ihm wenig Freudiges zu melden hatten. Der Steiger berichtete, daß im Schacht „Gut Heil“ in der Nacht sich nichts besonderes ereignet habe, daß aber beim ersten Tagesgrauen nochmals ein Nachsturz, wie es scheine ein minder bedeutender, erfolgt

sei. Die Bohrmaschine sei aus den benachbarten Werken herbeigeschafft worden und sollte ihre Tätigkeit alsbald beginnen. Gegen Morgen habe man wieder eine Tonne in die Tiefe hinabgelassen, aber kein Lebenszeichen aus derselben erhalten, so daß nun die einzige schwache Hoffnung auf das Durchdringen von oben herein beruhe. Der junge Bergbeamte bestätigte mit ernstem Blick jedes Wort des tüchtigen Steigers, auch er schien in vergangner Nacht keine Ruhe gefunden zu haben und sah äußerst erschöpft aus. Aber er sprach nur davon, eine Stunde zu rasten und dann zum Schacht zurückzukehren, wo die Arbeit dieses Tages für den Ausgang entscheidend werden mußte. Der Präsident hörte mit düstrer Spannung den Bericht und entschied sich, daß er mit Eckhold selbst auf der Stelle nach dem Werke aufbrechen wolle. Inzwischen schien jeder der beiden Männer noch etwas auf der Seele zu haben, was er in des andern und in Felicitas' Gegenwart Herrn von Herther nicht vertrauen mochte. Der Bergamtsassistent gewann es zuerst über sich, den Bergherrn ein wenig abseits zu führen und ihm zu sagen:

„Ich fürchte, daß die Bohrmaschine den Dienst versagt und auf alle Fälle zu langsam arbeitet, um die Verschütteten noch zu retten. Da ich nichts Besseres vorzuschlagen weiß, so muß ich dem Gedanken Ihres Steigers zustimmen, auf einen glücklichen Erfolg aber wage ich nicht zu rechnen und halte es für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Wahrscheinlichkeit des Gelingens zu den möglichen Opfern in keinem Verhältnis steht. Es ist ein furchtbares Schicksal für die Ärmsten, um so furchtbarer, als es durch bessere Zimmerung des Schachts abzuwenden war!"

Herr von Herther empfand die letztere Äußerung Harts abermals wie einen betäubenden Schlag. Er vermochte nichts zu erwidern, als die gestammelten Worte: „Ich bin zu jedem Opfer bereit! Fragen Sie nicht nach den Kosten — tun Sie, was sich tun läßt, ohne alle Rücksicht auf mich!“ Und dann wandte er sich erschüttert ab, der junge Bergbeamte nickte ganz unmerklich und sagte vor sich hin: „Ja nun — nun!“ Herr von Herther kehrte zu dem Steiger zurück, er mußte sich zwingen, seinem Schritt und seiner ganzen Haltung Festigkeit zu geben. Sobald er näher kam, verließ der Steiger Felicitas, bei der er bisher stehen geblieben war, und flüsterte hastig:

„Herr Präsident, es wird notwendig sein, daß Sie beim Kreisamt in Wellerswaldau um Verstärkung der Gendarmerie bitten. Unter den Bergleuten, die nicht an den Arbeiten im ‚Gut Heil‘-Schacht helfen können, grollt's und kocht's. Der Schmerz, die Angst und die Verzweiflung machen die meisten unsinnig! Wenn der Generalinspektor Mertel nicht das Weite sucht, kann es ihm schlimm ergehen, wir vermögen nichts dagegen — haben Besseres zu tun, als den zu schützen! Für Sie und Ihr Haus möcht' ich die Gendarmen hier wissen. Die letzte Untersuchung des ‚Gut Heil‘-Schachtes am Sonntag durch Ihren Herrn Schwiegersohn hat böses Blut gemacht. Es gibt eben Kerls, die weder Vernunft noch Dankgefühl haben und bei dem Unheil alles vergessen, was Ihnen die Knappschaften schon schuldig geworden sind. Wenn der Herr Doktor heute nicht gerade immer neben Ihnen wäre! —“

„Herr Hofrat Doktor Lohmer ist vorhin nach Forstenburg zurückgereist,“ unterbrach der Präsident den verlegen werdenden Steiger.

„Wirklich! Nun, um so besser!“ entgegnete Eckhold, ohne seine Betroffenheit verbergen zu wollen. „Der Herr Doktor kann ja nichts dafür, daß ihm die Steiger nach dem Munde geredet haben! Hätte er nur nicht damit gedroht, daß Sie alle Arbeiter entlassen würden, sobald eine Reparatur in der Schachtzimmerung notwendig werde. Das frißt und schwärt nach Herr Präsident! Aber wir werden ja die Ingrimmigen wohl abhalten können, Schande auf uns zu bringen. Nichts für ungut, Herr, ehe Sie einspannen lassen, will ich ein Wort mit der Frau Holm reden, die meinen Leuten droben ein Warmbier schaffen muß.“

Der Steiger und Herr Hart, der sich auf einem Seitengang wieder genähert hatte, verließen zu gleicher Zeit den Garten. Der Präsident eilte mit einer Art Ungestüm auf die kleine Erhöhung zu, über die der alte Lindenbaum seine Äste streckte — er wollte an dieser lauschigsten einsamsten Stelle des Gartens allein sein mit seinem von Weh und bittern Empfindungen übervollen Herzen. Felicitas folgte ihm, von dunkler Besorgnis getrieben auf dem Fuße. Sie sah, wie ihr Vater gleichsam suchend in das weite, stille Tal hinausblickte und dann mit klagendem Laut vor sich hinsprach: „Nur einen, einen Menschen voll Jugendkraft und Jugendmut, der mir zur Seite stünde! Nur einen, dem ich ganz vertrauen dürfte, der fühlte wie ich und wagen könnte, was ich nicht mehr zu wagen vermag!“ — Herr von Herther schlug die Hände vor das Gesicht, er fühlte in dieser Minute, daß die weite Welt den Menschen nicht trage, dessen er jetzt bedurfte.

In Felicitas' Seele aber wogte und zuckte es, wie in der dunklen rotangehauchten Wolke über dem Herlaswald

und wie dort ein goldner Blitz und danach eine Garbe flammender Lichtstrahlen durchbrach, schoß blendendes Licht durch ihren Sinn — sie faßte beide Hände ihres Vaters, dunkles Rot übergoß ihr bleiches Gesicht und sie rief selbstvergessen: „Du hast recht — du bedarfst seiner — ruf Erich Franken herzu, ruf ihn zu dir!“

Herr von Herther starrte mit ungewissem, halberschrocknem, halbstrengem Blick auf sein Kind — er fürchtete die Erschütterung des gestrigen Tages habe sie des klaren Denkens beraubt. Aber ehe er die Lippen zu öffnen vermochte, fuhr sie in einem Tone fort, der ihm durchs Herz schnitt: „Fürchte nicht, daß ich an mich gedacht habe! Selbst heute und jetzt hätte ich ihn nicht vor dir zu nennen vermocht, wüßte ich nicht durch Doktor Lohmer, daß er gebunden, verlobt, in ein neues Leben eingetreten ist. Aber ich weiß auch, daß er der Mensch bleibt, der sich alten Freunden in ihrer tiefsten Not nicht weigern wird, der dir sein und geben kann, was dich aufrecht erhält. Er muß noch mit Max Lohmer in München sein — rufe ihn herzu!“

Herr von Herther suchte sich zu sammeln und wehrte Felicitas' flehend erhobne Hände ab. Es war ihm, als werde er jedem gewohnten Boden entrissen und treibe auf eine wilde uferlose Flut hinaus und doch hatte der Gedanke, den Felicitas' bebende Lippen wiederholt aussprachen, den Hilflosen bereits ergriffen. — Er sah mit einem Male Erich Frankens Gesicht vor sich, wie er es in den ersten Tagen der Begegnung mit ihm voll warmen Anteils und innrer Freude gesehen, die Erinnerung an die Brandnacht in Forstenburg schoß durch seinen Sinn, er mußte sich auf die Mauer stützen, um aufrecht zu bleiben. Und dann sagte er leise:

„Felicitas! Erich Franken und ich! — alte Freunde! Wenn ich alles beiseite setze, was gegen deinen unbedachten Rat aufschreit — und wenn es mit ihm steht, wie du sagst — kannst du im Ernst glauben, daß er kommen wird?“

„Ich glaube es fest,“ versicherte das Mädchen mit einer ruhigen Zuversicht, die Herrn von Herther ergriff. „Als wir uns im Herbst auf dein Geheiß für immer trennten, faßten wir auch wohl ins Auge, daß eines von uns des andern in Freundschaft bedürfen könne. Wir wähnten, daß es lange Jahre währen müsse, bis das einmal notwendig werde. Nun es so gekommen ist, haben wir keine Wahl, glaube das eine Mal der Stimme, die in mir spricht, rufe Erich an deine Seite, laß mich ihn rufen!“

„Und du?“ fragte der Präsident. „Wenn ich in der Gefahr des Sinkens nach dem Balken fasse, den du mir zeigst, was wird aus dir! Willst und kannst du neben ihm stehen, der eine neue Liebe gefunden hat?“

„Er wird kommen, weil du seiner bedarfst, und wird gehen, sobald er es vermag,“ entgegnete Felicitas mutig. „Ich will nichts, als dir helfen und ihn glücklich sehen. Ich habe die Zuversicht, daß er, wenn es hier Hilfe gibt, sie bringen wird; ich bitte dich noch einmal, Vater, folge meinem Rat. Wir senden ein Telegramm an ihn, das ihm alles sagt — du sollst sehen, wie ich ihn rufe.“

Herr von Herther erwiderte nichts mehr, er ging still und mit einem Ausdruck von Willenslosigkeit neben Felicitas, die ihn dem Hause zuführte. Hier fand er den Steiger Eckhold bereits seiner harren. Er wollte noch ein Wort zu Felicitas sprechen — sie war bereits in ihr Zimmer enteilt. Der Wagen rollte vor das Haus und

der Steiger begriff nicht, warum der Präsident noch zögere, einzusteigen. Herr von Herther ging mit wachsender Unruhe auf dem Flur auf und ab — schon nach einigen Minuten erschien sein Kind wieder, ein Blatt in der Hand — das sie ihm — ein siegreiches Lächeln auf dem blassen Gesicht — überreichte. Er las aufmerksam, prüfte gleichsam jeden Buchstaben:

„Baumeister Erich Franken. München. Briennerstraße. Die furchtbare Katastrophe in unserem Kohlenwerke ‚Gut Heil‘ macht meinem Vater den Beistand eines jüngeren Freundes, auf dessen Herz und Opfermut er ganz bauen kann, zur dringendsten Notwendigkeit. Wenn es eine Möglichkeit für Sie gibt, zu kommen, so eilen Sie angesichts dieses zu uns! Jede Stunde Verzug raubt eine Hoffnung der Hilfe! Im Namen meines Vaters bitte ich Sie, sich als unser Freund zu erweisen. Herzliche Grüße Ihrer holden Braut — die, wie ich fest vertraue, nicht zögern wird, Sie in diesem einen Falle zu uns zu entsenden! In fester Zuversicht Ihres Kommens.
Felicitas von Herther.“

Der tiefgebeugte Mann ließ das Blatt fallen und umfaßte plötzlich mit einer schmerzlichen Bewegung seine Tochter: „Felicitas, mein armes, armes Herz, wenn der Freund, den du rufst, nicht kommt, so bist du morgen um so viel ärmer an Zuversicht, an Selbstgefühl und frommem Glauben, als dein Vater seit gestern ist!“

„Aber er wird kommen!“ rief Felicitas und das Leuchten einer unerschütterlichen gläubigen Zuversicht erhellte wiederum, wie vorhin im Garten, ihr blasses, verweintes Gesicht. Herr von Herther ließ sie aus seinen Armen, eilte vor das Haus und befahl seinem Kutscher

mit einer Stimme, die halb zornig klang und halb von seinen hervorbrechenden Tränen erstickt ward, nach dem Schachte „Gut Heil“ hinaufzufahren.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Am gleichen goldenen Augustsonntag, an dem Professor Max Lohmer unter den Bäumen von Weidenwald im Buchsfelde sich bereits viele Meilen hinweg nach München und den Voralpen hinträumte, war eine frohbewegte kleine Gesellschaft schon in der Frühe von München nach dem Starnberger See aufgebrochen. Ihr Ziel, einen prächtigen Waldhügel mit Rasenabhängen zwischen Ambach am See und Schloß Eurasburg, hatten sie vor Mittag erreicht und auf dem Hügel, angesichts des Sees und der Alpenkette im Süden, ein buntfarbiges Lager aufgeschlagen. Es war eine Genossenschaft junger Künstler, die sich zu einem heitern Sommerfeste im engsten Kreis seit Wochen vorbereitet und am Ende nicht zu hindern vermocht hatten, daß, durch Beziehungen des einen und des andern, der Gesellschaft allerhand fremde Elemente beigemischt waren. Die Stimmung und die festgesetzte Weise des Festes waren dadurch nicht gestört worden — die Fahrt von München nach Starnberg und dann in zwei eigens gemieteten Schiffen über den See hatte die Festteilnehmer schon hinreichend verbunden und für die frische Luft empfänglich gemacht, die ihrer auf dem Hügel harrte. Mit zierlich bewimpelten Zelten und kleinen Lagerfeuern, mit malerisch bunten Trachten, die plötzlich, wie durch Zauberei, erst einzeln und dann immer zahlreicher zum Vorschein kamen, war die reizend gelegene Stelle binnen einer Stunde zum

Rasteplatz eines Häufleins von Landsknechten und fahrenden Schülern verwandelt worden, die sich hier auf irgend einem Welschlandszuge zusammengefunden hatten. So weithin das Lager mit seinem Farbenschimmer leuchtete, noch weiter klang es in Liedern und frohem Lachen ins Land hinaus. Übrigens war's ein wunderliches Lager und weckte den Glauben, daß Landsknechte und fahrende Schüler auf ihrem Zuge gemeinsam irgend ein reiches Schloß geplündert hätten. Wo die heiße Sommersonne zudringlich über die lichtern, schattenlosen Stellen ins Lager dringen wollte, schützten kostbare Zeltstoffe um die Wette mit den schönen Ahornbäumen die hier Rastenden. Über den Rasen waren Teppiche gebreitet, die sonst nicht zum Heergerät und Reisebündel wandernder Soldknechte und Lateinschüler gehören. Außer den farbigen Wämsern und Baretten in Sammet und Seide, außer wallenden Federn, blitzenden Gürteln und echten Waffen, sah man reiche Trinkgeschirre, silberne Kannen und Schüsseln — die sich im Bilde prächtig genug ausnahmen, aber auf Raub deuteten. Und noch entschiedener schienen die zechenden Gesellen nach holder, lebendiger, als nach reicher Beute getrachtet zu haben. Nur wenige der Frauen, die fröhlich zwischen ihnen saßen, waren in die Tracht des sechzehnten Jahrhunderts gehüllt, obschon diese den wenigen reizend zu Gesicht stand, und es weitaus die lieblichsten Gesichter, die schlanksten Gestalten waren, die dem Lager unmittelbar angehörten. Zahlreiche andere Frauen und Mädchen in lichten Sommerkleidern hatten nur durch irgend ein Zeichen, eine phantastische Kopfzier, eine rasch umgeschlungene Schärpe, einen grünen Zweig, ihre Zugehörigkeit zu der fröhlichen Schar auch äußerlich bekundet. Die jungen Künstler hatten zur Eröffnung

des Tages ein Spiel von Landsknechten und fahrenden Schülern aufgeführt und waren in den kleidsamen Hüllen verblieben — die Zuschauer hatten sich nach dem Ende des Spiels mehr oder minder der lustigen Fiktion angeschlossen, die das kleine Fest belebte. Und so herrschte in beinahe allen Gruppen, in die sich die Gesellschaft aufgelöst hatte, eine heitere, phantastische Stimmung. Man war glückselig, der Wirklichkeit einen Tag entrückt zu sein, und zeigte sich den unermüdlichen guten Gesellen, die mit Schwänken, kleinen Aufzügen und frischen Improvisationen die Lust zu erhalten und zu erhöhen suchten, herzlich dankbar.

Freilich nicht allerwärts und am wenigsten bei jener Gruppe, die unter dem letzten Ahornbaum am linken Abhang des Hügels auf einem auffällig kostbaren Teppich Platz genommen hatte. Hier waren weder Landsknechte, noch fahrende Schüler zu erblicken, eine ganze Anzahl von Herren und Damen in modisch eleganter Kleidung hatte sich um ein besonders reiches Mahl vereinigt, und nur der galonierte Diener, der die kalten Speisen umherbot und den Wein einschenkte, erinnerte daran, daß auch diese Gruppe zum Feste der „Münchner Mappe" gehöre. Denn als vorhin Murren über die Absonderung und den Diener, der völlig programmwidrig sei, an mehr als einem Wachtfeuer und hinter mehr als einer Bowle laut ward, hatten ein paar der Vorstände mit rascher Entschlossenheit dem Betreßten eine schöne bunte Narrenkappe mit silbernen, klingenden Schellen aufs Haupt gestülpt, und ein durch sein schönes, wenn schon verlebtes Gesicht, seine elegante Haltung ausgezeichneter jüngerer Mann innerhalb der kleinern Gesellschaft hatte mit einer gewissen Heftigkeit den andern bedeutet, daß der Diener den ihm aufgenötigten

Schmuck behalten müsse. Er war sogar aufgesprungen und hatte sich bis zu einer Gruppe in der Mitte des Hügels herangedrängt, wo eine reizende junge Dame in reicher, phantastischer Tracht, deren Gesicht von Lebenslust und Heiterkeit strahlte, flatternde blaue Bänder, die der Farbe ihres Kleides entsprachen, verteilte, und hatte eins dieser Bänder gefordert. Die übermütige Schönheit hatte sich einen Augenblick besonnen, ob sie das Band geben sollte, dann hatte sie lachend gesagt: „Wohlan denn, unter der Bedingung, daß Sie meine Farben auf Ihrem Zylinder tragen, Herr Hofkapellmeister.“ Er hatte lächelnd das Band genommen und eine Nadel dazu erbeten und war dann mit dem blauen flatternden Zeichen am Hut zu seiner Gesellschaft zurückgekehrt. Hier empfingen ihn namentlich zwei der Damen, die sich auf dem großen Smyrnaer Teppich niedergelassen hatten, mit verwunderten, beinahe mit mißbilligenden Blicken, während umgekehrt dergleichen Blicke dem schlanken, schwarzlockigen, dunkeläugigen Manne aus der Künstlergruppe nachgesendet wurden, die um die Trommeln der Landsknechte zu einem Würfelspiel vereinigt war.

„Wer ist der Fremde, mit seiner unbehaglichen Gesellschaft? Wer hat ihn eingeführt?“ — „Cardinelli, der Kupferstecher!“ — „So ist's ein Italiener?“ — „Nein, ein Russe, hör' ich — Arsakoff, berühmter Virtuos, Kapellmeister des Herzogs von Forstenburg.“ — „Er sieht doch wie ein Italiener aus — bis auf die tatarische Nase!“ — „Die Hallweg kennt ihn gleichfalls! Einen Gefallen hat er uns und wie's scheint auch sich mit den Herrschaften nicht getan, die er zur Gesellschaft mitgebracht hat. Sie sehen aus, als ob sie sich zu gleicher Zeit langweilten und sich über uns lustig machten! Die kleine

schwarzhaarige Dame ist seine Frau! — Erich Franken ist Forstenburger und weiß von ihm!" — „Erich Franken weicht ihm aus; schon in München am Bahnhof — ich sah es diesen Morgen ganz deutlich." — „Wo ist Erich?" — „Natürlich sitzt er bei der Hallweg!" — „Nein, nein — er saß, aber er ist vorhin mit Dernburg, dem Bildhauer, ein Stück den Weg nach Eurasburg hinaufgegangen."

So klang und schwirrte es bei der Würfeltrommel; wenn der fremde Musiker, der sich wieder gesetzt hatte, scharfe Ohren besaß, so mußte er hören, daß von ihm ohne freudigen Anteil die Rede war. Nichts im Gesicht Camillo Arsakoffs verriet indes, daß ein Wort aus dem Landsknechtkreise herüber zu ihm drang. Er hatte mit einer kurzen, unfreundlichen Bemerkung die verwunderten Fragen seiner Gattin, warum er das lächerliche blaue Band an seinem Hut befestigt habe, beendet. Aber neben Frau Gabriele saß die zweite, die ältere Dame, die Gräfin Platoff, mit harten, scharfen Gesichtszügen, mit funkelnden kleinen Augen, die eben das ganze farbenprächtige Bild umher gemustert hatten und jetzt auf den ungeduldigen Musiker zurückblitzten.

„Ihre Frau hat recht, Camillo — der Einfall mit dem blauen Bande hilft uns nicht dazu, daß uns die edle Genossenschaft hier zu den ihrigen rechnet. Wir machen in der Tat unter dem Theaterflitter eine traurige Figur, und im ganzen wär's besser gewesen, wenn Sie uns gar nicht zur Teilnahme an diesem Sommermummenschanz beredet hätten!"

Die junge Frau sah mit einem dankbaren Blick, in dem sich zugleich eine eigentümliche Hilflosigkeit verriet, die russische Gräfin an, deren Worte bei der übrigen, auf

dem gleichen Teppich lagernden Gesellschaft sichtlich Beifall fanden. Camillo Arsakoff gab sich freilich nicht sogleich besiegt, er sagte mit verständlichem Achselzucken: „Nun, es ist jedenfalls unsre Schuld, wenn wir uns hier nicht erquicken. Die mit ganzer Seele bei dem Vergnügen sind, tragen auch etwas davon! —“

„Gewiß, Kopfweh und vielleicht Beulen,“ versetzte die Gräfin und streifte mit ihrem Auge die trinkenden und fröhlich plaudernden Gruppen. „Den Herren da traue ich zu, daß sie vor Abend von ihren geborgten Waffen Gebrauch machen, wenn sie nicht einen festen Prügel vorziehen. Hören Sie einmal hinüber, der Streit über Piloty und Defregger ist zwar nicht landsknechtsmäßig, doch ist's leicht möglich, daß die Streiter mit Dreinschlagen zu ihrer Fiktion zurückkehren. Wir gehören nicht hierher und sind überhaupt schon zu lange in München; es ist Zeit, daß wir an die Reise nach Petersburg denken. Sie brauchen gut zwei Monate, um sich wieder einzuführen — warum wollen wir hier zögern?“ — Auf russisch, so daß es Frau Gabriele Arsakoff nicht verstehen konnte, fügte sie hinzu: „Ich kenne den Magnet wohl, der Sie hierhergezogen. Sie wissen, daß ich weder prüde noch unfreundlich bin, aber ich wünsche nicht, daß Sie sich lächerlich machen. Die schöne Frau Hallweg hat nur Augen für Ihren Nebenbuhler — und mich dünkt, der Herr Architekt hat Ihnen schon im Münchner Bahnhof gezeigt, wie gut er über den Ausgang Ihrer Forstenburger Abenteuer unterrichtet ist, und wieviel wert Sie ihm sind. Ich gebe zu, daß Sie sich nicht sonderlich um die Meinung dieses Herrn zu kümmern haben, aber wer mag denn gern Insolenzen ertragen, wenn es ihm nur einen kleinen Entschluß kostet, ihnen auszuweichen?“

Der Virtuos, dessen schönes Gesicht seit seinem Weggang aus Forstenburg, seit dem doch nur Monate hinter ihm lagen, auffallend gealtert war und gelegentlich einen Zug schlechtverhehlten Verdrusses und Trotzes zeigte, begnügte sich, in der gleichen Sprache zu antworten: „Wenn ich gehe, so geschieht's, um Ihren Wünschen zu entsprechen, nicht um diesem Herrn Franken auszuweichen. Für jetzt wär's doch am besten, wir suchten etwas von der allgemeinen Fröhlichkeit zu erhaschen. Meine Frau freilich kann wieder einmal nicht darüber hinweg, daß nicht jedermann hier die Tochter des Herrn Hofbankiers in ihr ehrt."

„Konsequenzen, mein Freund, leidige Konsequenzen dessen, was Sie durchaus gewollt," versetzte die Gräfin. „Beklagen Sie sich übrigens nicht zu sehr; Ihre Ehe ist immer noch eine von den seltnen, in welchen die Annehmlichkeiten mit den Jahren wachsen. Und seien Sie ein wenig freundlicher mit Ihrer Frau — Sie haben vielleicht für Petersburg einen glücklichen Brief von ihr an den Herrn Kommerzienrat nötig! — Nicht so pensiv, meine Liebe," wandte sie sich wieder deutsch sprechend zu Frau Gabriele, „Camillo meint eben, daß wir bis zum Spätnachmittag hier aushalten müssen, uns aber bei der Heimfahrt von der edlen Künstlergilde trennen werden."

Der Musiker, der nichts dergleichen gemeint hatte, verbarg seinen Ingrimm über die gebieterische Weise seiner Gönnerin hinter einem leichten Lächeln. Die junge Frau, die sich in der phantastisch-fröhlichen Umgebung unter den Bäumen und dem blauen Himmel durchaus unbehaglich fühlte, atmete jetzt doch erleichtert auf, daß ihr Gatte und die Gräfin die besondere Unterredung in

der ihr unverständlichen Sprache aufgegeben hatten. Sie vermochte sich des Verdachtes, daß von ihr unfreundlich gesprochen werde, trotz aller unterwürfigen Verehrung für die Gräfin, nie zu entschlagen. Sie war beinahe erfreut, daß Arsakoff nach wenigen Minuten, in denen er am allgemeinen Gespräch teilgenommen, aufsprang und sich wieder dem Kreise näherte, der die schöne junge Frau umgab. Frau Gabriele empfand zu lebhaft, daß die Verwandten, die sie auf der Reise getroffen und zur Teilnahme an diesem Fest veranlaßt hatte, ihren Gemahl in eine gereizte und verdroßne Stimmung versetzten, und wollte trotz einer eifersüchtigen Wallung ihn noch lieber aus dem lustigen Kreise laut lachen hören, als die Ihrigen unter seiner auffahrenden Ungeduld leiden sehen. Sie vermochte ja wenigstens mit den Augen zu überwachen, was er tat, und sie nahm nur zu bald wahr, daß er der jungen Schauspielerin ein Gesicht zeigte, das sie selbst kaum in den Tagen ihres Brautstandes wahrgenommen hatte. Herr Camillo aber, der gleichfalls gelegentlich nach ihr und der Gräfin Platoff zurückblickte, sagte sich innerlich zürnend: „Ich muß doch wenigstens erfahren, wie kurz die Kette ist, an der sie mich halten! Wenn es das Schicksal noch irgend wohl mit mir meinte, würde es mich vor allen Dingen von meiner teuren Freundin Platoff befreien. Sie muß reinzu gar keine Ressourcen mehr haben, sie klammert sich fester an mich als je, und ich fühle wahrhaftig ihren knöchernen Griff im Nacken!“

Aber während er diese unerfreulichen Gedanken hegte, wußte er gleichwohl das über die Schultern andrer mit der Festkönigin angeknüpfte neckische Gespräch fortzuführen. Er hatte mit Befriedigung wahrgenommen, daß Erich

Franken, der ihn heute ein paarmal aus der Nähe der reizenden Frau verscheucht, jetzt weder neben ihr, noch unter den durcheinanderwogenden Festteilnehmern zu sehen war. Und so wußte er zwischen ein paar stattlichen Landsknechthauptleuten hindurch, die an Werktagen treffliche Landschaftsmaler und immer liebenswürdig nachgiebige Menschen waren, den Platz auf einem Baumstumpf zu gewinnen, den Erich Franken vorhin eingenommen hatte, und über dem der Scharlachmantel des Abwesenden gebreitet lag. Über das liebliche Gesicht der jungen Schauspielerin flog es wie ein leichter Schatten, als der elegante junge Musiker diesen Sitz einnahm und mit einem verständlich bittenden Blick ihre Erlaubnis dazu einholen wollte. Sie rief ihm lächelnd zu: „Wir sollten eigentlich gar nicht dulden, daß Sie sich hier niederlassen, da Sie uns nicht die Ehre angetan haben, am eigentlichen Fest teilzunehmen. Wüßte Ihr Pariser Schneider, wo Sie sitzen, er würde in Verzweiflung sein — und unter uns zählen Sie wahrlich nicht."

„Meinen Sie wirklich, schönste Dame, daß man Mut behält, ein so lustiges Kleid anzulegen, wenn man tagaus, tagein in solcher Gesellschaft ist?" fragte Arsakoff leise und mit einer bezeichnenden Handbewegung nach denen, die er eben verlassen hatte.

Die junge Frau folgte mit ihrem Blicke dem des Musikers nicht, ihr liebliches Gesicht mit den strahlenden blauen Augen richtete sich im Gegenteil mit auffälligem Ernst nach Arsakoff, und in ihrer wohllautenden Stimme war ein Klang wirklicher Entrüstung, indem sie entgegnete:

„Warum sagen Sie mir dergleichen, Herr Hofkapellmeister? Sie haben sich Ihre Gesellschaft frei gewählt,

Sie könnten nicht eine Woche ohne solche sein! Und Ihre Frau Gemahlin ist darunter!“

„Wollen Sie andeuten, daß das die Sache verbessert?“ versetzte der Musiker mit bitter geringschätzigem Lächeln. „Wissen Sie so wenig vom Leben, daß ich Ihnen erzählen muß, wie einem Menschen an der Seite des Teuersten abwechselnd siedend heiß und fröstelnd zumute sein kann? Ich habe mir sagen lassen, daß Frau Anna Hallweg andre Lebenserfahrungen hat, und mutmaße, daß Sie sich auch jetzt nicht gerade Ihren Herrn Gemahl zur Seite wünschen!“

Arsakoff sah dabei vor sich nieder, und seine Hand spielte nachlässig mit dem Zipfel des roten Mantels, auf dem er saß. Die junge Schauspielerin erwiderte ihm nur mit einem zürnenden Blick — sie wollte vor den Umstehenden, die aufmerksam zu werden begannen, Erinnerungen und Empfindungen nicht profanieren, auf die der Musiker keck anspielte. In dem einen Blick hätte ein andrer als Camillo Arsakoff eine empfindliche Zurückweisung gelesen, ihm galt er nur als ein Zeichen, daß er die schöne Frau in wirkliche Erregung versetzt habe und ihr einen Schritt näher gekommen sei. Er wich nicht von ihrer Seite und besiegte mit seinem liebenswürdigsten Lächeln und einer plötzlich erwachenden sprühenden Lebendigkeit die jungen Festgenossen, die anfänglich finstere Mienen gezeigt hatten. Die junge Frau aber sah umsonst über die Zelte des Lagers hinaus und zwischen den Bäumen und Büschen, nach dem Wege, der talwärts lief und drüben einen andern Hügel wieder anstieg. Der, der den Unwillkommenen neben ihr verscheucht haben würde, wollte sich nicht zeigen und war in der Tat viel weiter entfernt, als sie annahm.

Erich Franken hatte bis vor etwa einer Stunde mit voller Lust an dem Künstlerfest Anteil genommen und war dann im Gespräch mit seinem alten Freunde, dem Bildhauer Dernburg, der seit einigen Wochen in München verweilte, den lauschig grün umhegten Weg hinab und bis zum jenseitigen Hügel gegangen, ohne daß er an längere Entfernung aus dem bunten heitern Kreise gedacht hätte. Sie verbot sich von selbst, da er wie Dernburg in der farbigen malerischen Tracht einherging, die die größere Anzahl der Festgenossen trug. Beiden jungen Männern stand das fremdartige Kleid gut zu Gesicht und hob ihre Gestalten, die stattliche Erichs zumal, und wie sie über den Festplatz und den Hügel abwärts gegangen waren, hatten ihnen nicht bloß die blauen Augen der schönen Frau Anna beifällig nachgesehen. Sie hatten um so weniger darauf geachtet, als sie im Herabsteigen des prächtigen Ausblicks auf die Alpenkette im Süden inne wurden. Die Züge und Spitzen des Wetterstein- und Karwendelgebirges hoben sich im Licht des Mittags wundervoll vom Sommerhimmel ab, die Seefläche seitwärts und unmittelbar unter ihnen, bildete mit den Waldeinschnitten einen köstlichen Vordergrund zu dem Prachtbilde. Die beiden Freunde genossen dasselbe einige Minuten stumm, dann sagte Erich:

„Der Anblick macht wieder still nach allem Lärm, den wir hier verführen. Es ist ein gelungenes Fest, und doch ist mir zumute, als gehörte ein Überschuß von Stimmung dazu, um es recht aus dem vollen zu genießen.“

„Nun, du wenigstens solltest den Überschuß haben,“ entgegnete Dernburg. „Wem das Glück wohl will wie dir und die reizendste Festteilnehmerin so zur treuen Ge-

nossin gibt! — Ich wahrhaftig hätte mich an deiner Stelle keinen Augenblick von ihr getrennt."

„Wir kehren ja alsbald zu ihr zurück," versetzte Erich. „Du hast recht, ich sollte mit ganzer Seele dort sein — und es tut mir weh, daß ich's nicht bin. Aber der Mensch kann selbst Wind und Wetter leichter regieren als sein törichtes Herz! — Ich denke oft am Morgen, es koste nur einen letzten Entschluß, ein neues Leben zu beginnen — und ehe es Mittag wird, fühle ich, wie sich die Fäden aus dem alten leise, leise herüberspinnen und mich zurückziehen, wohin kein Zurückkommen ist! Und ich muß es am Ende doch über mich gewinnen. Du sprachst vorhin von einem Briefe aus Forstenburg — was hat er dir gebracht?"

„Was dort die große Neuigkeit ist. Sie fürchten, daß sie bald ihren ehernen Herzog verlieren. Er hält sich straff aufrecht, und Herr Hofrat Lohmer gibt die besten Versicherungen. Aber der alte Lorberg und alle, die um ihn sind, wissen, daß es nicht lange mehr währen kann. Ich sollte Bedenken tragen, meine Statuen zum Mausoleum so bald fertig zu machen. — Die Vollendung dieses Werkes gehört zu den wenigen Dingen, die ihn noch anregen und aufwecken!"

„Der Tod der Prinzessin muß ihn völlig aus seinen Gleisen gerissen haben!" sagte Erich. „Ich höre, daß er mit leidenschaftlichem Eifer den Fortschritten deiner Arbeit folgt und ernsten Teil an ihr nimmt. Alle Kunst lag ihm sonst fern, und er mußte sich zwingen, ihr gegenüber mit einigem Anstand seine Repräsentationspflichten zu erfüllen."

„Es ist seltsam, wie er sich zu meiner Arbeit stellt," pflichtete der Bildhauer bei. „Er freut sich an jedem

Vorrücken, hängt mit Leidenschaft an dem Entwurf, den er ursprünglich mit mir vereinbart hat, und dabei zieht er unter der Hand bei aller Welt Erkundigungen über mein Können ein und sucht sich zu vergewissern, daß ich genugsam in Ehre und Ansehen stehe, um dem Denkmal, das er der armen lieblichen Stephanie errichten läßt, Beachtung zu sichern! Er scheint zu glauben, daß das Andenken an seine Tochter und die Erinnerung künftiger Geschlechter an ihn selbst von der Trefflichkeit meines Werkes abhänge. Ein paarmal, wenn er mit mir allein war, hat er mich in rührenden Worten beschworen, mein Bestes zu tun, um dem Marmor die Dauer zu sichern!"

„Und im Leben hat er es nie vermocht, der armen Prinzessin nicht fühlen zu lassen, daß sie für ihn eine Enttäuschung und eine Last gewesen ist," sagte Erich, mehr vor sich hin als zu seinem Genossen. „Aber was wollen wir mit dem Herzog rechten! wir, die wir selbst mit Herrn Camillo Arsakoff in fröhlicher Gemeinschaft sind."

„Ich sah es wohl, daß seine Gegenwart dich befing und störte," erwiderte Dernburg. „Du kannst ihn, glaube ich, seinem Geschicke überlassen — er mutet mich an, wie ein Spieler, der auf falsche Karten gesetzt hat! Die russische Gräfin mit dem wölfischen Gesicht wird dafür sorgen, daß ihm nicht zu gute Tage blühen, sie scheint ihn fest zwischen ihren Klauen zu haben!"

„Was kümmert mich sein Hiersein!" rief Erich mit plötzlicher Aufwallung. „Mag er Herrn Hildheimers Millionen erben, und den Ruhm ernten, der dem Künstler mit goldenem Boden unter den Füßen heute gewiß ist. Auch er gehört zur Zeit — ein Jahrzehnt ohne Ideale muß den Künstler ohne Ideale haben! Aber sein Anblick

mahnt mich an das, was ich verloren habe, er hängt mit allen süßesten und schmerzlichsten Erlebnissen von einst zusammen! Er ruft mir Stunden und Züge wach, Freund, die mich alles, was vor mir liegt, alles, vergessen lassen — und ich gäbe etwas darum, wenn ich ihn heute nicht erblickt hätte!"

„Du hast deiner Empfindung selbst das Urteil gesprochen, Erich, als du vorhin sagtest, du müßtest es am Ende über dich gewinnen, mit alten Träumen abzurechnen!" antwortete der Bildhauer. „Ich glaubte dich weiter — und du kannst mindestens nicht sagen, daß das Leben karg gegen dich gewesen sei. Wer mit dreißig Jahren sein Dasein und seine Zukunft an eine Erinnerung hingibt, wird mit fünfzig der Reue schwer entrinnen."

„Das ist denn eben die Frage," versetzte Erich mit sinnendem Ausdruck. „Ich möchte euch recht geben, und werde euch am Ende recht geben. Wüßte ich nur, daß eure gepriesene Gesundheit nicht selbst wieder eine Krankheit sei. Warum sollte ein Mensch nicht das Recht haben, sich einen hohen Preis seines Mühens und Ringens, ein Ziel seines Lebens zu setzen, und wenn er Preis und Ziel nicht erreichen kann, gelassen, ohne Bitterkeit und Ungeduld auf andre zu verzichten? Warum sollte ihm nicht aus der Treue, die er seinem ersten und besten Gefühl gezollt, am Ende eine tiefere Befriedigung quellen, als aus dem Hintersichwerfen dessen, was für das längste Leben ausgereicht hätte?"

„Darum, weil Blut und Lebensdrang und ein gesundes starkes Herz dagegen sprechen," rief Dernburg, und seine Augen blitzten. „Soll ich deinen Mephisto abgeben — merkst du nicht selbst, daß du bloß vor dem Graben stehst und den kleinen Anlauf scheust, dich hinüberzu-

schwingen? Komm, Erich — deine Betrachtungen sind an keinem Tage gut und heute ein dreifaches Unrecht! Wir wollen zurück — die schönen Stunden sind nur kurz und ich will's deiner Freundin überlassen, dich endlich zu überzeugen, daß man sie nutzen muß! Wir wollen hinüber."

„Noch nicht gleich," sagte der junge Baumeister, und über sein offnes Gesicht ging ein Erröten. „Ich muß noch mit dir sprechen, morgen wird Max Lohmer eintreffen und mich ein paar Wochen mit in die Alpen hinwegnehmen, gleich danach muß es Ernst werden mit dem innern Ausbau des Schlosses im Böhmerwald. Ich habe auch auf dich gezählt — laß dir sagen, wie ich mir deine Mitwirkung denke!"

Und er zog den Bildhauer auf einen schmalen Weg, der in einen kleinen, mit Erlen bestandenen Grund hinabführte. „Der Pfad hier bringt uns in einer halben Stunde Umweg auf unsern Festhügel zurück — ich verspreche dir, dann doppelt heiter zu sein!"

Dernburg wollte widerreden — obschon er empfand, daß Erich Fassung gewinnen und nicht mit der Stimmung des eben beendeten Gesprächs in den frohen Kreis zurücktreten wolle. Er folgte jedoch nach einigem Widerstreben und bald schlugen die Büsche hinter den jungen Männern zusammen — wie der Grund tiefer führte, war das bewegte Bild des lustigen Lagers ihren Augen entrückt und sie in grüner Waldeinsamkeit mit ihrer bunten Tracht die einzigen Zeugen des Festes, dessen Lärm immer ferner scholl und endlich völlig verhallte. Es währte gegen eine Stunde, ehe der Pfad, den sie in ruhiger Erörterung von Erichs künstlerischen Plänen dahingegangen waren, sich dem Hügel mit dem Festplatz, den sie jetzt von seiner

Rückseite erklommen, wieder näherten und das Geschwirr und Getön des Lagers, das sich inzwischen noch verstärkt hatte, erneut zu ihren Ohren drang. Der Bildhauer, dessen Gedanken anfänglich anderswo weilten, als bei Erichs Schloßplan und seinen Entwürfen, ward mehr und mehr gefesselt, ein paarmal blieb er stehen und fragte sich, ob dies derselbe Mann sei, den seine Freunde nach dem Forstenburger Theaterbau fast aufgegeben hatten. Doch je froher die Empfindung war, mit der ihn die reiche Phantasie des Freundes erfüllte, um so gewisser war's ihm auch, daß dieser prächtige Mensch nicht an einem verlornen Gefühl dahinkranken dürfe.

Durch das dichte Laub lachten die bunten Zelte des Festplatzes, hörten sie deutlich, wie die Geigen und Klarinetten, Hörner und Trompeten frische Tanzweisen anstimmten. Der Klang sagte ihnen, daß das Fest schon zu seinem zweiten Teile vorgerückt sei und trieb sie einigermaßen zur Eile. Erich schien durch den kurzen Waldgang verwandelt, er warf hin, daß es ihm unlieb sei, wenn er nicht rechtzeitig zum ersten Tanz mit der schönen Frau Anna erscheine und drängte sich mit einem gewissen Ungestüm durch die letzten hemmenden Büsche. Aber freilich, wie sich der Festplatz vor ihnen auftat, nahmen er und sein Genosse mit einem Blick wahr, daß es nicht der erste Tanz sei, der eben begonnen habe.

Der prachtvolle Ahorn in der Mitte des Hügels, der von einer gleichmäßigen Rasenfläche rund umgeben war, schirmte mit seinem Laubdach die Spielleute, die gleichfalls in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts rund um den Stamm saßen. Ein weißlockiger und weißbärtiger Sackpfeifer zwischen ihnen half das Bild charakteristischer, aber freilich die Musik nicht wohltönender machen. Fahrende

Schüler, die sich der Landsknechtstrommeln bemächtigt hatten, schlugen von Zeit zu Zeit ohrengefährliche Wirbel und drückten mit jedem derselben ihr besonderes Wohlgefallen an einem tanzenden Paare oder einer schönen Frauenerscheinung aus, die sich in den dichten Gruppen der Zuschauenden zeigte. Eben jetzt, als Erich und Dernburg den Weg emporkamen und in den Kreis traten, überdröhnten die unberufenen Trommler wieder einmal alle andern Klänge. Erichs erster Blick fiel zwischen den sich schwingenden Paaren, auf die schlanke Gestalt Frau Annas, die im Arm Arsakoffs leicht durch die Reihe flog. Der Musiker hielt sie umschlungen, preßte sie trotz ihres leisen Abwehrens immer fester an sich und warf aus seinen schönen dunklen Augen so flammende Blicke in die ihren, daß die liebliche Frau ihren Kopf an seine Schulter barg, um ihrem Tänzer nicht ins Gesicht sehen zu müssen. Sie hatte vorhin, als der Tanz anhob, mehrere Minuten gezögert, ob sie Arsakoffs dargebotene Hand annehmen sollte oder nicht, und es am Ende in einer leichten Anwandlung von Unmut über das lange Ausbleiben ihres Ritters dennoch getan. Nun Arsakoff, in dem plötzlich eine wilde Festfreude erwacht schien, mit ihr dahinwirbelte, war es ihr leid, daß sie ihm nachgegeben, denn sie fühlte sich im Bann dieser Augen beängstigt und nahm doch wahr, daß die Umstehenden Beifall jauchzten und den Kreis um die tanzenden Paare dichter und dichter schlossen. Frau Anna konnte die Gesellschaft ihres Tänzers nicht mehr sehen, aber sie erriet mitten in der Erregung des Tanzes, der Musik und der tollen Lust, die sie umwogten, daß von dort herüber höhnische und zornige Blicke nach ihr gerichtet wurden. Es war umsonst, daß sie ein paarmal sagte: „Jetzt ist's genug, lassen Sie uns aufhören,

Kapellmeister!“ — Arsakoff umschlang sie fester und tanzte weiter, der Atem der schönen Frau schien ihn zu berauschen, sein blasses Gesicht war jetzt glutüberhaucht und alle Lebensgeister in ihm erwacht, die in den letzten traurigen Monaten, seit er mit der reizlosen, armseligen Gabriele gereist war und dann wieder in der Gesellschaft der Platoff gelebt hatte, geschlummert hatten. Herr Camillo verwünschte in diesen Minuten, daß er nicht unter irgend einem Vorwand die Damen im Hotel zu den vier Jahreszeiten gelassen, die unvermeidliche Szene am Abend auf sich genommen und den goldnen Tag allein zwischen den Künstlern verlebt hatte. Und während ihn dieser Gedanke durchzuckte, tanzte er um so wilder und leidenschaftlicher und wäre beinahe über eine Baumwurzel gestürzt, als sich die junge Schauspielerin mit einem Male aus seinen Armen befreite und mit einem gewaltsamen Schritt aus dem Kreis den Ungestümen zum Stillstehen zwang. „Verzeihen Sie, ich kann nicht mehr,“ klang es von ihren Lippen. Arsakoff wollte ein schmeichelndes Wort erwidern, plötzlich fiel sein Blick auf die Reihe der Zuschauer. — Frau Anna Hallweg stand dicht vor einem Männerpaar und streckte Erich Franken und Dernburg ihre Hände entgegen. — „Endlich — endlich — ich zürne auf Forstenburg!“ sagte sie mit einem Lächeln, der Klang ihrer Stimme verriet, wie lebhaft sie durch die Rückkehr der beiden Freunde erfreut ward. Der Musiker, dessen Blut noch vom Tanz wallte, traf Erich mit einem herausfordernden Blick und stieß zornig hervor: „Ich habe die gnädige Frau für diesen Tanz engagiert.“ Er wollte seine Tänzerin wieder umfassen — da brach die Musik mit einem lustig-schrillen Klang der Bockpfeife und unter lautem, fröhlichem Gelächter der Anwesenden ab. Erichs

Antwort wäre nicht mehr nötig gewesen, doch sagte er kühl, indem er Annas Arm nahm:

„Wir halten hier ein kleines Fest unsrer ‚Mappe‘, Herr Hofkapellmeister — keinen Ball! Frau Hallweg hat mir die Ehre erwiesen, mich für heute zu ihrem Ritter anzunehmen, — Sie verzeihen daher, daß ich mich meiner Pflicht erinnere.“ Er führte die junge Frau nach dem Platze zurück, an dem vorhin sie, er selbst und Dernburg und dann an seiner Stelle der Musiker gesessen hatte.

In Arsakoffs Gesicht wich die fliegende Glut rasch einer zornigen Blässe, er hätte am liebsten mit einer Beleidigung erwidert, und empfand doch im gleichen Augenblick, daß ein Streit mit dem jungen Baumeister ihn der Schauspielerin nicht näher bringen werde. Indem er der schönen Frau und Erich nachsah, ward er plötzlich von seiner Gattin angesprochen, die ihren Verwandten und der Gräfin Platoff vorauf sich in seine Nähe gedrängt hatte. Gabriele Arsakoff machte eine Gebärde der Entrüstung und sagte weinerlich:

„Du bleibst unbegreiflich, Camillo! in so gemischter Gesellschaft zu tanzen, und mit einer Schauspielerin, die, wie Onkel Meyer sagt, noch dazu in zweideutigem Rufe steht.“

„Onkel Meyer hat sich wohl mit einem Schmuck von Halbedelsteinen um die Gunst der Dame beworben und ist abgeblitzt?“ fragte Arsakoff höhnisch. „Ich bin einmal hier und habe nicht Lust in diesem Kreise mit Allüren aufzutreten, die hier nur Lachen erwecken.“

„Sie haben beinahe recht, Camillo,“ mischte sich die Stimme der Gräfin Platoff ein. „Aber wir sind dieses Karnevals am lichten Tage müde und möchten aufbrechen. Ich glaube, daß wir jetzt leicht ein paar Schiffer finden,

die uns vor der andern Gesellschaft nach Starnberg zurückrudern. Gehen Sie hinunter nach Ambach und ordnen Sie das — in einer halben Stunde können wir dann nachfolgen, und Sie kommen uns von Ambach wieder ein Stück entgegen."

Sie sprach mit ihm, wie eine Fürstin mit ihrem Hofbeamten, in einem kühl-bestimmten Tone, der jeden Widerspruch und Einwand ausschloß. Camillo nickte auch wie stumm, aber sie sah in seinem Auge etwas aufblitzen, das ihr mißfiel. Sie wandte sich daher noch einmal zur Frau Gabriele zurück und sagte:

„Gehen Sie wieder auf unsern Platz, Liebe. Ich will Camillo nur noch einige Maßnahmen für unsere Heimfahrt vorschlagen, sorgen Sie indes, daß Jean unsere Effekten ordnet. Er muß sie zusammenpacken und nachbringen, sobald Sie und die Ihrigen, möglichst ungesehen, von diesem Festplatz aufgebrochen sind."

Und nun ging sie neben Camillo her, den sich absenkenden Weg mit dem Ausblick auf die schimmernde Flut des Sees und die lachenden Ufer gegenüber. Der Musiker warf zerstreute Blicke über die lichte Fläche, die Häuser, Villen und Schlösser, die drüben im Sonnenschein glänzten. Die Gräfin behielt nur ihn im Auge und sah, daß seine Lippen ein paarmal zuckten, als habe er eine heftige Bemerkung gewaltsam unterdrückt. Endlich kam sie ihm zuvor und sprach ihn in dem Tone von vorhin fast rauh an: „Ich habe mich entschlossen, die Reise nach Petersburg übermorgen früh anzutreten. Ich nehme an, daß auch Sie nicht längere Zeit zu Ihren Vorbereitungen bedürfen, und daß wir zusammen fahren."

„Sie scheinen anzunehmen, daß ich an die Ruderbank geschmiedet sei," fuhr Arsakoff heraus, und seine

Stimme zitterte von verhaltener Erbitterung. „Ich möchte wissen, inwiefern ich mich noch von einem Galeerensklaven unterscheide.“

„Insofern Sie völlig tun und lassen können, was Ihnen beliebt,“ entgegnete Gräfin Platoff, und ihr Gesicht zeigte einen so kalt hochmütigen Ausdruck, wie ihn der Musiker wenigstens in bezug zu sich selbst bei ihr noch nicht wahrgenommen. „Sie sind ein berühmter und freier Künstler. Sie haben zudem eine reiche Jüdin geheiratet und können wieder nach Wien, Paris oder London gehen, wie es Ihnen gefällt. Die Welt steht Ihnen weit offen — und wenn Sie unter Ihre Pairs, die Herren Musiker, zurücktreten wollen, kann es Ihnen niemand und ich am wenigsten wehren. Nur eins bitte ich wohl zu merken. Es ist ja eine Torheit von mir, daß ich Sie überhaupt in unsrer Welt festhalten will. Ich habe jedoch einmal die Schwäche und will sie nicht mit Undank gelohnt wissen. Reisen Sie jetzt nicht mit mir heim und versuchen gleichwohl in Zukunft noch einen Fuß in die wirkliche Gesellschaft zu setzen, so soll man überall erfahren, wie Herr Camillo Arsakoff seine Vertrauensstellung am Forstenburger Hofe genutzt, und was seine Klugheit der Prinzessin Stephanie gekostet hat. Gerüchte davon gehen Ihnen überall vorauf, sie bleiben Seifenblasen, so lange eine große Dame sie durch ihr Verhalten zu Ihnen für unwahr erklärt. Ob Sie es tragen und aufrecht stehen können, wenn Gräfin Platoff an jedem Hof, in jedem guten Zirkel wissen läßt, was sie weiß — das ermessen Sie selbst, und danach handeln Sie!“

Sie gönnte ihm noch ein leichtes Kopfnicken und trat ihren Rückweg an. Er rief ihr nach: „Mein Gott, Gräfin, wie Sie maßlos werden können. Wenn Ihnen denn so=

viel daran liegt, so reisen wir natürlich!“ Sie nickte abermals, als habe sie nichts andres erwartet, sah sich aber nicht wieder nach ihm um. Camillo Arsakoff blieb mitten im Weg stehen und blickte ihr nach — sie glich beim Himmel einer alten Wölfin, und er fühlte, wie fest und drohend sie ihn gepackt habe, und ballte in ohnmächtiger Wut seine Hände krampfhaft zusammen. Sollte dies das Ende sein — hatte er darum gelebt? Hatten darum hundert blühende, liebliche Frauen in seinen Armen geruht und ihn reich beglückt, daß er zum Spielball der Laune, der Langeweile dieser alten Frau ward? — In seine wirren Gedanken, wie er sich solchem Elend entwinden könne, drängte sich das bleiche Bild der Prinzessin Stephanie hinein — warum hatte er an jenem Lenztage nicht den Mut gehabt, ganz zu wagen, was er nun gleichwohl ganz büßen mußte!

Er setzte langsam seinen Weg talabwärts fort, von Zeit zu Zeit lachte er höhnisch vor sich hin, und einmal rief er aus: „Mut, Mut, Camillo, die Alte kann so wenig ewig leben, als der teure Herr Hildheimer! Dein Tag kommt wieder!“ Aber er hatte zu gleicher Zeit das Bewußtsein, daß es armseliger Trost sei, den er sich spende, und mitten im funkelnden Sommersonnenschein beschlich ihn das Gefühl, als stiegen dichte, endlose Herbstnebel um ihn her auf und senkten sich schwer und grau über sein Leben. Ein Frostschauer schien ihm durchs Mark zu dringen, und in seinem wachen Traum wandelten sich die häßlich scharfen Züge der russischen Gräfin zum Bilde des eignen freudlosen, trostlosen und reuevollen Alters. Er beschleunigte seine Schritte, um sich zu erwärmen und den Wahnvorstellungen zu entfliehen, die den Tiefen der eignen Seele entstiegen und mit unablässiger Wiederkehr drohten!

Vom Hügel, den er im Rücken ließ, klang dem Hinabeilenden der Schall des Festes nach, und brachte ihm empfindlich zum Bewußtsein, daß ihn niemand in dem frohen Getümmel vermissen würde, am wenigsten die, von der er gern vermißt worden wäre. Frau Anna, glücklich über Erichs Rückkunft, hatte in Wahrheit nicht bemerkt, daß Arsakoff weder in ihrer Nähe noch bei der kleinen Gesellschaft weile, mit welcher er hierher gekommen war, und deren sämtliche Glieder seit seinem Verschwinden noch fremder und verdrossener als zuvor auf die phantastische Szene blickten. Alle andern gaben sich dem Genuß des seltenen Tages um so voller hin, als die Sonne sich bereits westlich neigte und es schon nicht mehr der Schatten unter den Ahornbäumen und der Zelte bedurfte, um vor dem heißen Schein geschützt zu sein. Der kühlere Hauch, der vom See kam, fachte alle Lebensgeister doppelt an, unermüdlich klangen die Töne und kreiste der Tanz um den Baum, auch Erich und Dernburg wurden von der allgemeinen Lust ergriffen. Erich stand Hand in Hand mit der reizenden Künstlerin in den Reihen der Tanzenden, er sprach lebendig zu ihr, und ihre blauen Augen hingen an seinen Lippen — er fühlte gleichsam, wie sie selbstvergessen nur an ihn dachte und sich an seiner ungewohnten Heiterkeit labte. Der Bildhauer, der mit der Tochter eines Freundes tanzte, und hinter Erich und seiner Dame stand, sah mit unverhohlenem Entzücken den schönen runden Kopf, das feine Profil und die breiten, goldblonden Flechten Annas, die, ihrer Tracht entsprechend, über Nacken und Schultern herabfielen. Sobald sich Erich nach ihm herumwandte, sandte er ihm einen komisch zürnenden Blick zu, dem wackeren Gesellen ward es mit jeder Minute unbegreiflicher, daß ein Mensch den Atem

des Glückes um seine Stirne wehen fühle und die Hand nicht ausstrecken möge, es zu fassen, zu halten.

Erich verstand die stumme Sprache des Freundes gut genug — aber ihm war's, als bedürfe er ihrer nicht! Er ward von der Flut, die um ihn rauschte, über Klippen hinweggerissen, die sonst im Verkehr mit Anna Hallweg aus seinem gefaßten Ernst und seinem tiefen Gemüt hervorsprangen. Er überließ sich willig dem schmeichelnden Zauber dieser Stunde, dem lauen Abendhauch, den bestrickenden Blicken der schönen Frau. Seine Lippen, oft so karg zu ihrem Lobe, sprudelten heute von halb scherzhaften Huldigungen über, doch ihm selbst unbewußt, mischte sich ein leidenschaftlicher Ton, ein sehnsuchtatmendes Wort unter die launige Rede. Er hatte sonst beim Gruß wie beim Tanz die Hand der Lieblichen unbefangen ergriffen, und es kaum gemerkt, wenn ihre Hand in der seinen zitterte. Jetzt war das Zittern an ihm, er empfand den leisen, scheuen und doch so warmen Druck dieser Frauenhand, und er sah, daß Annas Auge in wundersamem Glanz schimmerte, so oft sein Blick auf ihrer schlanken Gestalt, ihrem rosigen Gesicht weilte. Wo alle dem Augenblick lebten, fühlte auch er nur den Hauch warmen lockenden Lebens, seine Brust hob sich freier — sein Blut wallte, und aus seinem Blick leuchtete jetzt ein Feuer, vor dem die schöne Frau nicht zurückschrak, aber stumm warnend die Augen senkte.

Erich wachte aus dem seligen Taumel, der ihn befangen, nicht auf, als ein paar Stunden später im letzten roten Licht, das jenseits des Sees niederging und am blaßgrünen Horizont die Alpenkette noch einmal aufleuchten ließ, das Fest auf dem Hügel sich zu Ende neigte. Im malerisch geschlossenen Zuge gelangte man langsam zum

Wirtshaus am See, wo sich bis auf wenige Übermütige die Landsknechte, fahrenden Schüler und Frauen wieder in Herren und Damen des neunzehnten Jahrhunderts verwandelten. Unter frohem Getümmel, bei Fackel- und Lichterschein, schiffte sich die ganze Gesellschaft auf den großen Kähnen ein, die tagsüber für sie bereit gelegen hatten. Es bedurfte keines Worts, daß Erich und Anna beisammenblieben. — Erich half der schönen Frau in das vorderste Schiff und sicherte sich den Platz an ihrer Seite. Wie er dann um sich blickte, fand er sich mit Anna unter lauter Fremden. — Dernburg war ihm nicht gefolgt und hatte auch mehrere ältere Freunde abgehalten, zu den beiden ins Schiff zu steigen. Der Bildhauer grüßte aus dem andern Fahrzeuge im Augenblicke, in dem man vom Ufer abstieß. Dernburg hielt eine Fackel hoch, und ihr grelles Licht fiel ein paar Sekunden auf das Paar, das dicht eingehüllt und aneinandergeschmiegt im Raum des Vorschiffs saß. Über Dernburgs Gesicht ging ein frohes Lachen — seine Fackel sank fast bis auf den Wasserspiegel hinab, Erich und Anna saßen wieder im Dunkel, und Erich wußte, daß ihn die Freunde allein lassen wollten. — Er konnte nicht zürnen, und hatte die Empfindung, als sinke er tiefer und tiefer in eine rosige Woge, die ihn weich und lind umspiele und sein ganzes Wesen durchdrang. Und doch schlug ihm das Herz zu gleicher Zeit froh und bang, ein schmerzliches Erinnern an eine ähnliche Fahrt auf der abendbeglänzten Flut des Lago Maggiore scheuchte er einmal und wieder hinweg. Doch das dunkle Bewußtsein, daß er der lieblichen Frau neben ihm, die sich so zärtlich-innig zu ihm hinbeugte, kein ganzes volles Herz zu geben habe, bannte der ernste Mann nicht. Ein klagendes, mahnendes Wort drängte sich

auf seine Lippen, und einen Augenblick rückte er ferner, um sich dem Zauber der holden Gegenwart zu entziehen. Sie verstand ihn, aber sie legte beschwichtigend ihre Hand wieder in die seine und flüsterte:

„Fürchten Sie nichts, Erich — ich begehre Ihr Leben nicht, so wenig wie ich Ihnen meine Freiheit und meine Kunst opfern würde und könnte. Mir hat das Dasein viel zu hart mitgespielt, als daß ich noch auf mehr als die gute Stunde hoffte! Lassen Sie uns Freunde sein und einander geben, was wir noch zu gewähren haben, ich will glücklich sein, wenn ich Ihnen eine Wolke von der Stirn scheuchen kann!"

Annas weiche, bebende Stimme klang wie süße Lockung, und der Traum von kurzem flüchtigen Glück, einem andern als er einst gewollt und begehrt hatte, kam wieder über Erich. Die Schiffe glitten langsam ihre Bahn und sanftere Klänge als droben auf dem Hügel hallten weit über die Flut, wehmütige und frische Volksweisen wechselten ab und wiegten allmählich die lautere Lust in Schlummer. Erich und die schöne Frau an seiner Seite blickten sich jetzt nicht mehr an, sie sahen in die nachtdunkle Flut hinab oder auf das Ufer, das mit seinen Lichtern näher und näher kam. Ohne Aufenthalt stieg die Festgenossenschaft in den bereitgehaltenen Zug und brauste in später Nachtstunde nach der bayrischen Hauptstadt zurück. In hundert Gesprächen lebte der glückliche Tag mit allen seinen bunten Bildern vor den Heimkehrenden noch einmal auf — Erich und Frau Anna gehörten zu den wenigen in den dichtgefüllten Wagen, die schweigsam saßen. Mit der Ankunft in München löste sich das letzte lockere Band, das die Festgenossenschaft noch zusammengehalten, weithin durch die

nachtstillen Straßen der Residenz zerstreuten sich die Mitglieder und Gäste der Münchner Mappe, da und dort rückte ein Fähnlein immer durstiger Landsknechte, die noch im Geist ihrer Rolle lebten, entschlossen in eine Bierhalle ein, die Mehrzahl der Heimkehrenden suchte das eigne Haus und wollte höchstens im Traum die Bilder des frohen Tages noch einmal schauen.

Erich und Anna gingen längst allein die Gartenstraßen dahin, die Sommernacht war hier lauer und milder als draußen am See, beiden dünkte es schwül, obschon der Himmel klar und sternhell über ihnen glänzte. Erich führte seine schöne Begleiterin und gab den Takt ihrer Schritte an, und doch war's, als werde er willenlos von ihr fortgezogen. — Frau Anna scheute es, seinem Auge, und er, dem ihren zu begegnen, aber eines sah die dunkle Glut auf den Wangen des andern. So erreichten sie die Tür der Künstlerin — sie erschloß diese — wollte ihm „Gutenacht" zuflüstern und bot ihm mit einem Male die Lippen, er folgte ihr in fast plötzlichem Entschluß über die Schwelle, in die Gartenzimmer, die sie bewohnte. Sie schlang im Dunkeln ihre Arme um ihn, jetzt stammelte er zitternd „Gutenacht", sie aber hauchte ihm zu: „Bleiben Sie, bleiben Sie, Erich!" — Sie entriß sich ihm und warf ihren Sommermantel weit von sich und hing dann wieder an seinem Munde, und er flüsterte ihren Namen, bis sie mit einem Male auffuhr und zitternd sagte: „Lassen Sie mich wenigstens Licht anzünden!"

Erich antwortete nicht, sie schien gemeint zu haben, daß er widersprechen werde, sie trat an den Tisch und entzündete eine Wachskerze, die bereit stand. Wie das Licht aufflammte und sie sich zu ihm hinwenden wollte, sah sie, daß der junge Mann sich in einen der Stühle

geworfen hatte, sein Gesicht an der Lehne barg und dann beide Hände halb bittend, halb abwehrend vor sich hinstreckte. Feinfühlig, wie sie war, ergriff sie sofort die rechte Ahnung, die strahlenden blauen Augen ruhten mehr bang als zärtlich und doch so dankbar zärtlich auf ihm, sie rief: „Erich — Erich, was haben Sie?“

„Mir war, als hörte ich plötzlich Felicitas' Stimme, wie ich sie manchmal im Traum gehört!“ fuhr Erich selbstvergessen heraus. „Ich bin ein Tor, Anna, und ein armseliger — und ein undankbarer Tropf vor Ihnen! Verzeihen Sie mir — ich wähne in dieser Minute, daß ich einen tiefen reißenden Strom zwischen mich und die brächte, von der ich längst, längst geschieden bin! Es ist Wahnsinn — sie ist oder wird in diesen Tagen das Weib eines andern! Ich bin schlimmer wie ein törichtes Kind, das nicht fassen kann, daß die tote Mutter niemals wieder heimkommt! Und doch — doch ist etwas in meinem Herzen, was mich zwingt! Lachen Sie, Anna — lachen Sie, wie ich's verdiene!“

Die junge schöne Künstlerin lachte nicht, als der erschütterte Mann das Gesicht wiederum in seinen Händen barg, aus ihren Augen stürzten unaufhaltsam Tränen und schluchzend rief sie:

„Erich, liebster Freund, ich wußte nicht, daß Sie so lieben, daß noch ein Mann heute so zu lieben vermag! Danken Sie Ihrem Gott, daß Sie's vermögen und denken Sie nicht schlimmer von mir! — Was auch aus Ihnen werde und wenn Sie auch die Neidenswerte, die so in Ihrer Seele lebt, niemals wieder erblickten — Ihnen ist wohler, als uns!“

Sie reichte ihm die Hand, Erich hatte sich von dem

Sitz erhoben und nun begann sie doch mitten unter ihren Tränen zu lächeln und rief:

„Gehen Sie, gehen Sie, Erich! Was Sie Anna Hallweg zu sagen haben und sie Ihnen, das muß am hellen Tag geschehen — kommen Sie bald, denn es ist wahrlich nicht wenig. Ich verliere und gewinne Sie zu gleicher Zeit — der Gewinn aber dünkt mich größer! Gute Nacht — gute Nacht, mein Freund!“

Die letzte gute Nacht rief sie von innen heraus, sie hatte ihn unvermerkt zur Tür geführt und rasch die Pforte hinter ihm geschlossen. Erich stand jenseits der Schwelle, über die er vorhin im Taumel getreten war und blickte noch einmal zu dem Fenster der schönen Frau zurück, hinter dem das Licht alsbald erlosch. Er ging in tiefem Sinnen dahin und wußte kaum, ob er sich schelten oder sich verzeihen solle, er fühlte nur, daß er in dieser Stunde freier, ruhiger atme, als seit Wochen und Monden, und daß er sich niemals wieder über die Sehnsucht täuschen könne, die in seiner Seele lebte.

Dreißigstes Kapitel.

Durch die weiten, fruchtbaren Ebenen, an deren Nordrand das Forstenburger Wald- und Hügelland sich hinzog, brauste, klirrend und keuchend, ohne Rast, der Schnellzug, der vom deutschen Süden kam. Die Nachmittagssonne schien golden über Felder und blühende Heiden, über Waldstrecken und Dörfer im letzten Sommergrün, hundert wechselnde Bilder blitzten an den Augen der im Zug Sitzenden in jeder Stunde vorüber, und doch waren zwei

unter den Passagieren, denen die pfeilschnelle Fahrt noch immer zu langsam dünkte. Erich Franken und sein Freund, der Professor Max Lohmer, saßen seit München in einem Coupé des Schnellzuges allein. Von Zeit zu Zeit verriet einer dem andern durch einen hastigen Blick nach der Uhr die wachsende innere Ungeduld. Beide wußten gut genug, daß es Abend werden mußte, ehe sie Forstenburg und Nacht, bevor sie ihr Ziel erreichen konnten. Aber es blieb eben die Frage, ob der Schnellzug rechtzeitig in der herzoglichen Residenz anlangte, um den letzten, nach dem Buchsfelde abgehenden Zug noch anzutreffen. So oft sie die schlimme Möglichkeit des Gegenteils erwogen hatten, starrte der Professor im finstren Nachsinnen durch die Fenster und ermüdete seine Augen an den vorüberfliegenden Telegraphenstangen und Erich nahm aus seiner Brieftasche das hundertmal gelesene Telegramm, das ihn diesen Morgen in der bayrischen Hauptstadt just in dem Augenblicke erreicht hatte, als er im Begriff gewesen war mit dem Freunde zur Fahrt nach Tirol aufzubrechen.

Es ward Erich noch immer schwer zu glauben, daß er nicht süd- sondern nordwärts fliege. Der vorgestrige, gestrige und der heutige Tag mit allen ihren Erregungen und der letzten ungeahnten Entscheidung zitterten in seiner Seele nach. Die bunten Bilder des Festes am See und jene der letzten Abendstunden an der Seite der schönen jungen Künstlerin, der gestrige Morgen mit seinem wundersamen Nachgefühl und dem schmerzlichen Erwägen, wie ernst glücklos ihm das Dasein hinrinnen müsse, wenn er für immer sich selbst treu bleibe, die Stunde, in der er dann Anna Hallweg aufgesucht und mitten im freundschaftlich ruhigen Gespräch mit ihr nochmals empfunden

hatte, wie teuer er der reizenden Frau geworden sei: — Alles lebte während der langen eintönigen Fahrt in ihm fort und ward auch durch die Unterredungen mit dem Freunde nicht verscheucht. Erich meinte noch das Dehnen der Stunden und die seltsame Unruhe zu empfinden, mit der er gestern am Nachmittag der Ankunft Max Lohmers entgegengesehen hatte. Und alles danach: die Miene, mit der der Professor ihn begrüßt, das Zeitungsblatt mit der Unheilskunde aus Weidenwald, das der Ankommende auf der letzten Station vor München erkauft, und dem ahnungslosen Erich gleich nach seiner Ankunft dargeboten hatte, jede Erinnerung an die Abend- und Nachtstunden von gestern waren unvergessen. Bis tief in die Nacht hatte Erich mit Max Lohmer beraten, ob sie unter diesen Umständen an den Antritt ihrer Alpenwanderung denken sollten, ob der Freund nicht zu den Seinigen, von denen er herkam, zurückkehren müsse. Der Professor hatte ihm in tiefer Erschütterung vertraut, was am Samstag und Sonntag in Weidenwald der furchtbaren Katastrophe vorausgegangen sei und welchen Anteil sein Bruder Paul auch an dieser habe. Er hatte in Erich die Überzeugung gestärkt, daß die Verbindung zwischen Paul und Felicitas unabwendbar sei und dabei grollend verraten, daß er dem Bruder die anmutige, liebenswürdige Braut nicht gönne und ihr kein Glück an seiner Seite zu weissagen vermöge. Immer düsterer, unerquicklicher war das Gespräch der Freunde mit den vorrückenden Stunden geworden, zuletzt war Max Lohmer aufgefahren und hatte leidenschaftlich gerufen: „Laß uns doch reisen, Erich! Ich bin überflüssig dort oben! Das Unheil ist da und was weiter geschieht, ordnet und regiert Paul — verlaß dich darauf, daß er's nach seiner Weise ordnet und daß ihm das Herz-

loseste allemal auch das Verständigste dünkt! Warum soll ich dabeistehn, wo ich voraussichtlich nichts zum Guten zu lenken vermag?“ Erich hatte ihn schweigend angehört, durch seinen Sinn waren schmerzliche Gedanken, an die Eine gegangen, um deretwillen er so viel zu entbehren, wie zu tuen bereit war und der er jetzt, bei dem erschütternden Unglück, das sie traf, nicht einmal ein Zeichen des Beileids senden durfte. Er hatte, weil er nichts Besseres wußte, dem Vorschlage des Freundes, in die Einsamkeit der Gletscher zu flüchten, zugestimmt und der Aufbruch nach Innsbruck war für den andern Morgen beschlossen worden. Auf dem Heimweg zu seiner Wohnung hatte Max eine Frage nach Anna, Erichs schöner Freundin, getan und Erich hatte bekennen müssen, was er am Tage zuvor erlebt. Sichtlich verdüstert und tief betroffen, hatte der Professor der Beichte des Freundes gelauscht und ihm am Ende schweigend die Hand gedrückt, dann aber um so mehr zur Alpenfahrt am andern Morgen gemahnt. Beim Schnüren von Erichs leichtem Reisesack, hatte die Depesche, die Felicitas von Herther in grauer Frühe des Dienstags von Weidenwald nach München gesandt, Erich und Max Lohmer gefunden. — Kaum mehr als eine Viertelstunde war ihnen, als sie aus der ersten Bestürzung erwachten, zum Entschluß und zum Handeln geblieben. Sie waren ohne Worte dem Bahnhof zugestürmt, sie hatten fünf Minuten vor Abgang des Schnellzugs nach Norden ihre Karten in zitternder Hand gehalten und ein Coupé gewonnen, in dem sie allein blieben. Jedes Wort des Telegramms war von ihnen wieder und wieder gelesen, jede Möglichkeit erwogen worden, die diesem zugrund liegen könne. Und unablässig hatte Max Lohmer auf der langen Fahrt wieder-

holt: „Mein Bruder kann nicht in Weidenwald und im Hertherschen Hause sein, alles andre werden wir erfahren — auf wenig Gutes bin ich gefaßt.“ Er war einverstanden gewesen, als Erich eine lange Depesche an Konrad Hiller absandte, die den Ingenieur auf den Forstenburger Bahnhof beschied und ihm ansann, die Freunde nach Weidenwald zu begleiten. — Dies alles, was seit drei Tagen hinter ihm lag, durchlebte Erich fort und fort, und dabei flogen seine Gedanken vorauf zu einem Wiedersehen, von dessen Art er keine Vorstellung zu fassen vermochte, und auf den Schauplatz des großen Unheils, über dessen eigentlichen Verlauf und Umfang er nichts genaues wußte und aus den lakonischen Telegrammen der Zeitungen nichts erfahren konnte. Immer wieder fragte er sich selbst, fragte er Max, wie es Felicitas vermocht habe, ihren Vater zu überzeugen, daß er, Erich, hier hilfreich sein könne, und in tiefer Bewegung sann er nach, ob aus den Resten seines einstigen Fachwissens ein heller, rettender Einfall herausspringen werde. Wahrlich — er war und blieb Künstler mit ganzer Seele und nur jetzt, nur für diesen Tag, für diese Wiederbegegnung mit Herrn von Herther hätte er mit dem Präsidenten wünschen mögen, daß er der Ingenieur von ehedem sei! — — Abermals hielt Erich das Telegramm aus Weidenwald in seiner Hand und als er es aufs Neue wieder sinken ließ, hob er zu seinem Begleiter mit seltsam gepreßtem Tone an:

„Und so ist Felicitas völlig überzeugt, daß ich Urlaub von meiner Herrin begehren mußte und Anna Hallweg gilt ihr als meine Braut! Und auch du hast sie in diesen Glauben hineinreden helfen, Max — und mich zum Glücklichen gemacht! Nun, das Unheil das über ihnen lastet,

wird dafür sorgen, daß persönliche Dinge nicht zur Sprache kommen.“

Professor Lohmer antwortete nicht, seine Miene verriet, daß er andrer Meinung sei, als der junge Baumeister. Einmal schwebte sogar ein Lächeln um seine Lippen, aber freilich nur flüchtig und da er durch das Fenster nach den Dächern des Dorfs blickte, an dem sie eben auf hohem Damm vorüberflogen und Erich nachdenklich zu Boden sah, so nahm dieser nichts von der humoristischen Anwandlung des Freundes wahr. Gleich darauf hatte auch der Professor wieder alle Ursache, tief ernst zu werden, denn Erich erwog die dunklen Möglichkeiten, denen sie entgegenreisten.

„Ich fürchte, wenn es Rettung gäbe, so wäre sie schon erfolgt ohne mich! — es sind beinahe zweimal vierundzwanzig Stunden seit der Katastrophe verronnen! Und wenn nicht, so vermag ich doch nicht abzusehen, wie ich dem Präsidenten nützen soll! Ein tüchtiger Bergmann wäre auf alle Fälle besser. Was mag sich Fräulein von Herther bei dem Ruf an mich gedacht haben?“

„Nun ein Wunder wär's nicht, wenn sie in dieser Furcht und Not nach dem Strohhalm griffen,“ entgegnete der Zoolog. „Allein was sie wollen und brauchen steht ja klar in dem Telegramm — und ich lese ziemlich deutlich, was sich zwischen den Zeilen birgt. Meines Herrn Bruders Züge schauen da heraus! Er ist's gewohnt nur der Hoffnung und dem Erfolg nachzuhasten und wird der hoffnungslosen Sache den Rücken zugewandt haben. In der Lage und Stimmung, in der Herthers im Augenblick sein müssen, vermag niemand das Alleinsein zu ertragen, und da die arme Felicitas durch

deine vermeinte Münchner Verlobung vor jeder Mißdeutung geschützt zu sein glaubte, so haben sie ganz naturgemäß ihre Zuflucht zu dir genommen. Nicht dem Architekten und nicht dem Ingenieur, dem wackeren Menschen gilt der Ruf und somit, mein Junge, kannst du immerhin stolz darauf sein!“

„Sie greifen nach einem Stab!“ versetzte Erich mit schmerzlichem Ausdruck. „Und da dieser Stab, wie jeder bei solchem Anlaß zerbrechen muß — aber nein, nein — es ist wahrlich nicht die Stunde an sich selbst zu denken. Könnte ich nur aus den unverständlichen Nachrichten der Zeitungen eine Vorstellung der Lage gewinnen! Was ich jetzt aussinne ist ungefähr so viel wert, als wenn sich einer einbildete mit Radhaue und Spaten zu den unglücklichen Verschütteten durchzudringen.“

„Drum lasse das Sinnen — hier gilt es zu sehen!“ rief Max Lohmer. „Zerquäle dir Hirn und Herz nicht, bis wir nach Forstenburg kommen, ist alles Reden und Raten unnütz, das wußten wir, als wir in München unsern Entschluß faßten.“

So wurden beide Freunde wieder schweigsam — und legten mit der stillen Ungeduld, die sich in halb müden, halb gespannten Blicken auf die Zeichen am Wege verrät, die nächste Stunde der Fahrt zurück. Durch vier, fünf Stationen, deren Glockensignale anschlugen, brauste der Schnellzug hindurch — man näherte sich Forstenburg. Erich wie Max hatten längst das wenige Handgepäck, das sie mit sich führten, zurechtgestellt, um gleich zum Aussteigen bereit zu sein. Und nun fiel es ihnen auf, daß kurz vor der Einfahrt in den Forstenburger Bahnhof die Eile der Fahrt gehemmt ward, und daß nach ein paar gellen Pfiffen unter Schnauben und Dröhnen der

Zug im freien Felde, an einer Stelle hielt, von wo aus man zur Linken Türme und Dächer von Forstenburg und das Laubmeer des großen Parks deutlich wahrnehmen konnte. Sie blickten betroffen aus den Fenstern, durch die Sommerabendluft scholl deutlich von allen Türmen der Stadt anhaltendes Geläut. Erichs scharfes Ohr unterschied sofort, daß auch die großen Glocken der St. Ansgariuskirche mit erklangen, die nur in außerordentlichen Fällen sich vernehmen ließen. Die gleiche Ahnung ergriff beide junge Männer — sie sahen sich stumm an, längs des Zuges war viel Rufen, Hin- und Wiederlaufen, endlich schritt der Oberschaffner an der Wagenreihe hin und erläuterte:

„Herzog Bernhard ist diesen Nachmittag gestorben, eben hebt das erste Trauerläuten um ihn an. Wir können nicht einfahren, weil am Bahnsteig der Zug noch hält, mit dem Prinz Eberhard, der neue Herzog, den sie heute Mittag herzugerufen haben, von Berlin angelangt ist.“

Die Trauerkunde wirkte auf Erich und Max Lohmer nicht betäubend, sie hatten noch gestern Abend in München vom Zustand des ehernen Herzogs gesprochen und der Professor hatte seine Besorgnis nicht verhehlt. Doch empfand Max neben einem aufrichtigen Bedauern über den plötzlichen Hintritt des Fürsten noch eine Art Bestürzung. Er hatte so klar den Verlauf der Dinge zu schauen geglaubt, die in Weidenwald seit zwei Tagen vorgegangen sein mußten, und jetzt ward er unsicher, ob nicht seine erste Voraussetzung falsch gewesen sei. Wenn sein Bruder Paul von seiner Pflicht als fürstlicher Leibarzt schon gestern, bald nach seiner eigenen Abreise aus dem Hertherschen Hause, nach der Residenz zurückgerufen worden

war und den Schachtbruch nicht in Weidenwald mit erlebt hatte, so ward das Telegramm von Felicitas Herther auch ihm zum Rätsel. Er empfand ein so brennendes Verlangen wenigstens vorerst den Bahnhof zu erreichen als Erich. Zum Glück währte der unerwartete Halt nur zehn Minuten, die sich den ungeduldig Harrenden peinlich dehnten. Schwerfällig setzte sich der Zug in Bewegung und fuhr endlich unter das Glasdach der großen Halle, auf deren Schienensträngen schon zwei andere Züge zum Abgang bereit standen, und den verspäteten Passagieren des ankommenden mit offenen Türen winkten. Auf dem ganzen Bahnhof herrschte eine brausende Bewegung. Hunderte von Zuschauern, die die Ankunft des neuen Herzogs hierhergelockt hatte, füllten den großen Perron und wogten eben zurück, durch die offenen Türen war noch die lange Wagenreihe zu erkennen, die vom Bahnhof dem Residenzschloß zurollte. Zwischen dem Lärm des Bahnhofs mit seinen Signalen und kleinen Glocken, hörte man von der Stadt her in taktmäßigen Wellen das harmonische Getön der Trauerglocken — und die aussteigenden Forstenburger wurden allorts von einem vollstimmigen Chorus umringt, der das große Tagesereignis verkündete und besprach. Erich lauschte auf nichts, selbst auf die Mahnung seines Begleiters nicht, den Zug nach Weidenwald alsbald zu besteigen. Er spähte in der halbdämmerigen Halle umher und durch das wirre Getümmel und durchmaß mit raschen Schritten den Raum. Und plötzlich tat er einen freudigen Ausruf, dort am ersten Waggon des Zugs nach Weidenwald lehnte in stattlicher Ruhe, aber eifrig und scharf vor sich hinblickend Konrad Hiller, neben ihm ein kleiner, ältlicher Herr in bescheidener Haltung und Kleidung, der aber

ebenso wie der Ingenieur nach den beiden Freunden auszuschauen schien. In einem Augenblick standen die vom Süden Kommenden neben ihrem alten Genossen, im nächsten schob dieser sie und seine Begleiter in das Coupé: „Das vor allen Dingen, der Zug geht schon fünf Minuten zu spät ab und zu allem andern ist's nachher Zeit."

Sie waren zu vier in dem engen, halbdunkeln Raum und begrüßten einander erst jetzt mit einem Handdruck, die von München gekommenen Freunde sahen einigermaßen befremdet auf den ältlichen kleinen Herrn, von dem sie nicht wußten, ob er nur zufällig in Hillers Gesellschaft geraten oder von diesem zur Fahrt nach Weidenwald ausdrücklich eingeladen sei. Der Zug setzte sich eben so rasch in Bewegung, daß Max Lohmer, der noch wie traumverloren in das wunderliche Getümmel der Bahnhofshalle hinausgestarrt hatte, auf seinen Sitz zurückfiel, indem er rief: „Sag, um Gottes willen, wie das so rasch mit dem Herzog gekommen ist, und ob mein Bruder anwesend war?" Und gleichzeitig klammerte sich Erich an den Arm des Ingenieurs und fragte erregt: „Ich danke dir tausendmal, daß du gekommen bist — aber, hast du neuere, bessere Nachrichten aus Weidenwald?"

„Eines nach dem andern, ihr Herren!" wiederholte Hiller und da sie jetzt ins Freie kamen, fielen die schrägen Strahlen der Abendsonne hell ins Coupé herein und über die wunderliche Gruppe, die sich hier beisammen fand. „Hier ist Herr Geometer Langsdorf, der es nicht lassen kann, sich unserm Don Quixotezug als Sancho Pansa anzuschließen, wovon nachher ein mehreres. Der Herzog? — jawohl, Max, er hat's durchgesetzt, den Fuß im Steigbügel zu enden, was in seinem Sinne ein beneidenswerter Tod

ist. Dein Bruder Hofrat war gestern den Tag über in Weidenwald, kam diesen Morgen hier an, ich höre von Lorberg gerufen, obschon ihn der Herzog nicht verlangt hatte. Die Hoheit hatte sich gestern den ganzen Tag nicht zum besten befunden, sah diesen Morgen noch übler aus und Doktor Paul wollte ihm gleich nach seiner Ankunft den Austritt, zu dem des Herzogs Rappe bereits im Schloßhof stand, ärztlich untersagen. ‚Unsinn, Doktor,‘ soll ihm der Herzog geantwortet haben, ‚glauben Sie im Ernst, daß Sie mich von meinem alten Schlachtengaul scheiden werden?‘ Der Herr Hofrat wuschen darauf seine Hände in Unschuld, wie jeder getan hätte; Herzog Bernhard ging mit dem kleinen Stecknitz die große Schloßtreppe hinab, und ich habe mir erzählen lassen, daß er sich nie stracker und straffer gehalten habe. Unten will er sich eben auf sein Pferd schwingen und hat den Fuß im Bügel, als ihn ein Schlaganfall umsinken läßt. Sie tragen ihn wieder empor auf sein Schlafzimmer — er findet noch die Kraft, sich dagegen zu wehren und befiehlt, daß sie ihn in einem Lehnstuhl in seinem Arbeitskabinett niedersetzen. Dein Bruder, welcher noch im Schlosse war, wird gerufen, wie er eintritt, verlangt der Herzog mit Heftigkeit, daß man seinen leichten Jagdwagen anspannen lasse, er wolle nach Wellerswaldau zum Mausoleum der Prinzessin Stephanie wenigstens fahren. Der Name der Prinzessin war das letzte deutliche Wort, — dann schloß er ein paar Minuten die Augen und ein Herzschlag endete sein Leben!“

Die Freunde hörten mit ernster Teilnahme den Bericht. Max Lohmer sagte leise zu Erich: „Also hatte ich dennoch recht, mein Bruder ist erst diesen Morgen von Weidenwald nach Forstenburg gekommen, und es ist unbedingt gestern etwas zwischen ihm und den Herthers vor-

gegangen!" — Der Ingenieur aber, der auf den Zügen Erichs nur eine flehentliche Bitte las, von dem zu sprechen, was aller Sinn erfüllte, fuhr ernst fort:

„Wir wollen mit Lionel der Tränen schuldigen Zoll nach der Schlacht entrichten. Dein Telegramm von Ingolstadt, Erich, fand mich schon in Beratung mit mir selbst, ob ich nicht nach Weidenwald gehen solle. Seit ich gestern abend den ersten Bericht des Herrn von Herther an unser Bergamt gelesen, — sie ließen in ihrer Bestürzung und Sorge ihn jedermann lesen, dessen sie habhaft werden konnten — spürte ich einen Drang, nach dem Buchsfelde hinaufzureisen. Die Nachricht von deinem Kommen bestürzte mich nicht zu sehr — ich hatte eine Stunde zuvor Doktor Paul Lohmer getroffen und gesprochen, als er von Weidenwald kam. Er erklärte den Stand der Dinge dort für völlig hoffnungslos und sprach mit seiner kältesten Miene von der Torheit des Präsidenten, Geld in solchen Abgrund zu werfen und der schalen Sentimentalität kostspielige Zugeständnisse zu machen. Du verzeihst Max — aber aus seinen Worten sprach der ganze Hochmut der Herzlosigkeit, der von jeder Art Hochmut der frechste ist."

Der Professor zuckte die Achseln: „Was ist da zu verzeihen? — Niemand weiß es besser als ich, daß du leider recht hast."

„Der Herr Hofrat ließ ein Wort fallen, daß er fürchte, die Katastrophe könne für den Präsidenten mit einer Privatzelle in der Landesirrenanstalt enden. Ich wußte also zuvor, daß Herr von Herther sich in einer bedrängten äußersten Lage befand, er ist in jener Not, in der man immer ein merkwürdiges Unterscheidungsvermögen für seine wahren Freunde besitzt."

„Konrad!" — fiel Erich mit schmerzlich bittendem Tone dem Sprecher ins Wort.

„Willst du's nicht hören? Nun, mir kann's recht sein, daß du dem Rufe folgst, wenn es deiner Liebsten in München, von deren Schönheit man ja Wunderdinge hört, recht gewesen ist. Ich gab, wie deine Botschaft forderte, ein Telegramm nach Weidenwald ab, verhieß dein Kommen zu heute abend und fragte an, ob der Herr Präsident gestatten wollten, daß ich mich anschlösse. Seitdem hat sich ein Platzregen von Depeschen in mein Bureau ergossen. Hier habe ich sie alle wohlgeordnet nach der Stunde. Nummer eins dankt herzlich für mein edelmütiges Anerbieten und heißt mich herzlich willkommen. Nummer zwei erbittet meine Vermittlung beim herzoglichen Bergamt um die Sendung von Grubenlampen mit neuen Sicherheitsvorrichtungen. Nummer drei empfiehlt, im Falle der Schnellzug von Süden zu spät eintreffe, auf Kosten des Präsidenten einen Extrazug zu nehmen, um noch auf alle Fälle diesen Abend nach Weidenwald zu kommen. Nun es hätte wenig gefehlt, so wären wir zu diesem Auskunftsmittel gezwungen gewesen. Nummer vier erbittet die Bestellung von tausend Ellen Gummischläuchen in der Dannebergschen Fabrik. Die Schläuche fahren mit uns — es hat bei der Aufregung, die seit der Kunde vom Tode des Herzogs in ganz Forstenburg herrschte, keine kleine Mühe gekostet, ihre Herbeischaffung und Verpackung zu bewirken. Nummer fünf ist eine Antwort auf eine Anfrage von mir, ob denn nicht ein Teil des Förderschachtes unerschüttert geblieben sei — sie lautet trostlos genug, alles verschüttet! Nummer sechs ist ein wenig hoffnungsreicher: die Nachbrüche in der Unheilsgrube haben seit diesem Morgen aufgehört, die Arbeiten sind im Laufe

des Tages nach Kräften und ungehindert weitergeführt worden, nehmen aber bedauernswert viel Zeit in Anspruch. Nummer sieben drückt höchste Ungeduld aus, uns zu sehen, soll wohl heißen, dich zu sehen — von Maxens Mitkommen wissen sie nichts. Die Wahrscheinlichkeit einer Hilfe, die noch allen den Unglücklichen zugute kommen soll, mindert sich mit jeder vergehenden Stunde, die Aufregung der Bevölkerung im ganzen Buchsfelde und namentlich die der Grubenarbeiter wächst."

Erich und Max Lohmer saßen erschüttert, die volle Schwere der Situation, der sie entgegengingen, trat aus den lakonischen Worten der Drahtberichte nur zu deutlich hervor. Erich suchte umsonst seine Vorstellungen bei den Toten oder Lebenden in der Tiefe des Schachtes festzuhalten — er mußte auch an Felicitas, an die Leiden und herben Kämpfe denken, die die letzten Tage dem geliebten Mädchen gebracht hatten. Seine klare und milde Resignation war von einer wilden Woge des Lebens wieder hinweggespült, er vermochte nicht über die nächsten Stunden hinaus zu denken, die Zukunft lag nebelhafter und dunkler vor ihm, als selbst an jenem Herbstmorgen, der ihn vor nun einem Jahr von Felicitas von Herther geschieden hatte. Es war ein karger Trost, sich an die nächste Pflicht zu klammern, doch sagte er nach längerem Schweigen:

„Und was ist deine Meinung, Konrad, was wir in Weidenwald tun sollen? Werden wir etwas tun können?"

„Zu den lebenden Bergleuten kommen wir nicht mehr, wenn wir durch den verschütteten Schacht hinab müssen, und wenn alle Mittel aufgeboten würden," antwortete der Ingenieur mit mühsam erhaltener Fassung. „Aber denkt,

daß Herr Langsdorf hier, den ich als klarbewußten, ruhigen Mann kenne, behauptet, daß wir es nicht wüßten! Der Herr Geometer will wissen, daß ein Durchschlag vom ‚Gut Heil‘-Schacht nach einem andern Schacht existiert, ein Durchschlag, von dem sie auf den Karten des Bergamts und wie's scheint, in Weidenwald selbst nichts wissen!“

Der kleine Herr, der sich bis hierher bescheiden im Hintergrunde gehalten hatte — erschrak fast vor der Heftigkeit, mit der Erich Franken und Max Lohmer, beide zugleich, von ihren Sitzen aufsprangen und nach ihm hinblickten.

„Das heißt, meine Herren,“ rief er lebhaft, ich weiß gewiß, aber ganz gewiß, daß vor langen Jahren, als ich meinem seligen Vater bei der Herstellung der Flurkarten im Buchsfelde für den Bankdirektor Lorius half und Pläne der Kohlenwerke fertigte, ein Durchschlag aus dem ‚Gut Heil‘-Schacht nach dem Andreasschacht unbedingt vorhanden war, weiß bestimmt, daß ich im Andreasschacht an- und aus dem ‚Gut Heil‘-Schacht ausgefahren bin. Mehr kann ich nicht behaupten!“

„Aber das wäre ja alles, alles, was man braucht!“ rief Erich, in dessen Antlitz die dunkle Glut jäher Hoffnung schoß. „Der Durchschlag kann doch nicht völlig ungangbar geworden und zusammengestürzt sein. Und warum haben Sie sich nicht sofort mit Ihrer wichtigen Kunde an den Präsidenten von Herther gewandt?“

„Ich lebe sehr einsam,“ sagte der Geometer. „Ich erfuhr erst heute morgen von dem grauenvollen Unglück in dem ‚Gut Heil‘-Schacht. Und weil ich aus der Zeitung sah, daß alle Rettungsversuche durch den Schacht selbst unternommen werden, so ging ich nach dem herzoglichen

Bergamt und teilte mit, was ich wußte. Dort hielten sie mich für einen Wichtigmacher und ich war eben im Begriff, an Herrn von Herther zu schreiben, als ich Herrn Ingenieur Hiller traf und von ihm ermutigt ward, mich Ihrer Fahrt anzuschließen.“

„Hoffen wir dennoch nicht zu viel!“ mahnte Konrad Hiller. „Bei der Wirtschaft, die in den Loriusschen Werken herrschte, ist es leider möglich, daß die Stollen und Gänge, die früher eine Verbindung besessen haben, zusammengestürzt sind. Es müßte doch sonst ein Mensch da oben von ihnen wissen!“

Und wieder folgte ein langes Schweigen, jeder erwog in seinem Sinne die Möglichkeit, auf die der Ingenieur in seltsam bedrücktem Tone hingewiesen hatte, jeder mußte sich sagen, daß die Hoffnung, die sich an der Aussage des alten Geometers entzündete, leicht ein trügerisches Licht sein könne. Und doch versagte sich keiner der erregten Männer, sich an dem plötzlichen helleren Schein zu weiden. Mit jeder Viertelstunde der Fahrt wuchs namentlich bei Erich das leidenschaftliche unruhige Verlangen, ans Ziel zu kommen. Die Bahn stieg bereits aufwärts, sie rollten über die erste Hochfläche des Buchsfeldes, der Abendhimmel zeigte nur zur Rechten im West noch einen mächtigen Halbkreis flammender farbiger Wolken um die glühende Sonne, links lagen Wälder und Heidestrecken in lichter Dämmerung, in den Taleinschnitten, die sie durchfuhren, herrschte schon Dunkelheit. Max Lohmer, den es wundersam berührte, daß er die Strecken, die er Samstag nachmittag und gestern am Morgen zurückgelegt, heute wieder durchmaß, wandte sich vom Fenster ins Innere des Coupés und suchte ein leichteres, gleichgültiges Gespräch in Gang zu bringen, aber auch er war ganz

von der Schwere des Augenblicks beherrscht und brach plötzlich in die Worte aus:

„Wie werden wir das Hertherſche Haus finden? Wie mag mein Bruder von ihnen geschieden sein und wer sagt mir, ob ich recht tue, wenn ich mich ihnen vor Augen bringe!“

Erich fuhr wie aus einem tiefen Traume empor, er war längst in Weidenwald gewesen und hatte die erste Begegnung mit dem Präsidenten und seiner Tochter in hastig wechselnden Bildern vor sich gesehen, er vermochte nicht augenblicklich eine Antwort zu finden. Aber Hiller sagte mit einiger Bewegung: „Das sind unnötige Besorgnisse, Max, in solcher Lage hören alle Armseligkeiten des täglichen Verkehrs auf, kein Freund ist unwillkommen und wie's auch zwischen deinem Bruder und Fräulein von Herther stehen mag, dich kennen sie etwas länger als Freund, als den Herrn Hofrat und Leibarzt!“

Wie um alle weiteren Empfindungen solcher Art abzuschneiden, zog der Ingenieur den kleinen Herrn Langsdorf wieder in die Unterredung und rief noch einmal dessen Sachkenntnis auf, um die einstige Lage und Verbindung des „Gut Heil“- und des „Andreas“-Schachtes klar zu schildern. Die Auskunft des alten Herrn war so bestimmt, so deutlich, daß ein Zweifel an der Genauigkeit seiner Erinnerungen nicht entstehen konnte. Hiller, Professor Lohmer und Erich lauschten gleichmäßig gespannt — es war jetzt so dunkel, daß sie den gegenseitigen Ausdruck ihrer Gesichter nicht mehr erkennen konnten, aber jeder hörte an den Atemzügen des andern, wie lebhaft die Aussage des Geometers alle bewegte und wie schwer die Rätselfrage auf jeder Seele lag, warum in allen Berichten von der Unheilsstätte dieser entscheidenden Tatsache mit keinem Wort gedacht sei.

„Ich habe leider keine andre Erklärung, als daß die Verbindung in längst verlaßnen Abbaustrecken beider Gruben vorhanden gewesen ist, auf denen alle Gänge und Fördermittel schon wieder verfallen sind,“ sagte der Ingenieur endlich wieder mit einem tiefen Seufzer. „Aber dennoch — einen Versuch hätten sie wohl machen sollen, auf diesem Wege Hilfe zu bringen.“

Langsam, immer langsamer für ihre Ungeduld kam der dahinsausende Zug der Station Weidenwald näher. Jede Minute an den einzelnen Haltepunkten dünkte ihnen eine Viertelstunde. Schon vernahmen sie, wenn sie an den kleinen Stationen dem Gespräch der Aus- und Einsteigenden lauschten, daß die große Katastrophe in den Kohlenwerken von Weidenwald hier jeden Sinn erfüllte, auch jedes andere Interesse verschlang. Die Nachricht vom Tode des Landesherrn ward kurz erteilt, kurz gehört. Dann klang es immer wieder: „Sie kommen nicht vorwärts! Sie können nicht hindurch! Es ist jede Hoffnung verloren!“ Und laute Klagen und halbunterdrückte Flüche schollen den aus dem Wagenfenster Horchenden nach, wenn ihr Zug wieder davonbrauste. Immer gepreßter, ernster ward den jungen Männern zumut und auch der alte Geometer, der bis hierher eine Art bescheidener Zuversicht an den Tag gelegt hatte, verriet jetzt, daß ihn die Aufregung und düstre Erwartung seiner Reisegenossen zu ergreifen begann.

Ein letztesmal setzte das Dampfroß an — die spärlichen Lichter, an denen sie vorüberflogen, glänzten schon aus Dörfern des Weidenwalder Grundes, Max Lohmer erkannte trotz der Nacht die dunklen, zwischen Fluß und Bergabhängen sich hinziehenden Linien des Herlaswaldes, in dem er noch den Sonntag Nachmittag verbracht. Und

endlich, endlich ertönte der kurze Pfiff, das Läuten der Glocken, der Anruf des Schaffners „Weidenwald!“ — und zugleich drang ein dumpfes, brausendes Geräusch, ein verhallender Lärm von Hunderten zusammenklingender Stimmen aus nicht allzuweiter Entfernung an das Ohr der hastig Aussteigenden. Die Laternen des kleinen Bahnhofs erhellten nur schwach den sandigen Platz unter den Akazien — wenige Menschen stiegen aus und auf der ganzen Station schien niemand vorhanden, der dem lauten Ruf Konrad Hillers folgen konnte. Das Zugpersonal koppelte einen Wagen ab, in den der Ingenieur die von Forstenburg mitgeführten Kisten hatte verladen lassen — und die vereinten Stimmen der Ankömmlinge riefen endlich ein paar Angestellte der Station herbei. Einer der ersten, die herzueilten, war der Stationsvorstand selbst, er erkannte Max Lohmer und rückte mit sichtlichem Erschrecken an seiner roten Mütze:

„Guten Abend, Herr Professor! Sie wollen doch nicht gar zum Herrn Präsidenten?“

„Wo sollte ich sonst hin wollen? Wir alle wollen zu ihm — haben Eile und müssen Sie nur bitten, daß der Wagen dort sofort auf das Geleis, das zu den Kohlenschächten hinaufführt, übergeschoben wird! Wissen Sie Neues aus dem ‚Gut-Heil‘-Schacht?“

„Nein, nichts Neues — sie arbeiten noch fort, das heißt, die wenigen Arbeiter, die Steiger Eckhold und der Bergbeamte aus Forstenburg diesen Abend noch zusammengehalten haben,“ antwortete der Stationsvorstand. „Kein Mensch glaubt mehr, daß die Verschütteten noch gerettet werden können! Aber der Herr Präsident, meine Herren, ist schwer bedroht — vor zwei Stunden haben sich die Arbeiter aus all seinen Werken zusammengerottet, sie wollten,

glaube ich, dem Generalinspektor Mertel zu Leibe. Der Generalinspektor hat sich in das Haus des Herrn von Herther geflüchtet und der ganze wilde Haufe — 's sind wohl tausend Frauen und Kinder in seinem Schweif — ist vor das Weidenwalder Herrenhaus gerückt. Niemand weiß, wie das enden wird — kommen Sie vor das Stationshaus, dort können Sie das drohende Gebrüll besser hören!"

Erich und seine Freunde folgten halb bewußtlos dem Bahnbeamten etwa hundert Schritte. In der Tat vernahmen sie an der Stelle, zu der er sie führte, erneut den Schall wilderhobener zahlreicher Stimmen und das dumpfe Geräusch einer leidenschaftlich auf und ab wogenden Menge. Erich fragte, ob Herr von Herther und die Seinen schutzlos der empörten Masse gegenüberstünden, der Stationsvorstand zuckte die Achseln:

„Der Präsident hält das Haus geschlossen. Vier Gendarmen und zwei oder drei Knechte aus seiner Meierei sind mit ihm im Hause. Eine Brigade Gendarmerie von Wellerswaldau ward zum Abend erwartet, sie kommen nicht, weil sie ja wohl dem neuen Herzog erst den Eid leisten müssen. Es ist gefährlich, meine Herren, jetzt durch die Arbeitermassen zu dringen und Sie kommen schwerlich in das Haus hinein."

„Hier gibt's gar kein Besinnen!" versetzte Erich entschlossen und die beiden Freunde nickten zustimmend, während der alte Geometer etwas betroffen dreinblickte. „Wenn Sie zurückbleiben wollen, Herr Langsdorf, so verlassen Sie die Station hier nicht, wir werden ja hoffentlich bald wieder bei Ihnen sein oder Ihnen Nachricht geben können!"

„Nein, nein, Herr Baumeister," rief nach kurzem

Besinnen der kleine Herr. „Wo Sie durchkommen — schlüpfe ich wohl mit durch und zum Stillsitzen und Abwarten bin ich ja wahrlich nicht hierhergereist.“

„Haben wir Waffen?“ fragte der Ingenieur, einen verbotenen Stockdegen in seiner hölzernen Scheide lockernd. „Du, Max, hast wie gewöhnlich deinen Reiserevolver! —“

„Ungeladen,“ schaltete der Zoolog ein.

„Tut nichts, 's ist nur zum Zeigen für den Notfall,“ rief Hiller. „Erich hat natürlich nichts — brich dir wenigstens einen Ast zum Knittel. Und nun vorwärts in Gottes Namen! Solch eine kleine Revolte hat hier zu allem Unheil noch gefehlt. Gute Nacht, Herr Stationsvorstand!“

Unter Führung des Professors schlugen sie rasch den Weg nach dem Herrenhaus von Weidenwald ein. Von der großen Straße ablenkend wählte Max jenen Pfad, der, wie er wußte, längs der Gartenmauer in den Hof der Meierei führte. Je näher sie kamen, um so deutlicher scholl das Geschrei eines wilderbitterten Volkshaufens, ein wunderliches Durcheinander drohender, klagender, zankender, kreischender und heiserer Stimmen zu ihnen herüber und mahnte sie zur höchsten Eile. Die Genossen durchschritten mit Hecken abgegrenzte Felder und die Wiesen, über die man aus dem Hertherschen Garten hinweg und nach dem Herlaswalde hinübersah. Sie hörten im Näherkommen aus der Richtung des Getöses, daß die große Masse der das Herthersche Haus Bedrängenden auf der Fahrstraße versammelt sein müsse. Deutlich unterschieden sie jetzt schon einzelne Rufe und Worte, der brüllend wiederholte Name „Mertel — Mertel!“ und der hundertstimmige Ruf „Heraus mit Mertel!“ schlug an ihr Ohr. Sie sahen das Herrenhaus, dessen obrer Stock dunkel lag —

in den Fenstern des Untergeschosses glänzten einzelne Lichter. Aber auch vor denselben blitzte da und dort ein heller Schein auf, Konrad Hiller, dessen scharfes geübtes Auge die Dunkelheit durchdrang, erklärte, daß es Grubenlampen der Bergleute wären, die aus den dunklen Massen auf der Straße herausleuchteten. „Das sieht schlimm, sehr schlimm aus!“ fügte er ernst hinzu. „Die Leute denken nicht mehr an Rettung, sondern nur noch an Rache! Sie müssen von der Arbeit weg und hierher geströmt sein!“

„Auf alle Fälle nützen wir dem Präsidenten etwas — vier Männer mehr zu Schutz und Trutz im Hause,“ sagte Erich, immer dicht hinter Max Lohmer bleibend, der führte. „Vielleicht stillt die Aussicht, die wir durch Herrn Langsdorf mit uns bringen, den Aufruhr und führt die Verzweifelnden zur Vernunft zurück!“

„Wenn sie uns hören!“ brummte der Ingenieur vor sich hin. „Ich dachte es doch gleich, daß, wo man dich riefe, Holland in höchsten Nöten sein müsse!“

Sie waren jetzt der Gartenmauer des Hertherschen Besitztums nahe und vernahmen jeden Laut des wüsten Getöses um das Haus und sahen auch, daß einzelne Haufen der Volksmasse sich in Garten und Hof eingedrängt hatten. Die Ankömmlinge standen einen Augenblick still, um Atem zu schöpfen, dann sagte Erich zum Professor: „Führe uns rasch gegen die erste Tür. Wir drängen uns ohne Umsehen und ohne Wort sicher hindurch — ehe man weiß, wer wir sind und worauf wir zielen, sind wir vor dem Eingang!“

Sie schlossen sich dichter aneinander — Erich und Max Lohmer, der Ingenieur und der kleine Geometer — sie erreichten mit raschem Lauf längs der Gartenmauer den

Hof der Meierei, wo nur Gruppen der das Herrenhaus Umtobenden Stellung genommen hatten und durch den aus dem Fenster der Seitenpforte des Hauses blitzenden Karabiner eines Gendarmen immer wieder von jedem Anlauf gegen die Tür zurückgehalten wurden. Nach den Fenstern des oberen Geschosses, zu welchem die erbitterten Männer und aus dem Hintergrunde auch Weiber emporschrien, flogen Steine und Kohlenschlacken, von der Straße herein klang in langausgehaltenen Stößen deutlich der Name des gehaßten Generalinspektors, und jedem wilden Ausruf des Namens folgte eine Art drohenden Geheuls. Erich war vorangetreten, er bedachte jetzt nichts mehr, als daß die, die ihn vertrauensvoll gerufen hatte, hinter jenen Mauern in Gefahr schwebe. In kräftigem Anlauf stürmte er über den Hof hinweg, die Genossen folgten ihm unwiderstehlich fortgerissen. In der Dunkelheit unterschied niemand Freund und Feind. Der Gendarm, der die von ihm gehütete Tür bedroht glaubte, feuerte seinen Karabiner über die Köpfe der Nahenden hinweg, im nächsten Augenblick rief Erichs Stimme vor der verschlossenen Türe: „Sind Sie des Teufels, Gendarm. Wir kommen als erwartete Gäste, Baumeister Franken, Ingenieur Hiller! Öffnen Sie rasch die Tür und schlagen sie ebenso rasch wieder hinter uns zu!“

„Ein merkwürdiger Willkommen!“ fügte Hiller bei. „Jedenfalls hält uns Ihr Flintenschuß ein paar Augenblicke die Wilden vom Leibe, aber besinnen Sie sich nicht lange, rufen Sie den Herrn Präsidenten.“

Der Gendarm, der inzwischen längst erkannt hatte, daß die Draußenstehenden nicht zum Haufen der empörten Bergarbeiter gehörten, schob wirklich die Riegel zurück, die Ankömmlinge stürmten ins Haus und die Pforte schloß

sich in der nächsten Minute wieder. Von draußen hallte den Eingetretenen wildes Geschrei in den matterhellten Gang nach, in dem sie sich fanden.

„Herr von Herther ist mit seinem Generalinspektor im zweiten Zimmer links, nach dem Garten hinaus,“ berichtete der Gendarm, sein Gewehr wieder ladend. „Wenn die Herren zu ihm wollen, finden Sie ihn dort. Und sagen Sie ihm, wenn's Ernst würde und die Bande draußen mit Äxten an die Tür kommt, daß es wider meine Instruktion ist, nochmals blind zu feuern.“

„Und ich glaubte, die Kugel genau über meinem Haupte pfeifen gehört zu haben,“ versetzte Hiller kopfschüttelnd. Max Lohmer ging den Gang entlang, einige Stufen empor und sie standen im großen Flur des Herrenhauses, aus dem die Treppe zum ersten Stockwerk hinaufführte. Ihre Tritte hallten so, daß sich, ehe sie das Gemach erreichten, das ihnen der Gendarm gezeigt hatte, die Tür öffnete — Herr von Herther trat auf die Schwelle und fuhr trotz aller Selbstbeherrschung betroffen zusammen, als er mit einem Blick Erichs und des Professors ansichtig wurde. Die Angekommenen waren ihrerseits gleichfalls erschrocken, als sie ihn wahrnahmen. Die Erschütterung der letzten beiden Tage hatte den stattlichen Mann anscheinend um ein Jahrzehnt gealtert. Mit tiefgefurchtem, bleichem Gesicht, die Haare um seine Schläfen, die sonst leicht ergraut gewesen waren, völlig weiß, die Lippen fast blutleer, den Nacken leicht gebeugt, trat er rasch auf sie zu, ein Zittern durchlief die hohe Gestalt, aber seine Augen leuchteten auf, seine Hände streckten sich den Freunden entgegen; ein lauter Ruf: „Felicitas!“ durchdrang die Halle und dann sagte er hastig: „Sie sind gekommen, Herr Franken — und Sie mitgekommen, Max! — Sie

treten zu schlimmer Stunde in dies Haus, aber nie, nie werde ich vergessen, daß Sie heute hier sind! — Auch Ihnen, Herr Ingenieur, bin ich tief verpflichtet, ich darf Sie an dieser Stätte des Unheils nicht willkommen heißen, aber ich danke Ihnen allen, daß Sie den Weg zu mir nicht gescheut haben!"

„Wir kommen in der Hoffnung, Herr Präsident, alsbald an den Rettungsarbeiten teilnehmen zu dürfen," entgegnete Erich, der die Hand des erschütterten Mannes in der seinen zittern fühlte. „Leider finden wir Sie mit verdoppelter Sorge belastet — und fragen vor allem andern, ob wir etwas zu tun vermögen, um die tobende Menge vor Ihrem Hause zu zerstreuen?"

„Es kommt eins zum andern, Herr Baumeister!" versetzte mit trübem Lächeln und melancholischem Ausdruck Herr von Herther. „Ich bin gezwungen, hier einen Mann zu schützen, gegen dessen Verfahren und Wesen ich so tiefe Beschwerden habe, als die unglücklichen Menschen dort draußen, aber ich darf ihn doch nicht der blinden Wut der Verzweifelten preisgeben. Um so weniger, als ich mich selbst schuldig fühle! Ich bin gezwungen gewesen, da die vom Kreishauptmann erbetene Hilfe ausbleibt, die mir treugebliebenen Arbeiter von den Rettungsarbeiten im Schacht hinwegzurufen und erwarte jeden Augenblick ihr Kommen. Sobald das Haus von diesem Ansturm frei ist, werde ich Herrn Mertel zur Abreise von hier veranlassen und wir kehren unmittelbar nach den Kohlenwerken zurück. Da kommt meine Tochter, sie wird für die Gäste, die am Tage der Not in mein Haus treten, gern Sorge tragen, soviel die Umstände gestatten!"

Schon seit mehreren Minuten hatte Felicitas eine Tür, die nach dem Flur führte, geöffnet und dann nicht

vermocht, die Schwelle zu überschreiten, Erich's Stimme klang an ihr Ohr und sie zagte mit einem Male vor einem Wiedersehen, dem sie in den letzten Stunden mit gläubiger Zuversicht entgegengesehen hatte. — Sie empfand jedoch alsbald, daß sie die selbstvergessene Freundschaft schlecht lohne, die Erich Franken bewährt, wenn sie zögere, ihn zu begrüßen. Und so eilte sie hervor und stand plötzlich den Angekommenen gegenüber — der hellste Schein der Lampe, die im Flur brannte, fiel gerade auf ihr Haupt, auf das bleiche Gesicht, in dem ein paar dunkelrote Flecken brannten, aus dem aber die Augen wundersam leuchteten. Wehmütiges Glück und inniger Dank, eine stolze Zuversicht, die nur ihr Vater verstand, glänzten aus dem Strahl dieser Augen. Felicitas wollte die Angekommenen zugleich begrüßen, aber nur Erich war ihr entgegengeeilt, und wie gebannt blieben seine Freunde stehen und sahen mit stiller Rührung auf die Begegnung zwischen dem Mädchen und dem jungen Manne. Erich versuchte ein paar Worte zu stammeln, die unverständlich verklangen, Felicitas aber sagte deutlich und für alle hörbar, mit einer Stimme, in der Wonne und Weh seltsam ineinander zitterten:

„Sie haben meiner Bitte Gehör gegeben, Herr Franken, ich danke Ihnen tausendmal! Mein Vertrauen zu Ihnen war viel zu groß, als daß ich für möglich gehalten hätte, Sie könnten sich unserer Not ganz versagen! Doch daß Sie so schnell bei uns sein würden, habe auch ich nicht zu hoffen gewagt. Wir sind in einer Lage, wo es schwer ist, Freude zu fühlen, aber Ihr Kommen macht mich glücklich und stolz. Sie müssen mir morgen und übermorgen, wenn, so Gott will, der entsetzliche Druck von unseren Seelen ist, viel, sehr viel von Ihrer schönen Braut

erzählen, jetzt aber muß ich Sie ganz an Papa überlassen und hoffe, daß Ihre Freundeshilfe gesegnet sein wird."

Erich stand befangen, es war der alte bestrickende Klang ihrer Stimme, jeder Ton, den er im Traum so oft, so oft gehört, fiel hell und lebendig in seine Seele, ihr Gesicht blickte ihm voll reinen Vertrauens und tapferer Selbstbeherrschung entgegen, und fremd war ihm nichts an ihr, als daß Felicitas ihn Sie ansprach und nicht bei dem Namen nannte, der noch in der letzten schmerzlichen Stunde, die er mit ihr verbracht, auf ihren Lippen gelegen hatte. Herr von Herther und seine eignen Genossen kamen ihm zu Hilfe — sie umgaben ihn und Felicitas und diese wandte sich mit anmutigem Gruß zu Konrad Hiller, mit tiefernstem zu Max Lohmer. „Wir haben manches und Schweres miteinander zu sprechen, Max — aber das Schwerste geht allem vor, das Unheil, das Sie zu uns zurückgeführt hat."

Wie zur Bekräftigung ihrer Worte erhob sich draußen neues hundertstimmiges Getöse, kräftige Fäuste schlugen an die Türen und Fenster des Erdgeschosses, die nach der Straße hinauslagen, Herr von Herthers Miene verriet, wie tief er unter der Situation litt, obschon er mit anscheinender Ruhe sagte:

„Sie dürfen ohne Sorge bleiben! Es kann kaum eine Viertelstunde noch währen, so müssen meine Wackeren unter Eckhold hier sein. Ich möchte keine Gewaltmaßregeln dulden, soweit meine Macht reicht und hoffe darum, daß mein Haus fest genug ist, um die armen Verblendeten noch so lange abzuhalten. Inzwischen bitte ich Sie, hier einzutreten, ich will Ihnen nicht den unerfreulichen Anblick des Mannes ansinnen, der sich in seiner bedrohten Lage

fassungslos und trotzig zugleich gebärdet. Felicitas wird für eine Erquickung sorgen, deren Sie nach der weiten Fahrt um so mehr bedürfen werden, als ich Ihre freundschaftlichen Dienste in dem Augenblicke in Anspruch nehmen muß, wo der Weg zu dem Schacht hinauf frei wird. Bitte um Verzeihung, Herr Ingenieur, wollten Sie mich nicht dem Herrn bekannt machen, der mit Ihnen gekommen ist?"

Die Freunde merkten jetzt erst, daß sie im Drange der Umstände vergessen hatten, den alten Geometer vorzustellen. Der Präsident, der ihn für einen Bureaugehilfen Hillers halten mochte, hieß ihn höflich willkommen, Erich aber, der das tiefste Mitleid für Felicitas und ihren Vater empfand, fügte der Einführung rasch hinzu:

„Herr Langsdorf ist mit uns gekommen, weil er Ihnen eine Mitteilung von höchster Wichtigkeit zu machen hat, Herr von Herther. Er behauptet zu wissen, daß der verschüttete Schacht ‚Gut Heil' früher eine Verbindung mit einem anderen Schacht —"

„Mit dem Andreasschacht!" schaltete der kleine Herr auf Erichs fragenden Blick ein.

„Mit dem Andreasschacht besessen habe," fuhr Erich fort. „Er hat in uns den Gedanken erweckt, ob nicht von dort aus die Rettungsversuche mit größerer Aussicht auf Erfolg zu unternehmen wären, als durch den verschütteten Schacht selbst." —

Herr von Herther war bleich genug gewesen, als die Freunde seiner zuerst ansichtig geworden waren. Jetzt aber wich in Wahrheit der letzte Blutstropfen aus seinem Gesicht, sprachlos und mit ungewissem Blick sah er bald Erich und den alten Geometer, bald Hiller und Professor Lohmer an, seine Lippen bewegten sich, ohne daß ein

Laut von ihnen kam, und erst als er ein paarmal schwer geatmet hatte, rief er mit einer Stimme, die den ganzen Flur durchdrang:

„Felicitas — hörst Du! mein Kind?! Der alte blinde Bergmann, der diesen Nachmittag hier war und den Mertel für blödsinnig und betrunken erklärte, sagte dasselbe aus. Kommen Sie — kommen Sie, meine Herren."

Er schritt nach der Türe zurück, aus der er vorhin getreten war und die er jetzt mit Ungestüm wieder aufriß. Es kümmerte ihn nicht, daß mit einem Male das Getös draußen in einen langaushaltenden Ruf wilder Enttäuschung überging und zwischen dem wilden wüsten Geschrei und Toben taktmäßige Marschtritte, dem Haus immer näher kommend, auf der Straße erklangen. Felicitas rief zwar noch: „Das ist Eckhold mit den Seinen!" aber auch sie wurde von dem unwiderstehlichen Zug des Augenblicks ergriffen, mit den andern, neben Erich Franken, folgte sie ihrem Vater in das halberhellte Zimmer, wo der Generalinspektor Mertel mit hastig unregelmäßigen Schritten, die seine Furcht wie seine Erbitterung ausdrückten, hin und her lief und bei dem plötzlichen Hereinbruch der sechs ihm zum Teil fremden Menschen doch erschrocken zurückwich. Der Präsident ließ ihm nicht Zeit zu einer Frage, er rief ihm entgegen:

„Mertel! Mertel! Hier ist Herr Geometer Langsdorf aus Forstenburg. Er wiederholt, was der blinde Eisler diesen Nachmittag vor uns behauptet hatte und was Sie für unmöglich erklärten, es ist ein Durchschlag aus Ihrem Andreasschacht nach ‚Gut Heil' vorhanden, wenigstens vorhanden gewesen ist."

„Faseleien!" fiel Herr Mertel seinem Schützer grob

ins Wort. „Von einer solchen Verbindung müßte ich wissen!“ Dabei aber zuckte es merkwürdig in seinem Gesicht, die alte Röte, die in den letzten beiden Tagen so ziemlich verschwunden war, stieg wieder auf und mit sichtlichem Unbehagen stand er dem kleinen alten Herrn gegenüber, der den würdigen Generalinspektor noch einmal scharf ins Auge faßte und dann mit einer Ruhe sagte, die seltsam mit der Aufregung aller im Zimmer Befindlichen kontrastierte:

„Und Sie wissen auch davon Herr Mertel! Ich erinnere mich, daß wir damals zu unseren Karten und Plänen manche Notiz von Ihnen, der noch Schreiber des Bankrats Lorius war, erhalten haben. Es war ein langer schmaler aufwärts gewundener Gang, der vom tieferen ‚Gut-Heil‘-Schacht nach einem Stollen und den damaligen Förderstrecken des Andreasschachtes hinaufführte.“

Ein Augenblick Schweigen folgte, die Bestürzung, Erschütterung und Empörung aller im Zimmer Anwesenden war zu tief und nachhaltig, als daß man so leicht Worte gefunden hätte. Endlich faßte der Präsident den Arm des Generalinspektors und seine Stimme hatte einen metallenen schneidigen Klang, der ihm bis heute an sich selbst fremd geblieben war:

„Sie müssen wahnsinnig sein, Mertel, daß Sie seit vierzig Stunden unser und dieser armen Bevölkerung blutiges Elend sehen und Ihre heillosen Lippen nicht öffnen. Jetzt, wo es zu spät ist, zeigen Fremde einen Weg zur Rettung, den Sie uns seit gestern früh eröffnen konnten! Sagen Sie, um Gotteswillen, ein Wort, wenn ich nicht von Sinnen kommen soll!“

Der Angeredete stampfte zornig mit dem Fuße

und schien unter der Anschuldigung Herrn von Herthers seinen ganzen brutalen Trotz wieder zu gewinnen. Er sah der Reihe nach höhnisch die Eingetretenen und zuletzt mit einem herausfordernden Blick den Präsidenten an und versetzte in einem Ton, der seiner Miene entsprach: „Es war mir längst entfallen, daß vorzeiten in den verlassenen Förderstrecken des Andreasschachtes solch ein Durchschlag existierte. Aber wenn auch mein Gedächtnis besser wäre, geholfen hätte Ihnen das nichts — der schmale Gang ist längst verfallen und verschüttet, und der Stollen, der aus meinem Schacht nach ihm hinführte, ist, als ich mein Werk übernahm, mit Balken versetzt und mit Bruchschutt verstopft worden.“

„Wir hätten längst alle diese Hindernisse hinwegräumen und wenigstens einen Versuch machen können, durch Ihren Schacht den Unglücklichen im ‚Gut-Heil‘-Grabe Rettung zu bringen!“ rief der Präsident. Wir können es noch, die Sache muß augenblicklich in Angriff genommen werden. Nie — nie verzeihe ich Ihnen, daß Sie uns nicht gestern Morgen schon auf diese Möglichkeit hingewiesen haben. Eckhold und Herr Hart müssen sofort hinab — und einer von Ihren Steigern, Mertel. Wehe Ihnen und mir, wenn uns Herr Langsdorf diese Kunde zu spät gebracht hätte.“

„Sind Sie der Herr in meinem Schacht oder bin ich's?“ schrie der Generalinspektor auf, indem sich Konrad Hiller rasch aus dem Zimmer entfernte und offenbar nur ging, um Herrn von Herthers Wunsch zu genügen. „Glauben Sie, daß ich dulden werde, daß Sie mit Ihren nutzlosen Rettungsversuchen und der Bande, die sich in meinen Schacht hinunterwälzen würde, mein Werk

ruinieren, meine Arbeiter revoltieren, falls die Kanaillen nicht schon unter dem Haufen draußen sind! Bilden Sie sich ein, daß ich noch nicht genug an den Verlusten hätte, die mir die letzten heillosen Tage zugefügt haben? Nein, Herr, ich habe der Rotte zum Trotz das Rechnen noch nicht verlernt, und obschon Sie die Gewogenheit hatten, mich aus Ihren Diensten zu jagen, sollen Sie schon noch erfahren, daß unsere Rechnung bei weitem nicht geschlossen ist! In meinen Schacht setzt niemand einen Fuß hinunter, als die Arbeiter, die drunten ordnungsmäßig ihr Tagewerk tun."

Herr von Herther und alle, die um ihn waren, hörten erschrocken die polternde Rede des rohen Mannes, Professor Lohmer wollte eben entrüstet gegen ihn losbrechen, und Erich hatte den Vorschlag auf den Lippen, Herrn Mertel zur Bewahrung seines so wohlverteidigten Werkes vor das Haus zu schicken. Aber der Präsident, der im Feuer dieser Tage gegen den häßlichsten Eindruck gehärtet schien, sagte mit verachtungsvoller Kälte:

„Sie bleiben sich bis zuletzt gleich und wissen selbst aus der Todesnot Ihrer Mitmenschen ein Geschäft für sich herauszuschlagen. Sie wollen mich zwingen, Ihnen den Andreasschacht abzukaufen — was ist Ihre Forderung?"

„Sie wissen am besten, daß ich bis zur Stunde an dies Geschäft nicht gedacht habe. Setzen Sie Ihre Bohrversuche in Ihrem Schacht fort und lassen Sie den meinen in Ruhe. Wollen Sie aber durchaus hinein, so gibt's keinen andern Weg, als daß Sie Eigentümer werden; so lange ich Herr bin, dulde ich im Schacht nur ehrliche, lohnende Arbeit. Ich habe Sie gewarnt,

Herr Präsident, und sage Ihnen nochmals, daß der Gang, um deswillen Sie jetzt den Schacht kaufen wollen, wahrscheinlich gar nicht mehr praktikabel ist! Doch das ist Ihre Sache — die meine aber bleibt, daß ich Ihnen den Schacht nicht ohne beste Sicherung verkaufe. Um dreißigtausend Taler ist er mir feil, und die dreißigtausend fordere ich binnen hier und acht Tagen und zur Sicherung einen Wechsel von Ihnen! Ich weiß nicht, ob ich selbst dabei gut fahre, aber daraufhin will ich's wagen, den Wechsel werden Sie ja mit Hilfe Ihrer guten Freunde noch einlösen. Ich rate Ihnen ab, Herr Präsident — Sie wagen Ihr gutes Geld an etwas, das kein vernünftiger Mensch von Ihnen fordern kann."

„Und Sie sind wirklich entschlossen, uns die Einfahrt in den Andreasschacht, selbst die Untersuchung zu versagen, ob noch etwas von der alten Verbindung erhalten und gangbar ist, wenn es meine Mittel übersteigt, zuvor Ihr Werk nach Ihrer eigenen, ganz unglaublichen Schätzung zu erwerben?"

„Ich dränge Ihnen nichts auf, ich behielte lieber meinen Schacht — aber ich werde mein Eigentumsrecht behaupten. Wollen Sie als Herr in meinem Kohlenwerk schalten — so werden Sie zuerst dessen Herr!"

Mit unverhohlenem Abscheu, aber auch mit wachsendem Bangen hatte Felicitas diese Verhandlung mit angehört. Die Männer hatten es für schicklich gehalten, in das Nebenzimmer zu treten, dessen Tür offenstand, von draußen war seit einigen Minuten an Stelle des weithin hallenden Getöses ein dumpfes Brausen hörbar. In der verhältnismäßig größeren Stille klang jedes Wort des Generalinspektors um so rauher und ab-

schreckender — Felicitas meinte, die Stimme, wie den Anblick des Mannes nicht länger ertragen zu können. Sie näherte sich zitternd ihrem Vater und hauchte ihm zu:

„Bringe jedes Opfer, Papa, und wenn uns nichts bleibt — aber bringe den Ärmsten im Schacht Hilfe!“

„Wenn sie noch möglich ist!“ erwiderte Herr von Herther. „Aber du hast recht, mein Kind — jetzt ist nicht die Stunde, zu markten und zu feilschen.“ Er wandte sich wieder an seinen seitherigen Generalinspektor, welcher mit einer mehr lauernden als trotzigen Miene die kurze Verständigung zwischen Vater und Tochter belauscht hatte. „Lassen Sie uns keine Zeit verlieren! Da Sie menschlicher Empfindung unzugänglich sind, so muß ich Ihre Forderung für den Andreasschacht bewilligen. Ich bin bereit, Ihnen jede Sicherheit zu gewähren, die sich in einer Lage wie die unsrige geben läßt, fordere aber, daß ich noch in dieser Stunde in Besitz Ihres Schachtes und aller zu demselben gehörigen Pläne und Flurkarten gelange! Setzen Sie selbst die nötigen Papiere auf — rasch — rasch, Mertel — jede Viertelstunde, die noch verrinnt, ist für mich unersetzlich!“

„Wenn Sie den Kauf durchaus tun wollen, ich habe nichts einzuwenden,“ versetzte Herr Mertel phlegmatisch, indes seine Augen vor innerer Befriedigung funkelten. „Das nötige habe ich hoffentlich bei mir — ein alter Geschäftsmann führt immer ein paar Wechselformulare in seiner Brieftasche. Fürs andre wird ein Bogen Papier und ein Schreibzeug genügen — wenn Sie das herbeischaffen wollten, gnädiges Fräulein, so soll der Herr Vater alsbald seinen Willen haben.“

Felicitas eilte in das nächste Zimmer, wohin Erich, Max Lohmer und Herr Langsdorf zurückgetreten waren

und im eifrigen halblauten Gespräch dem Fenster zunächst standen. Sie trug hastig ein Schreibzeug und ein paar Blätter, die sie auf dem Tische fand — es war das Gemach ihrer alten Wirtschafterin Magdalene —, zu ihrem Vater hinüber, der erst jetzt inne zu werden schien, daß draußen der Lärm beinahe gänzlich verhallt sei und gespannt nach der Tür zum Flur schaute, durch die jeden Augenblick Eckhold eintreten konnte. Herr Mertel setzte sich mit vollem Behagen zum Schreiben nieder — er war wie immer der Klügste gewesen und hatte selbst aus der Verwirrung dieser Tage einen Gewinn davongetragen. Er füllte beim Schein der Lampe, die ihm der Präsident mechanisch zugeschoben hatte, sein Wechselformular aus und legte es dem Präsidenten vor: „Akzeptieren Sie das, Herr von Herther, ich entwerfe indes Punktationen zu einem Kaufvertrag, die wir beide unterschreiben. Das weitere müssen wir dann vor Notar und Zeugen bereden. Ich stelle Ihnen noch ein paar Zeilen an meinen Obersteiger aus, denn eine persönliche Übergabe wird vor der Rotte Korah draußen nicht möglich sein. Aber Sie brauchen diese auch nicht."

Der Präsident nickte flüchtig, zog den von Herrn Mertel beschriebenen Wechsel an sich und tauchte zugleich einen alten Gänsekiel aus Magdalenes Schreibzeug ein. Indem seine Augen über den Papierstreif irrten, klang ein Tritt neben ihm, eine Hand legte sich hemmend auf die seine, und Erich Franken sagte festen Tones:

„Schreiben Sie nicht, Herr von Herther! Die Aussicht, durch den Andreasschacht in den verschütteten ‚Gut Heil'-Schacht einzudringen, ist noch höchst ungewiß, und auf alle Fälle dürfen Sie dem Geiz und der Brutalität ein solches Opfer nicht bringen. Man will

Ihre besondere Notlage zur Erpressung wider Sie benützen. Ihre Freunde sind der Meinung, daß Sie sich dem nicht fügen dürfen."

„Gut, gut!" sagte der gewesene Generalinspektor, der bei Erichs Worten bestürzt von seiner Schreiberei aufgesehen hatte. „So behalte ich mein Werk und Sie — nun Sie sehen, wie weit Sie in dem des Herrn von Herther kommen."

„Nein, nicht so!" versetzte Erich stark, und seine Stimme klang gewaltig durch die Gemächer und auf den Flur hinaus, von dem eben Konrad Hiller, der Steiger Eckhold und der Bergamtsassistent Hart zugleich hereintraten. „Versuchen Sie es, uns zu hindern in Ihren Schacht einzudringen! Wir werden uns das Recht nehmen, das uns die Not gibt und werden in Ihrem Werke nach der alten Verbindung mit der Gutheilgrube suchen, wir werden sie womöglich benutzen, ob Sie zustimmen oder nicht. Sie können danach Entschädigungsansprüche erheben, Sie können Klagen wider uns anstellen, soviel Ihnen beliebt. Wir aber werden inzwischen tun, was die Pflicht heischt, und Sie haben glücklicherweise nicht die Macht, uns daran zu hindern."

Der Generalinspektor entfärbte sich, sein Instinkt sagte ihm, daß hier ein Stein ins Rollen komme, den er schlechterdings nicht aufzuhalten vermöge. Herr von Herther, der die freudigen Zurufe aller derer vernahm, die inzwischen das Zimmer erfüllt hatten, hinderte Erich nicht, das Papier, das noch auf dem Tische lag, zu zerreißen und Herrn Mertel vor die Füße zu werfen. Felicitas, die erst erschrocken dreingeblickt hatte, faßte jetzt mit ihrem Vater zugleich die ganze Lage: Erich traf das Rechte, niemand konnte es hindern, wenn das Rettungswerk durch

den Andreasschacht versucht ward. Herr Mertel sprach noch einmal den Präsidenten rauh an: „Das ist Hausfriedensbruch, ist räuberisches Eindringen in mein Eigentum. Wollen Sie zugeben, Herr von Herther, daß in Ihrem Namen Frevel geübt wird?“ — Herr von Herther aber, dessen Auge freudiger glänzte als zuvor, der jetzt leichter atmete, reichte Erich die Hand und sagte entschieden: „Ich bin bereit, jede Verantwortung, die mein junger Freund auf sich nimmt, mitzutragen! Haben Sie gehört, Eckhold, was hier vorgeht?“

„Alles, alles vernommen, Herr Präsident!“ rief der Steiger mit leidenschaftlichem Eifer. „Der Herr Ingenieur hier“ — er zeigte auf Hiller — „hat das Evangelium von dem alten Durchschlag aus Andreas nach Gut Heil schon allem Volke verkündet und darauf haben sie Hoffnung gefaßt und sind plötzlich zur Besinnung gekommen, so daß ich mit meiner Kolonne gar nicht notwendig gewesen wäre. Und nun, Ihr Herren, laßt uns das letzte versuchen, was uns noch übrig bleibt — helf uns und denen da unten der barmherzige Gott.“ —

Die schlichten Worte des Steigers hatten die Wirkung eines Schlachtrufes. Ohne dem zornig im Zimmer umherschießenden Generalinspektor, aus dessen Munde eine Flut scheltender, kreischender Rede strömte, noch einen Blick zu gönnen, ohne untereinander noch ein Wort zu verlieren — unterwegs und auf dem Platze, nach dem es alle drängte, war ja noch Zeit zur Verständigung! — eilten Herr von Herther und Erich, Max Lohmer und Hiller, der Steiger und Herr Hart durch den Flur nach der vordern großen Haustür, die seither verschlossen, nunmehr weit offen stand. Von der Straße scholl das Brausen von Hunderten von Stimmen, die jetzt so sorglich ge-

dämpft wurden, als sie vorhin laut erhoben worden waren. Die Gendarmen, die Gewehr im Arm zur Seite der Auffahrt standen, schauten verwundert auf die dunkle, wogende Masse herab, die sich längs des Hauses hinzog. Zwischen ihnen und der Menge, die vorhin unter wildem Geschrei wider Mertel, das Haus zu stürmen gesucht hatte, standen in Reihe und Glied die Bergleute, die Hart und Eckhold zum Schutz des Herrn von Herther herangeführt hatten. Die wackeren Männer in ihrer dunklen Tracht, die Grubenlampe am Gürtel, mit dem Beil bewaffnet, standen ihren eigenen Kameraden, ihren Verwandten gegenüber, und schon ihr Erscheinen hatte hingereicht, den Haufen der Empörten zurückweichen und stiller werden zu lassen. Noch ehe sie anlangten, war durch die Gruppe der das Haus Umdrängenden die Kunde von der Ankunft der Herren aus der Residenz geflogen. In der Phantasie der Erregten waren die jungen Männer zu wichtigen, einflußreichen Persönlichkeiten geworden, die wohl noch einen Rat, vielleicht selbst noch Rettung für die Eingeschlossenen bringen konnten! Ihre Ankunft war so wunderbar mit der Nachricht vom Tode des Herzogs Bernhard zusammengetroffen, daß die Vermutung von Mund zu Mund flog, der neue Landesherr habe sie in der ersten Stunde seiner Regierung abgeschickt, den Bergleuten im Buchsfelde Hilfe zu bringen. Steiger Eckhold und die Seinen fanden die leichtbewegte Masse schon willig wieder Hoffnung zu fassen; die Erbitterten, welche auch jetzt noch fortfuhren, die Gemüter gegen den Bergherrn zu erregen, fanden weniger Gehör als eine Stunde zuvor, und als nun gar der Ingenieur Hiller in der geöffneten Türe des Hauses erschien und dem Steiger laut verkündete, welch eine Aussicht sich eröffnet habe, da ging

ein so volles Rauschen durch die Masse, als seien plötzlich überall frische Quellen emporgesprungen. Ein hoffnungsfrohes Murmeln und Flüstern, da und dort ein lauter froher Aufschrei, klangen aus den Reihen, und erwartungsvoll, aber diesmal in friedlicher Absicht, umdrängte man die Auffahrt, alle Augen waren nach dem Flur des Herrenhauses gerichtet, den man erhellt, aber lange menschenleer erblickte. Die wachsende Spannung der kaum beruhigten Masse drohte schon wieder in Ungeduld überzugehen, als plötzlich die sechs Männer, denen Felicitas bis zur Tür nachfolgte, auf der Schwelle erschienen. Mit einmal trat erwartungsvolle Ruhe ein — man erblickte Herrn von Herthers hohe Gestalt, die auf den Arm eines unbekannten jüngeren Mannes gestützt, bis an das eiserne Geländer der Auffahrt herantrat. Der Präsident, der seiner selbst nicht mehr mächtig war, wollte ohne Zögern den Weg zu den Schächten antreten, nach denen er seit bangen Stunden verlangte. Erich aber hielt ihn zurück, er hatte mit dem ersten Blick über die Masse begriffen, was in diesem Augenblicke Not tue, und erhob seine weithintragende klangvolle Stimme, indem er ausrief:

„Auf ein Wort ihr Männer und ihr alle, die es angeht. Wir Fremden sind hierhergekommen mit dem gleichen glühenden Wunsch, den der Herr dieses Hauses und ihr sämtlich seit zwei Tagen gehegt habt: die Verunglückten im ‚Gut Heil‘-Schacht womöglich noch zu retten! Wir haben einen wackeren Mann mit uns gebracht, der die Weidenwalder Werke von altersher kennt und es für möglich hält, daß wir auf einem anderen Wege als durch den ‚Gut Heil‘-Schacht selbst zu den Verschütteten gelangen können. Weil es aber doch bloß möglich und keineswegs völlig gewiß ist, so ist unsere, eure erste Pflicht,

die Versuche, in die Tiefe von ‚Gut Heil‘ zu kommen, nicht aufzugeben! Und weil wir, um den neuen Weg einschlagen zu können, in fremdes Eigentum dringen müssen, weil hier euer Bergherr für alles haften und einstehen muß, was in den nächsten Stunden geschieht — so müßt ihr, wie's Gott auch sonst füge, euch als Männer erweisen, die sich selbst zu bezwingen wissen! Die strengste Ordnung muß wieder bei den Rettungsarbeiten eintreten, ihr dürft nicht aus der Hoffnung in Verzweiflung fallen! — Ihr alle habt das Recht, nach den Werken hinaufzukommen und des Ausgangs vor den Schachthäusern zu harren — aber nur wer gerufen wird, darf an den Arbeiten teilnehmen. Wir werden brave Hände genug nötig haben, aber mehr noch tun uns brave Herzen not, die um ihrer armen verschmachtenden Kameraden willen sich selbst vergessen und auch ihren Groll, ihre Beschwerden auf bessere Tage zurückzustellen wissen. Seid ihr das, so wird niemand lieber als euer Bergherr alles, was jetzt geschehen ist, vergessen: Ihr könnt mit der Nacht den Abend wett machen! Und nun brecht auf, ohne Toben und entschlossen zu warten und auszuharren, so lange noch ein Funke von Hoffnung übrig ist! Die Häuer, die bis jetzt oder vor Zeiten im Andreasschacht des Herrn Mertel gearbeitet haben, mögen sich droben beim Schachthaus der Grube Andreas zuerst zu uns finden — die anderen werden wir rufen lassen, wie es die Stunde fordert.“

Es war während Erichs Ansprache immer stiller geworden, mit beinahe atemloser Spannung lauschten die Dichtgedrängten seinen Worten. Kein lauter Beifall brach aus — es war allen zu ernst und bang zumute. Aber in dem zustimmenden Gemurmel, das durch die Reihen

lief, in der Art, wie die Volksmasse sich teilte und in einzelnen, durch kurze Zwischenräume getrennten Zügen die Straße nach der Hochfläche hinauf einschlug, in dem achtungsvollen Ausweichen vor Herrn von Herther und seinen Gästen, als sie von der Auffahrt herabkamen, um sich an die Spitze der Arbeiterkolonne zu stellen, die der Steiger Eckhold hierhergeführt hatte, trat die günstige Wirkung der schlichten Worte zu Tage. Alle waren jetzt sichtlich von einem Gedanken beseelt, die freventlich verlassene Rettungsarbeit so schleunig als möglich wieder aufzunehmen — auch die Hunderte von Angehörigen der Verunglückten hofften offenbar wieder, und setzten ihre letzten Kräfte ein, den Weg zu der Unheilsstätte noch einmal zurückzulegen. Erich und seine Freunde waren um den Präsidenten, Herr von Herther, der seiner Tochter nur noch ein tröstliches Wort zurief, gab Eckhold einen Wink, nicht länger zu zögern. Durch die stille Sommernacht klangen hunderte von marschmäßigen Tritten, von den Windungen der Straße her blitzten aus den einzelnen Zügen die Lichter, aus den Massen und Gruppen, die eilends dahinzogen, klangen verhallende Rufe und Worte, ehe zehn Minuten vergingen, war es um das Herrenhaus von Weidenwald her völlig ruhig, Felicitas stand auf der Schwelle allein und blickte mit einer halb seligen, halb schmerzlichen Betäubung dem dunklen Zuge nach, der ihren Augen rascher entschwand. Das Wiedererscheinen Erichs hatte das junge Mädchen innerlich erhoben, ihr gläubiges Vertrauen gestärkt, sie mit Hoffnung für das Nächste erfüllt. Doch wie sehr sie sich auch mühte, nur an den ‚Gut Heil‘-Schacht, und an ihren Vater zu denken, der jetzt eine wahrhafte Stütze und Hilfe zur Seite habe, sie bezwang das eigne Herz nicht völlig — und jetzt, jetzt

erst wußte sie ganz, was sie unwiderruflich in Erich verloren hatte.

Felicitas fühlte, in das Haus zurückkehrend, daß sie weder an Nachtruhe denken, noch die Nachrichten vom Schauplatz des Unheils hier still erwarten könne. Sie hatte Anlaß genug, ihr Liebeswerk von gestern wieder aufzunehmen, und traf besonnen und klar alle nötigen Anordnungen. Aber sie täuschte sich nicht darüber, daß sie dem herbeigerufenen Freunde, der so rasch entschlossen, mit so reinem Willen für ihren Vater und für ihr Haus eintrat, näher sein wollte, solange sie es durfte. Sie sagte sich, daß er nicht länger verweilen werde als bis er getan, was sie von ihm erbeten, und so mochte sie keine Viertelstunde verlieren, in der sie sich vielleicht an seiner Gegenwart, seinem Mut, seiner Tatkraft erfreuen könne. Sie ging, um sich für eine Fahrt durch die Nacht, und ein längeres Verweilen droben an den Schachthäusern zu rüsten. Auf dem Wege nach ihrem Zimmer begegnete ihr im Flur der Generalinspektor Mertel, der ihr das rohe, von Zorn und Enttäuschung häßlich entstellte Gesicht trotzig zuwandte:

„Guten Abend, Fräulein," sagte er hämisch. „Für den Herrn Bräutigam hat sich rasch ein andrer Bewerber eingestellt, wünsche viel Glück bei dem Wechsel. Ich gedenke mich jetzt, da die Luft rein ist, davonzumachen, da es Ihrem Herrn Vater doch nicht leicht werden würde, mich noch einmal gegen die rebellischen Halunken zu schützen. Und sagen Sie dem Herrn Präsidenten, daß es ihm vielleicht bald leid tun wird, diesen Abend über mein Recht weggeschritten zu sein — ich werde ihm sicher Klagen und Prozesse zu Dutzenden anstrengen!"

Der widerwärtige Anblick und die freche Drohung

glitten gleichmäßig an Felicitas ab. In ihr lebte jetzt die Gewißheit, daß auch dies alles nur ein häßlicher und nichtiger Nachhall einer Vergangenheit sei, die, komme was wolle, für immer hinter ihr und ihrem Vater liege! Sie wandte sich mit kaltem, stummem Gruß von Herrn Mertel ab und betrat ihr Zimmer, eine halbe Stunde später rollte der leichte Wagen vor das Haus, und Felicitas fuhr mit der alten Magdalene aufs neue die Straße nach den Kohlenwerken dahin.

Die Nacht war minder klar, als der Abend verheißen hatte. Von den Abhängen des Herlasberges her zogen ein paar dunkle Wolken den Grund entlang, aus denen es von Zeit zu Zeit wetterleuchtete, ein feuchtwarmer Wind, der zu kurzen Stößen erwachte und dann gleichsam müd wieder einschlief, raschelte im Laub der Linden längs des Weges. Felicitas' Wagen rollte noch an ein paar Nachzüglern der großen Scharen vorüber, die vorhin die Straße gezogen waren. Bei dem Meilenzeiger an der Kreuzung, bei dem der Weg langsam aus dem Grunde zur Hochfläche aufstieg, traf sie auf ein armes, junges Weib mit ihrem zweijährigen Töchterchen. Das Kind war zu matt, noch weiterzugehen, und die Mutter zu erschöpft, das arme Mädchen zu tragen. — Sie hob es bittend gegen die Tochter des Bergherrn empor, Felicitas nahm nicht nur das Kind, sondern auch die Mutter in den Wagen. Es tat ihr wohl, daß sie unmittelbar Anteil an einem fremden, bedrängten Leben nehmen mußte, und die gepreßte Empfindung ihrer Seele löste sich. Im Gespräch mit der jungen Bergmannsfrau kam ihr freilich auch zum Bewußtsein, wie weit ihre leidenschaftliche Zuversicht, daß Erichs Erscheinen und Eingreifen Hilfe bringen werde, die Wirklichkeit der Stunde überflog. Die schlichte Frau,

deren Augen im brennenden Schmerz tränenlos geworden waren, sagte trübe: „Ich glaube nicht, daß einer von unsern Männern noch lebt. Verhungert müßten sie freilich noch nicht sein, aber erstickt sind sie gewiß! Wenn die Herren aus der Stadt recht haben mit dem Weg durch die Andreasgrube, können sie uns doch wenigstens unsre Toten heraufbringen.“

Felicitas versuchte tröstlich zu antworten, aber die Worte erstarben ihr im Munde. Eben wetterleuchtete es wieder, und im falben Lichte erkannte sie die Leidensmiene der Hoffnungslosen, das Kind war glücklicherweise entschlummert. Die ganze Furchtbarkeit der Lage stellte sich ihr wieder dar — zum erstenmal fuhr ihr durch den Sinn, daß vielleicht auch Erich nichts bewirken, wohl aber sich selbst aufopfern könne. Es durchrieselte sie ein Schauer bei der Frage, wie sie solchen Ausgang ertragen werde? Und doch — wenn sie sich Erich Frankens Gesicht vor Augen rief, wie sie es vorhin gesehen, als er ihren Vater den Händen Mertels entriß und zu den Bergleuten sprach, vermochte sie ihre jubelnde innere Erwartung wohl frevelhaft zu schelten, aber nicht zu besiegen! —

Sie waren bei den Kohlenwerken angelangt, Felicitas ließ aus Gewohnheit vor dem hölzernen Schuppen gegenüber dem Schachthaus von ‚Gut Heil‘ halten. Aber hier und um das Haus standen heute nur vereinzelte Gruppen, aus dem hohen Bau schienen einige trübe Lichter, und der dumpfe Schall, der in der Tiefe fortgesetzten Zimmerarbeit drang bis zum Eingang. Die Massen aber hatten sich seitwärts nach dem Andreasschacht hinübergezogen, sie standen und lagerten in dichten Haufen um das halbverfallene Schachtgebäude dieser Grube und bei einem völlig zerstörten Hause, der Schreib- und Zahlstube des

gewesenen Generalinspektors, gegen die sich am Abend die plötzlich aufwallende Erbitterung der verzweifelnden Menschen gerichtet hatte. Felicitas erfuhr von den beiden Häuern, die am Eingang zu ‚Gut Heil‘ Wacht hielten, daß sie ihren Vater drüben an der Einfahrt zu ‚Andreas‘ finden werde. Der Herr Präsident sei vor kurzem mit Steiger Eckhold hier gewesen und habe sich vom Fortgang der Rettungsarbeiten in diesem Schacht überzeugt. Man komme in der Tat mit jeder Stunde tiefer hinab, freilich viel, viel zu langsam. Felicitas folgte darauf mit ihrer Begleiterin dem jungen Weibe nach, die gleich, nachdem sie vom Wagen gestiegen war, mit ihrem Kinde den Weg zu der Menge eingeschlagen hatte, die das Schachtgebäude von ‚Andreas‘ umringte. Sie schritt heute minder furchtlos und selbstvergessen als gestern zwischen den Reihen der Harrenden dahin — aber sie sah wohl, daß von der wilden Erregung des Abends nichts zurückgeblieben war, als bange Sorge, ob die neue Hoffnung sich nicht als trügerisch erweisen werde, und neben äußerster Ermüdung eine leidenschaftliche Spannung auf die erste Kunde aus der Tiefe. In der Mitte des Weges schon, den sie noch zurückzulegen hatte, traf sie mit ihrem Vater und Professor Max Lohmer zusammen. Der Präsident schien über ihr Kommen erfreut, aber nicht erstaunt — er sagte leise zu Felicitas: „Ich habe unserm Freunde nachgeben müssen. Er duldete nicht, daß ich in den Andreasschacht mit einfuhr und nahm es als sein gutes Recht in Anspruch, da er der Jugendkräftige sei, an meiner Statt hinabzusteigen. Er ordnete nichts an und sagte kein Wort, wozu ich nicht aus ganzem Herzen meine Zustimmung geben möchte. Selbst, was er über die Anstrengungen sagt, die mir die beiden letzten Tage gekostet, ist leider wahrer, als mir lieb

ist, ich kann die Aufopferung nicht ablehnen, zu der Herr Franken sich so edelmütig bereit zeigt!“

Felicitas wußte nur zu wohl, wie recht ihr Vater mit dem letzten seufzenden Ausspruch hatte. Sie lauschte mit einem stolzen, glücklich-wehmütigen Gefühl seinen Worten über den Mann, den sie liebte, und dem jetzt, wo es für sie zu spät war, Gerechtigkeit zuteil wurde. Sie schritt zwischen dem Vater und Max Lohmer nach dem Schachthaus des Mertelschen Werkes, wo es noch kahler, unwirtlicher aussah, als in den zu den Werken des Präsidenten gehörigen Gebäuden. So dunkel und unheimlich wie gestern, wo sie am Mundloch des ‚Gut Heil‘-Schachtes gestanden, erschien ihr auch hier der Fahrschacht. Sie erfuhr, daß Erich mit Konrad Hiller, der Steiger Eckhold und der Bergamtsassistent Hart mit allen Arbeitern des Andreasschachtes und zahlreichen andern Bergleuten hinab seien, und daß man jede Viertelstunde einem ersten Bericht aus den alten Abbaustrecken entgegensehen könne, wo sich nach Langsdorfs Aussagen die ehemals bestandene Verbindung noch auffinden lassen mußte.

Es war ein banges, peinliches Harren in der nächsten Stunde. Unruhig gingen Herr von Herther, Professor Lohmer und Felicitas zwischen dem Schachtgebäude und dem zerstörten Hause hin und wieder, neben dem sich der größte Teil der erwartungsvollen Menge gesammelt hatte. Es war nahe an Mitternacht, und gar viele der hier Gelagerten konnten ihrer Erschöpfung nicht widerstehen, saßen und lehnten längs der Mauer in unruhigem Schlummer. Andre standen in nicht endendem Gespräch beisammen, tauschten ihre Hoffnung oder Furcht aus und lauschten gespannt nach jedem Laut, der vom Schachthaus herkam. Der Himmel hing dunkel über der großen Fläche,

vom Weidenwalder Grund herauf wetterleuchtete es noch immer, und ganz von ferne ließ sich der Donner eines im jenseitigen Tal verhallenden Gewitters vernehmen.

Der Präsident sprach nur wenige Worte, die alle die tiefste Sehnsucht nach einer endlichen Entscheidung, wäre es selbst die schlimmste, verrieten. Felicitas berichtete in leiser Rede dem ernst lauschenden Max Lohmer, was gestern am Tage und Abend zwischen ihr und seinem Bruder vorgegangen sei. Der Professor vernahm nur, was er geahnt und sich selbst gesagt hatte — ein tiefer Schmerz über die Weise des Bruders zog abermals durch seine Seele, und aus tiefster Überzeugung sagte er: „Ich muß leider das Schicksal wohlwollend nennen, das Sie vor dem Opfer Ihres ganzen Lebens an Paul bewahrt. Frei und selbst einsam, Felicitas, werden Sie glücklicher sein, als mit ihm, der von der schwersten Krankheit unsrer Zeit bis ins innerste Mark ergriffen ist. Paul stößt mit Ihrer Hand die Hand hinweg, die ihn in ein menschlich warmes Sein zurückführen konnte!"

Felicitas schwieg, und Max Lohmer rang stumm mit sich, ob er ein Wort über Erich und sein Geschick hinzusetzen solle. Doch es war sein Bruder, von dem sich das bleiche Mädchen neben ihm losgesagt, und Erich Franken hatte auf der langen Fahrt hierher an das unerwartete Erlebnis keinen Laut der Hoffnung geknüpft, und das dunkle Schicksal der Männer in der Tiefe verbot beinahe jeden Gedanken, der nicht ihnen galt. So harrte auch er mit den andern in gleicher Unruhe. Etwa eine halbe Stunde mochte wieder verstrichen sein, als sich vom Mundloch des Andreasschachtes her plötzlich ein lauter Ruf erhob, Herr von Herther sah, daß ihm ein paar der Bergleute winkten, und flog dem Schachthaus zu. — In hellen

Haufen drängte sich trotz der aufgestellten Wachen die Menge ihm nach, Max Lohmer und Felicitas wurden zwischen den dichten Reihen eingepreßt und zurückgehalten; ein junger Häuer, der eben der Ausfahrt entstiegen, schwang, tief Atem holend, und einen wahrhaft sonnigen Hoffnungsglanz auf seinem Gesicht, seine Kappe gegen den Bergherrn und rief: „Der Durchschlag nach dem alten Bau in ‚Gut Heil' ist gefunden, die Herren meinen, es werde nicht mehr als zwei Stunden Zeit kosten, die Balken und Schutthaufen, mit denen er versetzt worden ist, hinwegzuräumen. Es sollen weitere fünfzig Mann einfahren — wir werden drunten Holzwerk und Stein von Hand zu Hand geben müssen, um uns den Rückweg nicht zu sperren!"

Die Masse der Umstehenden brach zuerst in einen vielstimmigen Freudenruf aus, dann aber wurden Stimmen der Enttäuschung laut, von den Verschütteten im Nachbarschacht brachte der Bote aus der Tiefe noch keine Kunde, — neue bange Stunden der schmerzlichsten Erwartung dehnten sich vor allen aus. — Doch gehorchte man den Anordnungen des Präsidenten auf den ersten Wink, und die fünfzig Arbeiter, die schon nach etwa zehn Minuten Mann hinter Mann die schmalen Leitern hinabstiegen, wurden von den Hunderten beneidet, die zurückblieben und wiederum harren und hoffen und zweifeln mußten. Herr von Herther begann sich jetzt der Erwartung hinzugeben, daß die alte Verbindung der Grube Andreas mit seinen Werken in der Tat noch vorhanden, in irgend einer Weise gangbar sein werde. — Max Lohmer stimmte ihm darin zu, aber beide Männer tauschten aber und abermals mit schwerem Seufzer die Überzeugung aus, daß man keinen oder nur wenige der Verunglückten

mehr am Leben finden würde. Wieder verloren sie sich in Berechnung von Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, von denen Felicitas nichts verstand. Aber in der Seele des erregten Mädchens sprach eine geheimnisvolle Stimme gegen alle einsichtige Besorgnis der Männer. Erich konnte nicht darum auf den ersten Ruf in ihr Haus getreten sein, nicht darum sein eignes, neubeglücktes Leben aufs Spiel setzen, um schließlich nur die Toten aus der dunklen Schachttiefe zu bergen! Doch wagte sie nicht die ganze Stärke ihrer Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang zu offenbaren. Mit jedem Viertelstundenschlag, den man hier oben aus dem Weidenwalder Grund vernahm, mit der allmählichen Abkühlung der späten Nachtstunden, die die armen, erschöpften Menschen um sie her durchschauerte, sanken die Erwartungen der Harrenden tiefer und tiefer. Die geheime Zuversicht des jungen Mädchens aber wuchs — obwohl auch sie es empfand, daß zwei Tage voll erschütternder Eindrücke und jäher Wechsel über sie hingegangen seien. Sie hielt sich tapfer aufrecht, und die Nacht verbarg ein wehmütig zuversichtliches Lächeln, das wider Willen um ihre Lippen spielte. Immer erregter wogte die Menschenflut, immer enger und dichter schloß sich der Kreis um das Schachthaus, immer lauter, klagender klangen die Fragen, ob man denn nichts, gar nichts aus dem Schacht vernehme?

Da mit einem Male zuckte es wie ein elektrischer Schlag durch die Masse, alle müden Glieder gewannen Leben, alle Häupter streckten sich empor, drei, vier Grubenlampen glänzten aus der Einfahrt heraus, drei, vier Männer wurden halben Leibes sichtbar und drei, vier heisere Stimmen schwollen zu einem weithin hallenden Rufe: „Sie leben! — sie leben!“ zusammen. Ein mark-

durchdringender Aufschrei aus hundert gepreßten Herzen antwortete der Verkündigung, der wildaufbrausende Lärm, der folgte, verschlang selbst für den Präsidenten und seine Tochter, die ihr Ohr den Boten entgegenneigten, die nächsten Worte. Nur die Namen: Herr Franken und Eckhold und dazwischen wieder der Ruf: „Sie leben! Wir dringen zu ihnen!“ „Vielleicht leben alle!“ waren in dem plötzlichen Getümmel hörbar. Erst nach einigen Minuten, in denen auch ihn die allgemeine jubelnde Betäubung erfaßt hatte, vermochte Herr von Herther klar zu vernehmen, was unter der Erde geschehen sei und was man von ihm begehre. In verworrener Rede, von zahlreichen Ausrufungen seiner Kameraden unterbrochen, berichtete der älteste der zu Tag gekommenen Häuer, daß die im Schacht Befindlichen, allen voran der fremde, junge Baumeister, dann Steiger Eckhold und der Ingenieur durch halbverschüttete Gänge, die man eben notdürftig stütze und aufräume, in die alten, verlassenen Arbeitsstrecken des ‚Gut Heil‘-Schachtes schon vor einer Stunde eingedrungen seien. „Wir alle nach!“ sagte der Bergmann, „es war schauerlich und ängstlich genug in den vordern, alten Stollen mit ihrem vermorschten Holzwerk. Aber wir wußten, was es gelte, und daß uns mit Gottes Hilfe ein Rückzug nach Andreas gewiß war. So tappten, und krochen wir immerzu den Herren nach, manchmal auf allen Vieren! Es währte lang, bevor wir den Zugang und durch die alten, verlassenen Strecken die wieder fanden, die jetzt im Betrieb sind. Aber mit einem Male befiehlt der Herr Franken uns allen, still zu stehen — wir sehen es, wie ein fernes, blaues Flämmchen flimmern — und im nächsten Augenblick setzt der Herr Baumeister das Sprachrohr an den Mund und durch die langen Gänge

hin ruft er ein langaushallendes Glückauf. Und dann drangen wir alle nach, dem Lichtschein nach und kamen nun schon in Gänge, wo wir über stehengebliebene Karren und weggeworfene Werkzeuge stolperten, bis wir vor uns und zur Seite „Hilfe, Hilfe! Glückauf!" heiser schreien und kläglich stöhnen hörten. Und da waren wir bei der Förderstrecke, die dem eingebrochenen Schacht zunächst ist und fanden die Männer und Jungen in dichten Haufen zu Boden gestreckt, denn viele hatten sich seit gestern Nachmittag schon zum Sterben gelegt, weil sie an keine Rettung mehr glaubten, und viele seit diesem Morgen. Und nur von den nächsten kamen uns ein paar entgegen und hoben ein paar andre die Köpfe, weil uns niemand von da erwartet hatte, und wie wir näher kamen, schrien und schluchzten etliche und andre wehrten uns mit den Händen von sich ab, als wären wir der Alp, der ihnen auf der Brust saß! Eine Viertelstunde lang hat keiner von uns oder von ihnen gewußt, was er tat oder sagte, nur Herr Franken und Herr Hiller, die mit ihren Feldflaschen an der Reihe der Halbtoten hingingen und ihnen die Lippen mit Wein anfeuchteten und sie ins Leben brachten, bis auf ein paar, die zu krank und ohnmächtig waren. Und nun schicken uns Herr Franken und Eckhold, dem Herrn Präsidenten und allen die Freudenbotschaft kund zu tun und wissen zu lassen, daß es noch eine gute Weile währen wird, bevor wir die Kameraden und uns selbst in Sicherheit bringen können. Freilich herrscht dort unten eine Luft, in der kaum Atem zu holen ist. Aber die Verschütteten sind zu schwach, sie müssen alle erquickt — gar viele müssen geführt und getragen werden. Die Herren wissen selbst noch nicht recht, wie es mit der glücklichen Ausfahrt werden soll — für jetzt lassen sie um Wein und

Mundvorrat und die Arzneien bitten, die das gnädige Fräulein seit gestern bereit hält, und hier oben gleich beim Schachthaus soll ein großes Lager mit Strohschütten hergerichtet und der Doktor von Weidenwald gerufen werden und womöglich noch ein paar Ärzte aus Wellerswaldau."

„Es wird alles auf der Stelle geschehen, Bergmann," entgegnete der Präsident, an dessen Schulter Felicitas lehnte, in seligem Entzücken jedem Worte des Häuers lauschend und jedesmal doppelt selig, wenn der Name Erich Franken genannt ward. „Und sie leben alle, es ist keiner beim Schachtbruch erschlagen worden, keiner seit gestern den Leiden erlegen?" fuhr Herr von Herther fort. „Laß uns rasch alles hinabschicken Felicitas, was vorbereitet ist — ich muß die Hände rühren, um Glauben an diese Erlösung zu gewinnen!"

„Wir denken, daß alle davonkommen," rief wieder der alte Arbeiter. „Soviel im Getümmel zu verstehen war und soviel die halbtoten und von Sinnen gekommenen Menschen voneinander wußten, war keiner besonders verunglückt. Ihre letzten Bissen haben sie gestern am Mittag noch miteinander geteilt, aber da haben schon viele nicht mehr essen mögen, um die Elendszeit nicht unnütz länger zu machen!"

Von vielen Lippen zugleich ward jede Nachricht, die der Alte erteilte, weiter getragen. Eine fieberhafte Bewegung war in der Masse erwacht, unter Jauchzen und Schluchzen wollten die einen das Wort des Häuers noch vernehmen, die andern bei den notwendigen Arbeiten helfen. Hier brach eine erschöpfte Frau bei der hoffnungsreichen Kunde zusammen, dort rafften sich andre vom Boden auf, rissen die schlaftrunkenen Kinder empor und riefen ihnen gellend zu, daß der Vater gerettet sei und nun bald, bald

heimkehren werde. Herr von Herther, seine Tochter und Professor Lohmer, die alte Magdalene, und der Meier Holm fanden es schwierig, in diesem Ansturm und Gebraus das Nötige zu tun, und die Leute, die wiederum zum Anfahren bereitstanden, mit allem zu bepacken, was aus der Tiefe der Schachte verlangt ward. Hilfreiche Hände regten sich von allen Seiten — und Felicitas, die nach den ersten Augenblicken der Bewegung ihre Fassung zurückgewann, überblickte mit klarem Auge und höchster Sorgfalt was geschah. — War sie es doch dem hilfreichen Freunde, dem geliebten Mann schuldig, daß er nichts von allem vermißte, was er zu dem Rettungswerk nötig hatte. Felicitas vergaß keinen Augenblick, wie vielen wackeren Männern ihr Vater und sie für diesen Ausgang der Katastrophe danken mußten — aber in ihrer lebendigen Vorstellung stand Erich als der Retter, der Bringer dieser glücklichen Stunde! Sie sah seit der Kunde aus dem Andreasschacht ihren Vater sein Haupt wieder aufrichten, und selbst beim ungewissen Schein der Lampen nahm sie wahr, daß der starr schmerzliche und so erschreckend greisenhafte Ausdruck aus seinen Gesichtszügen wich. Sie durfte nur den Schritt ins Freie setzen, um sich schauen und hören, wie anders alle Stimmen durch die Nacht klangen, um mit glücklich wehmütigem Schauer Erichs Namen immer und immer wieder für sich zu flüstern.

Und nun lief abermals eine Stunde und noch eine ab, die erste Dämmerung eines Spätsommermorgens brach an, das Frühlicht beleuchtete zum andernmal die bleichen, überwachten Gesichter der harrenden Tausende. Wenn sich diese auch vor der Kühle des Morgenwinds dichter zusammendrängten — geduldig warteten alle, um so geduldiger, als von Zeit zu Zeit aus dem Andreasschacht

einzelne Bergleute ausfuhren und den glücklichen Fortgang des Rettungswerkes verkündeten. Man hatte die Verunglückten aus der dumpfen, giftigen Luft des verschütteten Schachtes herüber in die Grube Andreas gerettet — hatte ihnen hier die ersten Erquickungen gereicht und hatte alles zur endlichen Auffahrt vorbereitet, die diesmal mehr als je eine Auferstehung war. Die Menge wußte das, und obwohl mehrere hundert arme Herzen den bang Vermißten entgegenschlugen, umgab sie mit einer gewissen Rückhaltung das große Strohlager, das zur ersten Aufnahme der aus dem Schacht Emporkommenden bereitet war. Nun alles fertig schien, zählte man die Minuten und sah sich im grauen Morgenscheine in die erregten Gesichter. Plötzlich entblößte Herr von Herther, der mit Felicitas dicht an der Ausfahrt stand, mit einem wundersamen Glanz auf seinem Gesicht, sein Haupt. Ein Atemzug der höchsten Spannung ging durch die dichtgeschlossene Masse, und jetzt erschienen, mit einem wilden Jubelruf begrüßt, Steiger Eckhold, jetzt Erich Franken, dicht hinter beiden der Steiger, der am Montag Morgen die Häuer in den ‚Gut-Heil'-Schacht hinabgeführt hatte und mit ihnen begraben worden war. Jetzt kamen die ersten zehn der Geretteten zu Tag, bleiche wankende Gestalten, die von hilfreichen Armen sofort erfaßt und auf das Strohlager gebettet wurden, dann eine Zahl der Retter, unter ihnen der alte Geometer Langsdorf, der mit wahrhaft seligem Gesicht Felicitas und das Morgenlicht zugleich begrüßte. Der betäubende Jubel war plötzlich in tiefe Stille übergegangen, und nur jedesmal, wo einer der Geretteten heraustrat, klang an einer andern Stelle ein heller Aufschrei, ein schluchzender Namensruf, wurden krampfhaft heftige Grüße zugewinkt. Bereitwillig machte

man den Frauen und Kindern Platz, die herzustürzten, schon war jeder der zu Tag Gekommenen von einer kleinen Gruppe umringt und immer noch und immer wieder erklangen die Rufe, quoll es hervor, Retter und Gerettete bunt durcheinander, viele von den letzteren gehalten, gestützt, getragen von denen, die zu ihrer Befreiung hinabgestiegen waren. Der Morgen schien schon heller als auch der letzte der hundertundzwanzig vom erquickenden Hauch des Tages berührt ward, als die letzten der Retter, von Konrad Hiller geführt, emporkamen. Noch einmal brauste ein Jubelruf durch die Masse und dann klang in die Frühe hinaus in feierlicher Weise der Choral, „Nun danket alle Gott", der zugleich in aller Seelen erwacht war. —

Felicitas hatte mit tränenerfüllten Augen während des langsamen Emporkommens der Geretteten, nach jedem einzelnen gesehen, jeden begrüßt und jedem Hilfsbedürftigen seinen nächsten Wunsch abgefragt. Dicht neben ihr stand die junge Bergmannsfrau mit dem kleinen Mädchen, die sie gestern am Abend auf ihren Wagen genommen hatte. Obschon mehr als ein Kamerad ihres Mannes der Frau zurief, daß der, nach dem sie so angstvoll ausschaute, am Leben, ja beinahe wohlauf sei, so vermochte sich das arme junge Weib mit ihrem Kinde nur schwer in die Tatsache zu finden, daß ihr Fritz einer der letzten sei, die herauf- und hinausstiegen. Sie drängte sich an die Tochter des Bergherrn heran, um wiederholt aus deren Mund die Versicherung zu hören, daß alle aus dem ‚Gut-Heil'-Schacht gefunden und geborgen seien. Und Felicitas ward der wiederholten Fragen nicht müde, konnte sie doch jedesmal vor ihrer Antwort Erich anblicken und aus seinem Munde die Gewißheit gewinnen, die sie andern

spendete. Erich wäre sicher gern Felicitas näher getreten. Aber Herr von Herther ließ ihn nicht von sich — während er seine Rechte jedem einzelnen der geretteten Bergleute und allen ihren Rettern entgegenstreckte, hielt seine Linke die Rechte des jungen Freundes, und in dem zitternden Druck dieser Hand empfand Erich mit tiefer Wehmut, daß ihm der Präsident heute, wo es zu spät war, ein großes Unrecht von ehedem schweigend abbitte. Und jetzt waren die Letzten zu Tag; der junge Bergmann, dessen Weib neben Felicitas harrte, hatte die Weinende an seine Brust geschlossen und hielt, während das alte Danklied über die morgenstille Fläche hinklang, mit seltsamem Ausdruck seines bleichen, kranken Gesichts und seiner schwarzen Augen, das kleine Mädchen auf seinem Knie und streichelte immer wieder das krause Haar des Kindes. Felicitas hörte die junge Frau fragen: „Hat dir recht gebangt nach uns, Mann, da unten?“ Der junge Mann erwiderte kopfschüttelnd: „Ich habe nicht gehofft, euch wiederzusehen. Und die ganze lange Zeit, wo wir dort unten lagen, habe ich daran denken müssen, daß ich am Montag Morgen, ehe ich anfuhr, bloß aus schlimmer Laune das Dortel hier geschlagen hatte.“ Und Felicitas, die die Unterredung der beiden gehört, blickte wieder nach ihrem Vater, der Erich Franken nicht losließ. In dem wachen Traum dieser Stunde war es ihr zu Mute, als bezögen sich die schmerzlichen Worte des armen Häuers auch auf ihn. Und doch wollte sie nichts mehr empfinden, als das Glück, daß ihrem Vater die furchtbare Schuld, die er sich selbst zusprach, von der Seele genommen sei und daß Erich den besten Anteil daran hatte. Sie wollte mutig der Sonne entgegenblicken, die rot hinter den Wolken stand und jeden Augenblick hervortreten konnte — es war nicht

ihre Schuld, wenn der frische Morgenhauch, der noch immer von den Höhen des Mittelgebirges herabwehte, ein paar schwere bittere Tränen aus ihrem Auge hervorlockte und beinahe zugleich trocknete.

Noch verhallten die letzten Töne des Chorals zwischen den Schachthäusern, und schon flog weit ins Land an den Drähten der Telegraphen die Kunde von der glücklichen Erlösung der verschütteten Bergleute, schon mußten die ersten Boten mit der Nachricht von dem kaum mehr gehofften glücklichen Ausgang der großen Katastrophe, den Weidenwalder Grund durcheilt haben, denn in dichten Scharen strömte die Bevölkerung aus den drunten liegenden Dörfern zu den Kohlenwerken empor, in langen Zügen rollten die Wagen herbei, die Herr von Herther schon seit gestern für den glücklichsten Fall zur Heimschaffung der Verunglückten hatte bereit halten lassen. Eine Stunde nach der endlichen Befreiung, als die Sonne schon völlig golden über dem Buchsfelde schien, ward es hier oben auf der eben noch so getümmelvollen Fläche stiller und stiller. Die Geretteten waren, mit allem, was ihnen unmittelbar not tun konnte, wohl ausgerüstet, von ihren Familien begleitet, Wagen auf Wagen, davongefahren, die Retter, die Zuschauer strömten in Scharen und einzelnen Gruppen davon, alle erhoben, ergriffen, beseligt von der wunderbaren Fügung, durch welche endlich Hilfe gekommen war. Aus den hinabziehenden Massen klang überall das Lob des Bergherrn, des wackeren Präsidenten, der alles an die Rettung seiner Arbeiter gesetzt und warmherzig und edelmütig alle Helfer belohnt, alle Verunglückten für den Rest der ganzen Woche von jeder Pflicht entbunden und reichlich begabt hatte, das Lob des fremden jungen Baumeisters und seiner Freunde. Schon wußte man

unter den Hunderten, die jubelnd erregt sich noch nicht wieder in die Stimmung des Alltags zurückfinden konnten, daß in nächster Zeit Großes geschehen werde, die Beseitigung des Generalinspektors Mertel war nicht minder gewiß, als die völlige Neuzimmerung und möglichste Verbindung aller Schachte auf dem Weidenwalder Revier.

Der so hochbelobte Bergherr aber, Herr von Herther, war inzwischen in sein Haus zurückgekehrt, das im Verlauf von so wenigen Tagen der Schauplatz wunderbar wechselnder Szenen gewesen war und sich an diesem Morgen wiederum in eine Stätte echter Gastfreundschaft verwandeln sollte. Sobald der erste Sturm des Jubels verbraust war, sobald er der nächsten Pflicht der Sorgfalt für alle Geretteten Genüge geleistet hatte, fühlte sich der Präsident von jedem Blick in die glücklich erregten, aber dabei abgespannten Züge seiner treuen Helfer daran gemahnt, daß keiner von ihnen an seinem Herde noch einen Trunk getan, oder eine Stunde gerastet habe. Er war darum gegen acht Uhr morgens mit Erich und Max Lohmer, mit Konrad Hiller, dem Bergamtsassistenten Hart und dem alten wackern Geometer Langsdorf — Steiger Eckhold blieb trotz aller Zureden Herrn von Herthers bei den Schachthäusern zurück, um zum Rechten zu sehen — nach dem Herrenhause von Weidenwald aufgebrochen, nachdem seine Tochter eine halbe Stunde früher vorangefahren war. Felicitas hatte Wunder gewirkt in kurzer Zeit, jeder Gast ihres Hauses fand schon ein Zimmer bereit, und jetzt endlich vereinigte der Präsident an seiner Frühstückstafel die Männer, die ein so wilder Schicksalssturm über seine Schwelle getrieben hatte. Unter diesen Männern war einer, den der Hausherr vor allen auszeichnete, und der doch schon still bei sich bedachte, ob es nicht besser

und rätlicher sei, wenn er jetzt und so früh als es nur immer angehen wolle, dies Haus wieder verlasse, das seiner nicht mehr bedurfte. Freilich hatte der Präsident gerade ihm gesagt, daß er ein tiefes Verlangen fühle, sobald sich sein junger Freund durch eine Rast etwas gestärkt habe, sich mit Erich ganz und rückhaltlos auszusprechen. Aber Erich fragte sich, wozu die Aussprache führen könne — und Felicitas hielt sich von dem Frühmahl der Herren fern, und während sie noch am Tische saßen, langte ein Telegramm aus Forstenburg an, in dem Doktor Paul Lohmer verkündete, daß ihn auch der neue Herzog Eberhard sofort zu seinem Leibarzt ernannt habe, zum unerwartet glücklichen Ausgang der Rettungsarbeiten Glück wünschte und seinen Besuch im Lauf der nächsten Tage anmeldete. Der Präsident hatte auch diese Botschaft, wie andre, die der Telegraph herzutrug, mechanisch geöffnet und seinen Gästen mitgeteilt. Erich hatte nicht wahrgenommen, welch ein bitterer, verächtlicher Ausdruck dabei um den Mund Herrn von Herthers zuckte, er hörte nur die Worte der Depesche, und es war ihm, als ob aus ihr die Scheidewand wieder emporsteige, die in den Stunden des Unglücks versunken gewesen war. Er fühlte eine Anwandlung unsäglicher Bitterkeit und erhob sich rasch von der Tafel, um diese nicht Herr über sich werden zu lassen. Zugleich hocherregt und tief ermüdet, hoffte er draußen neue Ruhe und einen klaren Entschluß zu gewinnen über das, was ihm obliege. So war er nicht zugegen, als der Präsident mit Bezug auf das Telegramm Doktor Pauls sich zu Professor Max Lohmer wandte und sagte:

„Dies ist eine erste Mahnung, lieber Max, daß ich nicht bloß in meinem Unheilsschacht, sondern rings um

mich her Trümmer aufzuräumen habe! Ich rechne auf Sie, daß Sie diese erste notwendige Lösung in die Hand nehmen. Ihr Bruder muß fühlen, daß wir im Leben keinen gemeinsamen Weg mehr gehen können, Felicitas und ich fühlen's gewiß! — Geben Sie mir und meinem Kinde bald Beruhigung von dieser Seite. Der furchtbare Ernst dieser Tage hat mir jede Binde von den Augen gerissen, ich muß Herzog Bernhard in die Gruft nachrufen, daß er nur zu recht gehabt, wenn er meine Anbetung der Respektabilität, meinen Götzenglauben an die Unantastbarkeit eines Familienrufs, ein ärmliches und kleinliches Ideal schalt. Heute ist es mir gleichgültig, was durch die Mäuler der Welt über mich und die Meinen schwirrt, heute vermag ich, was ich ein Leben hindurch nicht vermocht, Schein und Sein zu scheiden. Felicitas mit ihrem Ernst und ihrer selbstlosen Liebe hat mich völlig besiegt — ich wollte, Max, sie hätte es früher gekonnt!"

„Und Erich Franken?" fragte der Professor, der jetzt fühlte, daß er nicht länger schweigen dürfe.

„Erich Franken! Wir müssen ihn ziehen lassen zu seiner Liebe und ihm ein Leben hindurch danken, daß er sich uns gestern nicht versagt hat. Ich — —"

„Herr von Herther," fiel der Professor dem trüb vor sich Niederblickenden ins Wort, „Sie und Fräulein Felicitas irren — Erich hat keine Braut in München; was wir für ein Glück gehalten, ist ihm nur eine Prüfung gewesen und hat ihm Gewißheit gebracht, daß unser Freund zu den seltenen Menschen gehört, die nur einer ganzen und reinen Liebe fähig sind. Wenn sie heute anders über Erich denken, als sonst, so zeigen Sie es ihm! Ich habe den Eindruck, als ob er, um allen Teilen viel Qual zu ersparen, an raschen Abschied denke."

Der Präsident saß einen Augenblick stumm; das Licht, das sich vor ihm auftat, war zu blendend und — wundersam genug — für einen Augenblick wallte die alte Gewohnheit noch einmal gleichsam krampfhaft empor, er fragte sich, was die Welt, was Forstenburg zu solcher Wendung sagen würde. Im nächsten stand er auf und wandte sich verbindlich zu Konrad Hiller: „Herr Ingenieur, Sie haben die Güte, eine Viertelstunde mich hier zu vertreten. Ich muß notwendig mit meinem, mit Ihrem Freunde Erich sprechen, der nicht wiederzukehren scheint! Kommen Sie, kommen Sie, Max, wir müssen Erich suchen!" — —

Erich Franken hatte inzwischen den Garten betreten, der im vollen Sonnenlicht lag und ihm mit den letzten Sommerblumen bunt entgegenglänzte. Hecken und Wege waren noch ein wenig von dem Sturme des letzten Abends verwüstet, aber der Gärtner und ein Gartengehilfe schon eifrig bei der Arbeit, die alte Ordnung herzustellen. Mit Kopfschütteln sah Erich, wie rasch hier alles ins Gleis des Alltags zurücklenkte, und erblickte eine Mahnung für sich selbst darin. Er ging den Pfad hinab, der endlich zu der Erhöhung unter der großen Linde führte. Schon von fern sah er ein lichtes Frauengewand von da herabschimmern und sagte sich, daß er dort Felicitas finden werde. Und jetzt meinte er mit einem Male zu wissen, was er zu tun habe. Ihr ungesehen von den andern ein herzliches Lebewohl zu sagen, dann still aus diesem Hause zu gehen, in dem er nicht wahrhaft rasten konnte, und an den Präsidenten vor der Rückfahrt nach Forstenburg, wohin er zunächst wollte, ein paar Abschiedsworte zu richten, dünkte ihm das Rechte. Entschlossen, ohne Besinnen, schritt er auf jenen stillen Platz los, an dem er das junge Mädchen erblickte. Sein Tritt verklang auf dem Rasen und

klang so leicht über den Kies, daß er beinahe dicht neben ihr war, ehe sie ihn kommen hörte.

Sie schrak nicht zusammen, sie hatte ihn eben vor sich gesehen, wie er gestern am Abend in ihr bedrohtes Haus getreten war, und darüber nachgesonnen, wie bald er wieder aus demselben scheiden müsse. Und als sie jetzt das Gesicht voll heiterer, milder Fassung ihm zuwandte, sah und wußte sie auch, daß er alsbald gehen wollte, und sagte sich, daß sie kein Recht habe, ihn zu halten. Seine Stimme zitterte, indem er ihr zuflüsterte, daß er ihr tausendfach danke, ihn mit solchem Vertrauen gerufen zu haben, daß er jedoch für besser halten müsse, nicht zu lange unter diesem Dach zu weilen, weil er in dieser Stunde mehr als je Herrn von Herther zürnen müsse und ihm nicht zürnen dürfe. Sie sah ihn mit großen, halberschrockenen Augen an und stammelte endlich: „Warum wollten Sie meinem Vater grollen? Er denkt jetzt über Sie wie ich, Erich! Aber wir dürfen Sie nicht bei uns halten. Bringen Sie der Glücklichen, die in München Ihrer harrt, meinen Gruß und seien Sie ganz so glücklich, wie Sie es verdienen.“

„Felicitas!“ rief er, unfähig sie länger in ihrem Irrtum zu lassen, „Felicitas — niemand erwartet mich in München als eine Freundin, mit der ich von Ihnen sprechen darf, und die es weiß, daß ich Ihr Bild nie aus meiner Seele lassen werde. Ich komme einsam dort wieder an, wie ich einsam hierher gegangen bin. Ich muß hinweg, weil in kurzem Paul Lohmer wieder an Ihrer Seite sein wird und weil ich ihn nicht neben Ihnen sehen darf.“

Felicitas ward von einem Schauer des Entzückens und des Abscheus zugleich durchrieselt, ihre Blicke flüch=

teten gleichsam vor dem Bilde zurück, das Erich heraufbeschwor, und hefteten sich dann fest und schmerzlichfragend auf den geliebten Mann. „Paul Lohmer?“ sagte das Mädchen leise, „er wird niemals wieder neben mir stehen! Du aber, Erich — Erich, warum willst du gehen, wenn niemand dich zu sich ruft, niemand deiner harrt?“

Erich mußte das bebende Mädchen in die Arme schließen, um sie nicht umsinken zu lassen, er stammelte nur: „Felicitas — vergiß deinen Vater nicht! Er könnte uns zum drittenmal trennen wollen und ein drittesmal ertrügen wir beide dies Geschick nicht.“

„Er wird es nicht wollen, Erich — aber er könnte es auch nicht! Ich habe an dir und an uns gefrevelt, als ich vor einem Jahre ihm gehorchte! Ich weiß es nicht erst seit heute, mein Liebster — aber der Himmel will uns gnädig sein! Ich habe dich gerufen, Erich, und du bist gekommen, ich gelobe dir hier, wo ich tausendmal schmerzlich deiner gedacht habe: sobald du rufst, wohin du rufst, werde auch ich kommen.“

Er küßte ihr weitere Worte von den bleichen Lippen, die heilige Stille der Minuten vollen, ungeahnten Glücks kam über sie. Felicitas hielt Erich fest umschlungen, er blickte zärtlich auf sie nieder. Zwischen den Buschgruppen, die der kleinen Terrasse zunächst lagen, zeigten sich plötzlich Herr von Herther und Professor Lohmer. Sowie der Präsident seines Kindes und des jungen Freundes ansichtig ward, glänzte ein hellerer Schein auf seinem bekümmerten Gesicht, er zog Max hastig zurück und sagte: „Lassen Sie die beiden, Max — meines Wortes braucht es nicht mehr, und alles, alles weitere — ich hoffe zu Gott alles Gute — muß sich finden, ehe dieser Morgen zum Abend wird.“

Professor Lohmer nickte stumm, auch sein Gesicht zeigte tiefe Befriedigung. Droben aber unter der Linde schlug Felicitas die hellen, glückstrahlenden Augen zu Erich auf: „Mein alter Traum soll Wahrheit werden, Liebster! John Anderson mein Lieb. Dein, bis die Locken grau sind und so selig dein, wie heute, Erich!"

„Gewiß, gewiß, Felicitas!" sagte Erich. „Und heute laß uns glücklich sein, weil wir jung sind und das Leben noch hell vor uns liegt!"

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

